

SEE STERN

der
Gebieten
der
Welt

SEESTERN

A-III

Fu

der Gebieter der Welt

Handwritten: Seestern:
Handwritten: Seestern:

Su

der Gebieter der Welt

11. Auflage



Verlag Theodor Weicher, Leipzig

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung,
der Verfilmung und Dramatisierung vorbehalten

Copyright 1925 by Theodor Weicher, Leipzig, Inselstr. 10

Umschlagzeichnung von Max Bschow, Leipzig

Druck von G. Reichardt, Großsch (Bez. Leipzig)

Es ist töricht von Euch Weihen, daß Ihr uns aus unserm
Schlummer aufwecken wollt. Ihr werdet es bereuen, wenn
wir einmal erwacht sind, und werdet dann den früheren
Schlummer zurückwünschen.

Li Hung Tschang.

Who is Thomson?

Diese verdammten Giftmischer bringen uns noch die ganze Welt außer Rand und Band!" Dröhnend fiel die Faust Mr. Browns auf die Fläche seines Schreibtisches. Dann sprang der allgewaltige Magnat der Baumwollbörse auf und stürmte mit langen Schritten auf und ab.

"Ich bin für niemanden zu sprechen," herrschte er seinen Sekretär an, der eintrat und ihm die erste Post vorlegen wollte.

"Für niemanden! hören Sie wohl Mr. Smith, für niemanden. Aber kommen Sie gleich einmal her!" Er hielt ihm die Morgennummer des „Gerald“ dicht vor die Augen und tippte auf eine kleine Notiz, die ganz unten auf der zweiten Seite stand. Während Mr. Smith las, wühlte der Magnat förmlich mit seinen Blicken in dessen Zügen.

„Was sagen Sie?“

„Großartig Mr. Brown.“

„Das nennen Sie großartig?“

„Ich dachte, es wäre eine großartige Erfindung,“ antwortete Mr. Smith etwas unsicher.

„Großartig, warum?“

„Großartig für die Welt,“ tastete Mr. Smith noch unsicherer weiter.

„Mr. Smith,“ sagte Brown, „ich habe Sie nicht engagiert, damit Sie an die Welt denken sollen, sondern ich zahle Ihnen Ihr Gehalt, damit Sie immer und zuerst an die Firma Brown & Co. denken. Sehen Sie denn nicht die Folgen?“

„Sehen Sie her,“ und er wies wieder auf die kleine nur elf Zeilen lange Notiz und las sie zum dritten Male. Unter der Überschrift: „Ein neuer Sieg der Chemie“ enthielt sie folgende Mitteilung:

„Dem Chemiker Colin Thomson ist es nach langem Versuchen gelungen, Baumwollfasern und Seidenfasern künstlich zu erzeugen. Die chemische Wissenschaft nimmt damit der Natur und der Seidenraupe die Arbeit ab und kann in ihrem Laboratorium ununterbrochen das erzeugen, was die Arbeit des Pflanzers nur einmal im Jahre zu Wege bringt. Es ist mit Genugtuung festzustellen, daß diese Erfindung von einem Bürger der U. S. A. gemacht worden ist und daß sich das amerikanische Volk diesen Erfolg der chemischen Wissenschaft zugute schreiben kann.“

„Das ist es, und da denken Sie zunächst an die Welt?“

Der Sekretär hielt es für richtig, zunächst nicht weiter zu antworten und sah nur seinen Chef fragend an.

„Sehen Sie denn immer noch nicht die Folgen?“ forschte der weiter.

„Wenn Thomson wirklich in seiner Gistküche aus irgend welchem Stoff Baumwollfasern herstellen kann, dann kann er sie natürlich auch in jeder beliebiger Länge erzeugen, und dann können wir mit unserer ganzen Baumwollkultur, bei der die Faser nur eine Stapellänge von höchstens 60 mm erreicht, einpacken. Sehen Sie denn immer noch nicht, daß diese Erfindung unsere ganze amerikanische Wirtschaft über den Haufen wirft? Auch die japanische Seidenzucht kann damit erledigt sein. Hier liegen allerdings die Vorteile auf unserer, der Konsumenten Seite. Wenn wir wie bei der Kunstseide, der Viscose, künstliche Seiden-Fasern von unendlicher Länge herstellen können, dann brauchen wir keine asiatische Naturseide mehr und haben das Wettrennen mit der Seidenraupe gemacht. Hauptsache bleibt, daß wir zunächst einmal feststellen, was leistet die Thomsonsche Faser und ist sie wirklich der natürlichen gleichwertig? Dazu brauchen wir Thomson.“

„Sehr richtig!“ versetzte der Sekretär eifrig.

„Sehr richtig!“ höhnte Mr. Brown, „ich wollte ich hätte Gelegenheit gehabt, zu Ihnen zu sagen: Sehr richtig! anstatt daß Sie mir hier Trivialitäten wiederholen.“

Er ging wieder ein paar Schritte auf und ab und blieb dann vor seinem Sekretär stehen.

„Mr. Smith, meine besten Erfolge verdanke ich meiner Auffassung, daß ich meine Konkurrenten mindestens immer für ebenso klug gehalten habe wie mich selber. Wir müssen damit rechnen, daß sich heute hier in New York an vielen Stellen dieselbe Szene abspielt, die wir miteinander haben. Wir müssen handeln, rasch handeln, um die Auswirkung der Gelei des „Herald“ möglichst vor der Börse noch abzufangen und in unserem Sinne umzubiegen. Es ist jetzt 9 Uhr. Wir haben also drei Stunden Zeit.“

Also zunächst: „Wer ist Thomson und was ist seine Erfindung wert?“

„Der Gelei des „Herald?“, fragte der Sekretär weiter. „Warum Gelei? Ohne den „Herald“ wüßten wir doch von der Sache nichts.“

„Mr. Smith, Sie reden wieder, als seien Sie Sekretär einer Liga der Menschenfreunde und nicht Sekretär der Firma Brown & Co.“

„Was sollte denn der „Herald“ tun?“

„Solche Nachrichten wirft man nicht ohne weiteres der Öffentlichkeit vor — sondern handelt als Geschäftsmann. Jetzt ist die Rage aus dem Sack und wir können sie über Dächer und in alle Schlupfwinkel verfolgen. Hätte der Editor des „Herald“ die Sache begriffen, so wäre er mit seiner Neuigkeit zu einem vernünftigen Menschen, sagen wir zu der Firma Brown & Co. gekommen und hätte hier in meinem Privatkontor gesagt: Mr. Brown, hier ist Mr. Thomson, er kann Baumwolle machen und spinnt Seidenfäden tausendmal länger wie die Seidenraupe, was ist Ihnen die Sache wert? Dann hätten wir hier an diesem Schreibtisch in aller Ruhe überlegen können, was wir tun wollen, ob wir Thomson seine Erfindung ablaufen und mit ihm oder ohne ihn selber künstliche Baumwolle machen oder ob wir dem Erfinder den Hals umdrehen... Natürlich bildlich gesprochen, „verbesserte er beschwichtigend, als ihn sein Sekretär entsetzt anblickte. „Bildlich gesprochen oder auch nicht, solche gefährliche Menschen legt man an die Kette

und trifft Vorkehrungen, daß sie in der Welt keinen Unfug anrichten. Frühere Zeiten waren rücksichtsloser. Es gibt viele Erfindungen, die die Welt in Ihrem Sinne, er vorbeugte sich ironisch — beglückt haben würden. Man hat das aber vernünftigerweise verhindert und hat solche gefährliche Menschen beizeiten unschädlich gemacht."

"Was würden Sie getan haben, Mr. Brown?"

"Getan haben? Ich würde mich, wenn der „Herald“ vernünftig gewesen wäre, mit Thomson assoziiert haben, würde ihm einen so hohen Preis gezahlt haben, daß ihm Hören und Sehen vergangen wäre, und hätte dann . . ."

Sein Gesicht nahm einen verbissenen harten Ausdruck an. „... doch Mr. Smith, das verstehen Sie nicht. Aber verlassen Sie sich darauf, ich hätte es getan.“ Und er trat energisch mit dem Fuße auf.

„Aber wir verlieren Zeit, fünf Minuten sind schon wieder dahin, und drei Stunden haben wir nur noch bis zur Börse. Ihre Aufgabe ist es, festzustellen, wer Thomson ist. Nein, lassen Sie, ich werde selber . . .“ und er griff zum Telefonhörer: „Geben Sie mir den „Eastern Herald!“

„Hier Sidney Brown, ich muß sofort den Editor Mr. Dayton sprechen.“

„Noch nicht zu sprechen? Es ist 9¹⁰ Uhr . . . Ist mir einerlei, ob er nicht gestört werden will, die Sache ist wichtig. Also bitte die Verbindung!“

„Soviel ich weiß, überwacht Mr. Dayton die Morgen-Ausgabe selber und kommt dann erst gegen Mittag ins Büro“, bemerkte der Sekretär.

„Hier Sidney Brown! Ah, Mr. Dayton, wie geht es Ihnen? Sie bringen heute Morgen eine Nachricht, daß ein Chemiker Thomson künstliche Baumwolle und künstliche Seide machen kann. Können Sie mir sagen, wer dieser Thomson ist und wo er wohnt? Die Sache könnte für uns Interesse haben . . . Sie haben selber noch nicht gelesen? Bitte, unten auf der zweiten Seite: „Ein neuer Sieg der Chemie.“ Sie verstehen, Mr. Dayton, was das für eine Bedeutung haben kann, wenn einer künstlich Baumwollfasern herstellen kann . . . Danke sehr, Mr. Dayton, darf ich bitten,

mich sofort anzurufen, sobald Sie festgestellt haben, wer dieser Thomson ist." Er legte den Hörer wieder hin.

"Dayton," sagte er ärgerlich zu seinem Sekretär, weiß selber nichts und hatte die Nachricht überhaupt noch nicht gelesen. So sind die Zeitungsmenschen. Mr. Smith, wenn wir jetzt nur nicht selber eine Dummheit gemacht haben, Ich werde hier bleiben und abwarten, was Dayton mir sagen kann. Aber inzwischen fangen Sie die Sache vom andern Ende an. Fahren Sie zum „Herald“ und sehen zu, daß Sie des Menschen habhaft werden, der der Zeitung die Nachricht gegeben hat. Vielleicht weiß er mehr als Dayton."

Als der Editor des „Herald“ zwei Stunden früher als sonst sein Büro betrat, legte ihm sein Sekretär einen Zettel hin.

„Vor einer halben Stunde hat die Firma Webster, Bros. angefragt, wer der Erfinder der künstlichen Baumwolle sei, und eben fragt die Firma Bonsobry & Co. auch nach diesem Thomson. Es scheint sich um die Notiz zu handeln, die wir heute auf der zweiten Seite unten haben, die von einer solchen Erfindung berichtet. Eine amerikanische Erfindung!“, setzte er stolz hinzu.

„Wer hat uns die Nachricht gegeben?“

„Ich werde das feststellen, Mr. Dayton.“

Der Editor nahm inzwischen das Blatt vor und las die wenigen Zeilen noch einmal.

„Das stellt man an die Spitze des Blattes“, sagte er für sich, „und flaggt damit über alle Toppen. Diese Sensation haben wir uns für den „Herald“ entgehen lassen.“

„Mr. Livesey!“ rief er durchs Telefon, „heute Mittag für den Börsenbericht die besten Kenner aus dem Stall! . . . Warum? Natürlich die Thomsonsche Erfindung, Baumwolle! Seide! Was, Sie wissen überhaupt noch nichts! Na, lesen Sie denn das eigene Blatt nicht? Unten auf der zweiten Seite. Treffen Sie schnell ihre Maßnahmen! Hoffentlich hat die Konkurrenz die Nachricht ebenso übersehen wie die Redakteure des „Herald“. Die Baumwolle hier ist schon aufmerksam geworden und fragt bereits nach Thomson. Mr. Livesey, treffen Sie alle Vorkehrung für die zweite Aus-

gabe des Mittagsblattes nach Schluß der Börse. Alle Maschinen stehen dafür zur Verfügung.“

„Die Nachricht stammt von einem gelegentlichen Reporter Mc Cardell, der sie gestern Abend Mr. Wilson gegeben hat“, referierte der Sekretär über das Ergebnis seiner Nachforschung.

„Haben Sie denn Mc Cardell schon holen lassen? Er ist schließlich der Einzige, der mehr wissen kann als alle Anderen zusammen“.

„Selbstverständlich, Mr. Rowling ist selber mit dem Auto unterwegs, um dann mit Mr. Mc Cardell zusammen zu Thomson zu fahren und ihn hierher zu bringen“.

Zu demselben Ergebnis, daß der Reporter Mc Cardell die Nachricht von der Thomsonschen Erfindung abends auf der Redaktion des „Herald“ Mr. Wilson übergeben hatte, war inzwischen auch Mr. Smith auf einem etwas kürzeren Wege gekommen. Für ein paar Dollar hatte er einen Metteur in der Druckerei des „Herald“ veranlaßt, ihm das kleine Schreibmaschinenmanuskript herauszufischen, und auf dem Büro des „Herald“ hatte er dann Mc Cardells Adresse erfahren.

Ungefähr gleichzeitig hielten zwei Autos vor dem Haus 127 der 48. Straße. Gleichzeitig stürmten Rowling und Smith die Treppen zum fünften Stock hinauf, da sie sich in ihrer Überhast nicht Zeit nahmen, abzuwarten, bis der Fahrstuhl wieder unten ankam.

Das Ergebnis ihrer Feststellungen bestand darin, daß Mr. Mc Cardell mit seiner Braut vor einer halben Stunde nach dem Belham Bay Park hinausgefahren und vor Abend nicht zurückzuerwarten sei. Rowling fuhr mit einem Bilde Mc Cardells, das er von dessen Zimmerwirtin erhalten hatte, auf ein Detektivbüro, das dann die Suche nach den beiden aufnahm. In der Wohnung Mc Cardells wurde ein Reporter des „Herald“ postiert mit dem Auftrage, ihn bei seiner Rückkehr sofort auf das Büro der Zeitung zu bringen und zwar zu Mr. Dayton selber.

Der Editor hatte sich kaum wieder über seine Arbeit

gemacht, als ihm Mr. Brown in einer dringenden Angelegenheit gemeldet wurde.

„Sidney M. Brown?“, meinte er unwirsch. „Sagen Sie, wir wüßten selber nicht, wer Mr. Thomson ist.“

„Mr. Brown läßt sagen, es handele sich nicht nur um Thomson, sondern noch um eine andere Sache.“

„Dann bitte ich ihn, für fünf Minuten einzutreten.“

„Sind wir allein?“ fragte Brown. „Was denken Sie mit dem „Herald“ zu tun?“

„In unserer Mittagsausgabe werden wir zunächst die Bedeutung der Thomsonschen Erfindung ins rechte Licht setzen. Einer meiner Reporter diktiert eben sein Interview mit einem Baumwollfachmann.“

„Baumwollfachmann? Wer ist es?“

„Sein Name soll nicht genannt werden.“

„Ein Wort, Mr. Dayton, halten Sie es für richtig, die amerikanische Baumwollleute erst noch mit der Nase auf die Sache zu stoßen?“

„Es wird sich nicht umgehen lassen.“

„Warum? Sie denken als Zeitungsmensch.“

„Die Nachricht ist heraus, jetzt können wir nicht anders, als wie Zeitungsmenschen handeln.“

„Können? Warum? So lange ihre Konkurrenz, die anderen Zeitungen, nichts wissen? Und das ist anzunehmen.“

„Woher wissen Sie, daß die Konkurrenz noch nichts weiß?“

„Ich habe vorsichtshalber bei Ihrer Konkurrenz angetippt. Alles noch im tiefsten Schlafe, Sie können dem Herrn, der die Nachricht auf der zweiten Seite versteckte, wirklich dankbar sein. Mr. Dayton, was ist Ihnen die heutige Mittagsausgabe wert? ... Was ...? Behtausend Dollar? ... Das ist viel Geld. Ich kaufe Ihnen aber die Mittagsausgabe ab. Darf ich Ihnen den Scheck gleich ausschreiben? Verpflichtung: Der „Herald“ bringt in seiner Mittagsausgabe vor der Börse kein Wort weiter über die Thomsonsche Erfindung.“

„Das kann ich als Journalist nicht! Ich bin dem Unternehmen verantwortlich für das, was ich tue und unterlasse.“

„Würden Sie eine entsprechende Anweisung von mir als Besitzer des „Eastern Herald“ annehmen und das Blatt für heute Mittag stilllegen?“

„Als Besitzer des „Herald“?“

„Was kostet der „Herald“? Ich kaufe ihn für meinen Konzern. Wir können in diesem Zimmer das Geschäft sofort abschließen. Was mich der „Herald“ kostet, hole ich andert-halb Stunden später an der Börse wieder heraus, wenn ich dort die Bombe plazen lasse.“

„Aber Ihre Konkurrenz, die Baumwolle selber weiß von der Sache“.

„Weiß von der Sache?“

„Bitte“, damit legte der Editor dem Baumwollmagnaten mehrere Zettel auf den Tisch. „Alles telefonische Anfragen nach Thomsons Adresse“, sagte er.

„Dann genügt es mir, wenn der „Herald“ vor der Börse keinen Lärm schlägt“, sagte Brown.

„Also 10000 Dollar? Ich werde sofort hier von diesem Apparat mit dem Vorsitzenden unserer Gesellschaft sprechen. Ohne ihn kann ich die Verantwortung nicht übernehmen.“

Mr. Brown verfolgte mit unbeweglicher Miene den Verlauf der Telefonunterhaltung. Dann schrieb er seinen Scheck aus.

Der Editor überreichte ihm das Manuskript seines angefangenen Artikels. „Ein etwas teures Stück Papier, aber wie Sie wollen.“

„Aber nun stoppen Sie die Maschine!“

Während der Editor zum Hörer griff, um die entsprechenden Anweisungen zu geben, stürmte der Baumwollmagnat davon, um sich zur Börsenschlacht zu rüsten.

Der „Herald“ erschien in seiner Mittagsausgabe mit einem Blatt, das auf der ersten Seite einen gerade gelegen gekommenen sensationellen Mord im Chinesenviertel von New York als große Sensation brachte. Ein Vulkanausbruch auf Java und ein Interview über Dumpingzölle auf den Stahlimport aus Indien sorgte für den Rest.

Der eigentliche Schlag erfolgte auf der Börse selber, wo die Baumwolle um 5,8 Cents stürzte, wo Millionen im

Moment verloren gingen und wo die Firma Brown & Co. ein Geschäft buchen konnte, das den Preis der Mittagsausgabe des „Herald“ mehrfach übertraf. Dann raste der See, und als man die Trümmer des Schlachtfeldes der Börse überblickte und Kabel und Radio die Sensation des schwarzen Tages der Baumwollbörse und der Entwertung aller Cotton- und Seideneffekten hinaustrug, erschien der „Herald“ mit einer zweiten Mittagsausgabe, die der Öffentlichkeit erst den Kommentar zu der Katastrophe gab und ihr die Bedeutung der Thomsonschen Erfindung klar machte.

Das Ergebnis der Nachsuche des Detektivbüros war etwas grotesk. Mr. Mc Cardell wurde in dreihundvierzig Exemplaren und dreihundvierzig ihn begleitenden jungen Damen eingeliefert, die alle auf einem Ausflug in der Umgegend der Belham Bay festgestellt worden waren, bei denen sich aber herausstellte, daß sie nicht mit den Gesuchten identisch waren. Mc Cardell selber wurde gegen Abend allein und ohne Begleitung von dem in seiner Wohnung noch wartenden Reporter erwischt.

Dem Editor des „Herald“ konnte er allerdings auch nur mitteilen, daß er selber Thomson nur ganz oberflächlich kenne. Er habe ihn ganz zufällig ein paar mal getroffen. Thomson sei von Beruf Chemiker und sei anscheinend in einem großen Unternehmen, über das er aber nie gesprochen habe, angestellt. Thomson habe ihm einmal erklärt, erfinden könne man alles, das habe auch schon Edison gesagt, und hinzugefügt, man müsse nur immer sagen, was erfunden werden soll. Am Abend vorher hatte der Reporter Thomson auf dem Nachhausewege getroffen. Er habe ihn ironisch gefragt: „Nun Mr. Thomson, haben Sie wieder etwas erfunden?“ Da sei Thomson ernst geworden und habe gesagt: „Ja, ich habe etwas erfunden, was vielleicht sehr wichtig ist. Ich kann Baumwolle und Seide machen.“

„Baumwolle und Seide?“

„Sagewiß, aber nicht Viscose, Kunstseide, sondern richtige Baumwolle und richtige Seide. Man muß als Chemiker der Natur nachgehen und in ihr Laboratorium schauen. Das, woran der Seidenwurm und die Baumwollstaube ein Jahr

arbeiten, können wir natürlich als Chemiker als Urstoff auch herstellen. Und wenn der Seidenwurm durch seine Spinnbrüse diesen Stoff als Faden produziert, so können wir mit der Maschine auch dasselbe leisten, nur mit dem Unterschiede, daß die Maschine keine Grenzen in der Länge hat und sehr viel exakter arbeitet. Spinnt der Seidenwurm einen ungleichmäßigen Faden von 800 m Länge, so kann die Maschine einen gleichmäßigen Faden von Hunderten von Kilometern liefern. Genau so ist es mit der Baumwollfaser, den die Pflanze nur mit einem kurzen Stapel von höchstens 60 mm Länge produziert". „Und diesen Urstoff haben Sie?" fragte ich Thomson. „Ja, ich habe ihn, aber es ist noch ein wichtiger Faktor dabei, doch das ist vorläufig mein Geheimnis". Damit hatte sich Thomson verabschiedet. Mc Cardell hatte dann die kurze Notiz noch auf die Redaktion gebracht und hatte sie dem Schlußredakteur übergeben.

Eine halbe Stunde später saß Mr. Brown, den der Editor telefonisch benachrichtigt hatte, wieder im Arbeitszimmer von Mr. Dayton und ließ sich von dem Reporter noch einmal die Sache erzählen.

„Sie wollen, wie ich höre, heiraten, Mr. Mc. Cardell, und brauchen eine Anstellung? Bei Brown & Co. ist ein guter Posten frei. 400 Dollar im Monat, genügt Ihnen das? Sie können morgen antreten. Ich bemerke aber, daß die Firma Brown & Co. die Fachkenntnisse ihrer Angestellten als ihre Betriebsgeheimnisse zu betrachten gewöhnt ist. Sie wollen also auch ihre Kenntnisse von der Thomsonschen Erfindung so betrachten. Um Ihnen den Entschluß zu erleichtern, will ich Ihnen einen Scheck auf 2000 Dollar ausschreiben. Damit können Sie Ihren Haushalt einrichten."

„Damit liege ich bei Ihnen an einer goldenen Kette, Mr. Brown."

„Die Firma Brown & Co. ist gewöhnt, solche Ketten gelegentlich frisch vergolden zu lassen. Das hängt aber von Ihren Leistungen ab. Sind Sie einverstanden?"

„Abgemacht, Mr. Brown, morgen früh um acht Uhr bin ich bei Ihnen."

„Den einen hätten wir an der Kette, der war billig,“ sagte der Baumwollmagnat, als er das Gebäude des „Herald“ verließ. „Jetzt müssen wir den anderen haben. Selbstbewußtes und sicheres Auftreten will der Reporter bei ihm bemerkt haben! Der Mann weiß also, was er bedeutet, und er wird teuer werden. Hier müssen wir alle Minen springen lassen.“

Thomson fliegt in die Luft.

Mr. Brown, wie geht es Ihnen? Wollen Sie Platz nehmen," sagte der Staatssekretär des Departments des Innern in Washington zwei Tage darauf, indem er den Baumwollmagnaten begrüßte. „Schlechter Tag vorgestern an der Börse. Was wird wohl an der Erfindung sein?"

„Ich komme deshalb zu Ihnen."

„Wissen Sie etwas näheres?"

„Ja, Thomson ist Chemiker und stellt den Urstoff der Baumwollfaser und der Naturseide künstlich her, spinnt also denselben Faden wie der Seidenwurm, nur unendlich, ebenso die Baumwollfaser. Das kannte die Chemie theoretisch schon jetzt, nur fehlte es der künstlichen Zellstofffaser gewissermaßen an Lebenskraft. Das Geheimnis scheint, daß er etwas dem Zellstoff zumischt. Über die Bedeutung der Tatsache für Amerika, daß man dann überall Baumwolle und künstliche Seide machen kann, brauchen wir uns nicht zu unterhalten."

„Selbstverständlich nicht," sagte der Staatssekretär, „aber wer ist dieser Thomson?"

Mr. Brown zuckte die Achseln: „Ja, wer ist dieser Thomson? Er ist seit Mittwoch Abend auch für den einzigen Menschen, der ihn kennt, und der ihn ab und zu getroffen hat, und der seit vorgestern Angestellter der Firma Brown & Co. geworden ist, verschwunden. Die sehr dürftige Personalbeschreibung gibt kaum einen Anhalt. Wir müssen also unter der Hand weiter nach ihm suchen, unauffällig und mit allen Mitteln, und ich bin bei Ihnen, Herr Staatssekretär, um Sie zu bitten, auch die staatlichen Organe in den Dienst der Sache zu stellen, bei der es sich um die wirtschaftliche Existenz des amerikanischen Volkes handeln kann. Wir müssen klug sein und weiter blicken als andere. Denken Sie an Thomas."

„An Thomas?“

„Ja, an Thomas, den englischen Ingenieur Thomas, der 1875 mit seinem Verfahren hervortrat, durch das er aus phosphorreichen Erzen, die bis dahin nur brüchiges Eisen ergeben hatten, durch eine neue Ausfütterung der Bessemerbirne schmieðbares Eisen erzeugte. Damals hat die englische Regierung diesen kritischen Moment einfach verpaßt. Dieser englische Ingenieur hat mit seiner Erfindung Englands damalige Monopolstellung in der Eisenerzeugung gefährlich erschüttert und hat Englands kontinentaler Konkurrenz erst die technischen Waffen in die Hand gedrückt.“

„Da haben Sie Recht,“ sagte der Staatssekretär nachdenklich, „was hätten Sie gemacht?“

„Ich hätte mir diesen interessanten Ingenieur geholt und hätte ihn mir gekauft. Ich hätte ihm seine Erfindung zunächst sozusagen trocken gelegt und durch eine sachmännische Gegenerklärung öffentlich entwertet. Auch ein Kaufpreis von einer Million Pfund wäre billig gewesen, und wenn er nicht gewollt hätte, so hätte ich den Mann beseitigt.“

„Beseitigt?“

„In früheren Zeiten war man rücksichtsloser, da hat man Menschen, die dem eigenen Volke schaden, hingerichtet oder verbrannt. Heute würde man solche unbequemen Leute in ein Irrenhaus stecken. Wollen Sie Beispiele?“

Der Staatssekretär wehrte ab.

„Und Sie wollten diesen Thomson ...?“

„Wollen oder nicht, darum handelt es sich nicht. Wir müssen, wenn wir das bleiben wollen, was wir sind.“

„Vorläufig haben Sie Thomson noch nicht.“

„Deshalb müssen wir ihn suchen, bis wir ihn finden, aber unauffällig suchen und ohne Lärm und ohne daß die Presse mitfucht.“

„Wie wollen Sie das verhindern?“

„Sehr einfach, durch die Presse. Mr. Thomson muß sterben.“

„Ohne daß Sie ihn selber haben?“

„Durch die Presse sterben.“

Der Staatssekretär sah sein Gegenüber belustigt an.

Seckern. Su.

„Hier habe ich Mr. Thomson schon beerdigt, oder vielmehr in die Luft geblasen,“ sagte der Baumwollmagnat und reichte dem Staatssekretär ein Schreibmaschinenmanuskript. Der überflog die wenigen Zeilen.

„Sie sind doch ein Mordskerl, Mr. Brown, schade, daß wir nicht solche Politiker haben.“

„Die Regierung der Vereinigten Staaten wäre außer Stande, meine Intelligenz ausreichend zu bezahlen. Als Sidney M. Brown verdiene ich das zehnfache eines Präsidentengehaltes. Für ein Gehalt wie Sie, Herr Staatssekretär, es beziehen, kann ich nicht arbeiten. Angebot und Nachfrage sind eben Gesetze, die nur die Diplomatie zu ignorieren beliebt. Wollen Sie Mr. Thomson selber sterben lassen, oder . . . ?“

„Es ist dann allerdings wirksamer, wenn er staatlich begraben wird. Es stärkt auch immerhin das Ansehen der Regierung,“ meinte er lächelnd. „Der Chef unserer Nachrichtenabteilung kann morgen in New York mit dem Reporter des „Herald“ sprechen. Dann werden wir die Nachforschung nach Thomson in aller Stille und in größtem Stile weiterführen. Vor allem darf dieser gefährliche Mensch nicht über die Grenzen des Landes. Ich werde unsern besten Mann mit der Sache beauftragen, Mr. French. Er ist ein feinnasiger Spürhund, dabei mutig und verwegen und zäh. Er hat noch jede Aufgabe gelöst. Den setzen wir auf Thomsons Fährte.“

Drei Tage darauf war in der gesamten amerikanischen Presse folgendes zu lesen:

„Das Rätsel der Aufsehen erregenden Erfindung des amerikanischen Chemikers Colin Thomson, dem es gelungen sein sollte, auf chemischen Wege Baumwollfasern von beliebiger Länge und Naturseidenfaden herzustellen, hat eine schnelle, aber leider sehr bedauerliche Lösung gefunden. Thomson war dem Staatsdepartement in Washington schon seit längerer Zeit bekannt. Fachleute haben die Vermutung ausgesprochen, daß es sich bei der Thomsonschen Erfindung nur um eine Abart der Nitrozellulose handelt, die bekanntlich sehr leicht entzündlich ist. Die Weiterführung der Experimente hat am Freitag zu

einer Explosion des Thomsonschen Laboratoriums geführt, wobei er selber das Leben verloren hat. Damit hat die so viel versprechende Wirksamkeit dieses bedeutenden Mannes ein Ende gefunden. Die Regierung weiß sich einig mit allen Bürgern der Vereinigten Staaten, wenn sie diesem Vorkämpfer der amerikanischen Wissenschaft ein ehrendes Andenken bewahrt."

Altschees mit den Bildern Thomsons, seines Geburtshauses und der Trümmerstätte des Laboratoriums wurden gleichzeitig an die gesamte amerikanische Presse verschickt. Damit verlor die ganze Sache an Interesse. Die Börse erholte sich wieder von ihrem Schreck, und nur einer war nicht ganz fest überzeugt, daß alles so stimmte. Als Mc Cardell den Artikel im „Herald“ las, meinte er zu Smith: „So wie hier im „Herald“ hat Thomson im Leben nie ausgesehen."

So wurde denn weiter nach Thomson gesucht. Es wurden noch einige Hunderte von falschen Thomsons eingeliefert, und sie wurden alle Mc Cardell vorgeführt, aber nie kam der rechte. Schließlich wurde das stumpfsinnig und die Welt hatte auch bald ganz andere Sorgen.

Wo ist der Comprador?

Jrgend etwas lag in der Luft, und in den europäischen Handelshäusern in Hankau herrschte eine gedrückte Stimmung, als Reinhold Wegener dort mit der „Stolzenfels“ eintraf, um bei Scott & Co., der dortigen Korrespondenzfirma seines deutschen Hauses, den Umfang des neuen Auftrages auf Seilbahnmateriale für die Eisenerzminen oben am Flusse und einige technische Abänderungen, die das bergige Gelände nötig machte, zu besprechen. Unbestimmte Gerüchte an Bord wollten wissen, daß ein Dampfer, der mit der letzten Sendung von Hankau nach Itschang unterwegs gewesen war, den chinesischen Flußpiraten in die Hände gefallen sei. Ein englischer Kreuzer, der dann hinter ihnen her gewesen war, schien dabei zu Grunde gegangen zu sein. Durch eine Mine wollten die einen wissen, durch Flugzeugbomben erzählte ein anderes Gerücht.

„Schiffsklatsch, das Erzeugnis der Langenweile an Bord, hatte Wegener wegwerfend gemeint. In Hankau werden wir ja alles erfahren“.

„Woher sollen die Chinesen auch Flugzeugbomben haben. Die Waffenausfuhr nach China ist doch verboten,“ dozierte ein deutscher Fabrikdirektor an Bord, der zum ersten Male nach China kam.

„Bekommen?“ meinte ein Kaufmann aus Shanghai, ein alter Praktiker des chinesischen Geschäftes, „bekommen kann man auch hier alles, wenn man nur genügend zahlt. Um die papiernen Verbote, die harmlose Leute in Europa aushecken, kümmern sich hier draußen kein Mensch. Ich möchte nicht aus der Schule plaudern, aber was alles als Maschinenteile verpackt die Zollämter passiert, oder vielmehr nicht passiert, sondern auf Umwegen hereinkommt, davon könnte ich Ihnen allerhand Dinge erzählen. Na, lassen wir das.“

„Im übrigen können Sie beruhigt sein,“ mischte sich ein amerikanischer Ingenieur ein, „die Chinesen brauchen nur eine Bombe, die anderen machen sie nach dem Muster dann selber. Fabriken, in die sie uns nie mehr einen Blick gestatten, haben sie ja zur Genüge.“ Er wies auf die rauchenden Schloten der Fabrikanlagen am Yang-tse-Ufer. Das da drüben mit den Dingen, die wie große Gasflaschen aussehen, ist das neue Hochofenwerk, das da ist ein Walzwerk, das nächste eine Zementfabrik, da drüben liegen zwei Spinnereien. Das, was da hinten gebaut wird, soll eine Maschinenfabrik werden und dazwischen die drei Schornsteine gehören zu dem Martin-Werk. Sie haben alles bei einander, alles in der allerletzten Zeit entstanden. Die Entwicklung geht hier mit Riesenschritten. In einem Jahre holen die Chinesen technisch Jahrzehnte nach.

„Jahrzehnte?“ fragte der deutsche Fabrikdirektor, „das ist doch wohl übertrieben.“

„Verlassen Sie sich darauf, es sind Jahrzehnte. Sie können bald alles so gut wie wir. Und da fragen Sie, woher die Chinesen Flugzeugbomben haben sollen.“

„Da sind wir Europäer und auch die Amerikaner hier bald überflüssig?“ fragte der Direktor etwas unsicher.

„Sind wir auch,“ meinte der Amerikaner trocken. „Übrigens habe ich eine gute Idee. Ich werde mal mit der Fabrik da drüben reden, vielleicht können wir unsere Flugzeugbomben — der Kongreß hat ja eben wieder neue Mittel bewilligt — hier viel billiger beziehen als daheim. Die Löhne, ein Fünftel der amerikanischen, da ließe sich vielleicht . . .?“ Er zog sich mit seinem Notizblock zurück und bedeckte das Blatt mit Berechnungsziffern.

Und es war doch kein Schiffsklatsch gewesen, und die Sache stimmte. Das erfuhr man als die „Stolzenfels“ vor Hankau festmachte. Allerdings schien die Sache nicht so schlimm, wie man an Bord hatte wissen wollen.

Über den englischen Kreuzer, der die Verfolgung der Piraten aufgenommen hatte, fehlten alle sicheren Nachrichten. Der Schall einer Explosion in den Uferbergen der Stromschnellen von Tschang hatte offenbar die Gerüchte vom

Untergang des Kreuzers entstehen lassen. Man war aber anscheinend zurückhaltend in diesem Punkte, und als Wegener abends im Hankau-Hotel den Vertreter der deutschen Firma Berger & Co. sprach, fühlte er bei ihm doch eine größere Besorgnis, als man öffentlich zugeben wollte.

„Es geht hier irgend etwas unter der chinesischen Bevölkerung vor,“ sagte er, „wir kommen aber der Sache nicht auf den Grund. Außerlich ist alles ruhig und die Provinzial-Regierung, der Taotai, rückt ganz entschieden von den Flußpiraten ab, die niederzuhalten ihm aber die nötigen Machtmittel, besonders zu Wasser fehlen. Weiter als auf Gewehr- schußweite der Regierungstruppen reicht jedenfalls seine Autorität nicht. Einstweilen hat die Firma Scott & Co. durch den englischen Generalkonsul eine hohe Entschädigungs- forderung angedroht für den Fall, daß der Dampfer ver- schwunden bleibt. Eine weitere Forderung strenger Sicher- heitsmaßnahme gegen das Piratenwesen ist schriftlich über- reicht worden. Morgen sollten die Verhandlungen mit dem Taotai beginnen. Ich würde Ihnen raten, Herr Wegener, in Hankau persönlich recht vorsichtig zu sein. Wir Ausländer haben beschlossen, uns im Hinblick auf die Stimmung, der chinesischen Bevölkerung nicht mehr einzeln auf der Straße zu zeigen, besonders nicht mehr nach Einbruch der Dunkel- heit. Auf einen Schutz der Polizei ist bei Überfällen kaum zu rechnen. Man muß sich auf seinen Browning verlassen, wird aber gut tun, ihn nur im alleräußersten Falle zu gebrauchen.“

Am nächsten Morgen ließ sich Wegener beim Chef der Firma Scott & Co. melden.

„Sie kommen in einem sehr ungünstigen Moment Mr. Wegener,“ begrüßte ihn dieser. „Die Flußpiraten haben den Dampfer mit dem Bahnmateriel zwischen hier und Itchang gekapert und haben ihn verschleppt. Ob es gelingen wird, ihn wieder herbei zu schaffen, ist sehr fraglich. Ein böser Verlust. Die Sache hat außerdem ein ganz anderes Gesicht dadurch bekommen, daß die Piraten anscheinend nicht nur gut bewaffnet sind, sondern über ganz moderne Kriegsmittel verfügen.“

„Und der Kreuzer?“ fragte Wegener.

„Nein, lassen Sie uns allein,“ sagte der Chef zu einem eintretenden Angestellten.

„Und was ist es mit den Gerüchten über das Verschwinden des Kreuzers?“ begann Wegener von Neuem. „An Bord der „Stolzenseels“ wurde schon davon erzählt. Hier in Hankau ist es aber unmöglich, aus den Gerüchten klug zu werden.

Der Chef war sehr ernst geworden.

„Mr. Wegener, ich will es Ihnen sagen. Der Kreuzer „Aurora“ ist anscheinend durch Bombenabwürfe eines chinesischen Flugzeuges vernichtet worden. Aber wir möchten das offiziell noch nicht zugeben, bevor nicht weitere Schiffe unserer Marine von Shanghai hier ankommen und wir im Besitz größerer Machtmittel sind. Ich möchte Sie aber über die Sachlage nicht im Unklaren lassen. Gestern ist auf einer Zusammenkunft der hiesigen Konsuln beschlossen worden, heute früh beim Taotai mit allem Nachdruck Vorstellungen zu erheben, und besonders einen nachdrücklichen Schutz aller Ausländer zu fordern. Unser Generalkonsul wird jetzt beim Taotai sein. Man wird ihn dort wahrscheinlich mit allerhand Versprechungen zu beruhigen suchen. Sicherer ist mir jedenfalls der Schutz durch die Landungsabteilungen unserer Schiffe — wenn sie erst hier sind. Bis dahin gilt es, die Sache hinzuhalten. Die Gesandtschaft in Peking wird von uns auf dem Laufenden gehalten. So sieht es hier aus . . .“

„Einen Moment, Mr. Wegener,“ sagte der Chef, als der Prokurist der Firma eintrat und mitteilte, daß der englische Generalkonsul ihn am Telefon zu sprechen wünsche.

„Kein Dolmetscher auf der Provinzialbehörde? Na, dem läßt sich ja abhelfen. Ich schicke Ihnen einen unserer Compradoren aufs Konsulat, der als Dolmetscher dienen kann.“

Er drückte auf einen Knopf. Der Prokurist trat wieder ein. „Wer ist der Zuverlässigste unserer Compradoren? Ich brauche einen als Dolmetscher für die Verhandlungen auf der Provinzialregierung.“

„Am Besten wäre,“ antwortete der Prokurist, „wenn wir Li Djang Sung schicken.“

„Rufen Sie ihn.“

„Der Taotai,“ bemerkte inzwischen der Chef, „will plötzlich nur Chinesisch verstehen. Dolmetscher sind auf der Behörde angeblich nicht vorhanden, und da der Generalkonsul und seine Beamten nur englisch und nicht Chinesisch verstehen, so müssen wir schon einen unserer Compradoren zur Aushilfe mitschicken. Da steckt auch sicher irgend etwas dahinter, daß man auf der Provinzialregierung plötzlich die Taubstummen zu spielen versucht. Der Comprador wird ja gleich zur Stelle sein.“

„Si Yüang Hung ist heute nicht erschienen,“ meldete der Prokurist.

„Da nehmen Sie einen anderen, Mr. Marley.“

„Auch die anderen Compradoren sind nicht erschienen.“

„Verstehen Sie das, Mr. Wegener?“

Wegener zuckte die Achseln.

Der Chef rief den Prokuristen zurück.

„Kann einer von unseren Herren Chinesisch?“

„Ich glaube,“ versetzte dieser, „der Leiter unserer Maschinenabteilung, Mr. Coney kann Chinesisch.“

„Rufen Sie ihn!“

„Mr. Coney, verstehen Sie Chinesisch?“

„Ich lerne seit einem Jahr Chinesisch.“

„Werden Sie die Unterhandlungen zwischen dem Generalkonsul und dem Taotai vermitteln können?“

„Ich denke doch.“

„Sie erlauben wohl?“ mischte sich Wegener ein und sprach Mr. Coney auf Chinesisch an. Der suchte nach einer Antwort und kam mit ihr nicht zurecht. Wegener begann von neuem. Ein paar stereotype chinesische Redensarten waren alles, was Mr. Coney herausbrachte.

„Sie verstehen wohl Chinesisch?“ Der Chef sah Wegener erstaunt an.

„O ja, ich war vier Jahre in Shantung und habe die ganze Zeit fast nur mit Chinesen verkehrt. Ich konnte es auch vorher schon leidlich.“

„Wann haben Sie denn Chinesisch gelernt?“

„Wenn die anderen Europäer Tennis spielten.“

Der Chef überhörte die Fronie.

„Das sollte man allerdings hier im Lande können,“ sagte er nachdenklich.

„Der Engländer hält das ja sonst nicht für nötig,“ sagte Wegener, „er bleibt ja eigentlich immer in England, auch auf fremder Erde. Er kommt nie aus England heraus, denn er lebt immer in englischen Hotels und in englischen Klubs. Fremde Völker sind für ihn nichts weiter als Statisten, mit denen man nicht zu sprechen wünscht.“

„Und doch ist die Welt englisch geworden!“

„Gewiß, äußerlich,“ sagte Wegener, „The world becomes rapidly english“ sagte Ihr Charles Dilke schon vor einem Menschenalter. Ihr habt die Welt mit Kohlenstationen, mit englischen Hotels, mit englischen Sportplätzen bepflanzt, aber die Welt selber ist unenglisch geblieben.“

„Unenglisch?“

Wegener trat ans Fenster.

„Ist das hier englisch oder chinesisch? Englisch ist hier dieses Haus und sein Personal, englisch sind die Firmen, mit denen der englische Kaufmann hier den Markt zu beherrschen meint. Englisch sind die beiden Kanonenboote draußen auf dem Strom, dann kommt China.“

Der Chef sah vor sich hin.

„Sie mögen recht haben, Mr. Wegener, das Ganze ist eine Illusion, aber von dieser Illusion lebt Englands Macht seit Jahrhunderten.“

„Englands Macht?“ nahm Wegener den Faden wieder auf. „Reicht Ihre Macht als Chef eines englischen Hauses nur soweit, die verschwundenen Compradore wieder zur Stelle zu schaffen? Und wenn die chinesische Flut heranbrandet...? Sie haben einen Browning in der Tasche, Ihre Leute auch, zwanzig Brownings in der Hand von zwanzig Engländern, jeder zu sechs Schuß, sind im ganzen hundertzwanzig Schuß. Mit den beiden großen Brownings da draußen auf dem Fluß ist es im Grunde genommen nicht anders. Hundertzwanzig Schuß —, wenn Ihnen die anderen dazu Zeit lassen, denn die anderen schießen auch.“

Die Freiheit des Waffenhandels ist ja eines der höchsten Kulturgüter der Menschheit."

Der Chef ignorierte die Anspielung.

"Die Europäer und Amerikaner in Hankau zusammen mit den Deutschen — ich weiß nicht, ob Sie uns „Sunnen“, wie der „Hongkong-Telegraph“ uns in einer seiner letzten Nummern noch charakterisierte — ich weiß nicht, ob Sie uns „Sunnen“ noch zu den Europäern zählen — bedeuten alle zusammen unter der chinesischen Masse nicht mehr als ein einzelner Mann mitten auf einem mit Menschen vollgestopften Platz, der in seinem Browning im ganzen sechs Schüsse hat. Wird er die sechs Schüsse verfeuern, wenn er weiß, was nach dem sechsten Schuß kommen muß?"

Der Chef antwortete nicht.

Wegener griff in die Tasche und legte einen Browning vor ihm hin.

"Wie gefällt Ihnen das Ding?"

Der Chef sah sich die Waffe an.

"Gut! Made in England?"

Wegener lachte: „Nein, nicht Made in England, das ist nur die imitierte Marke. Das Ding stammt aus einer chinesischen Waffenfabrik."

"Und kostet?"

"Neun chinesische Dollar."

"Wir verkaufen ihn zu — sechzehn."

"Selbstkostenpreis?"

"Zehn Dollar cif."

"Nun, dann werden Sie gut tun, Brownings von Ihrer Verkaufsliste zu streichen. Gegen diese chinesische Konkurrenz kommen sie nicht mehr an."

"Wieso?"

"Die chinesische Waffenfabrik zahlt achtzig Cents Tagelohn bei zwölfstündiger Arbeit. Alles an dieser kleinen Waffe ist chinesisches Material, das Metall liefert das Stahlwerk hier gegenüber von Hankau und das Holz des Griffes wird auch irgendwo in China gewachsen sein."

Es entstand eine Pause.

„Ich bin erfreut Mr. Wegener, daß Sie chineſiſch können. Würden Sie uns einen großen Gefallen tun? Würden Sie ſich vielleicht unſerem Generalkonſul als Dolmetscher beim Taotai zur Verfügung ſtellen?“

„Gern,“ ſagte Wegener.

„Sie könnten aber vielleicht vorher als Geſchäftsfreund unſerer Firma ſelber zum Taotai gehen. Ich möchte durch Sie erſt einmal das Terrain ſondieren, ehe der Generalkonſul das ſchwere Geſchütz demaſkiert. Vielleicht kommen Sie allein weiter.“

Wegener ließ ſich beim Taotai melden und ſchrieb ein paar chineſiſche Worte auf ſeine Karte.

Der Taotai empfing ihn in ſeinem Amtszimmer. Wegener hielt ſich genau an das chineſiſche Zeremoniell, verbeugte ſich vor dem Taotai und begann mit einer umſtändlichen konventionellen Anrede. Er kam damit nicht zu Ende.

„Guten Tag, Herr Wegener,“ klang es ihm plötzlich ſehr freundlich entgegen. „Wie geht es Ihnen?“

Wegener ſah den Taotai ſehr erſtaunt an und ließ alle chineſiſchen Phyſiognomien in ſeiner Erinnerung Revue paſſieren.

Der Taotai ſah lächelnd zu ihm herüber und wartete ruhig, biß Wegener allmählich auf die rechte Spur kam. Halt, war es nicht in Kaumi an der Chantungbahn geweſen? Wie hieß der Chineſe doch, mit dem er dort amtlich zu tun gehabt hatte? Mit dem hatte er ſich von vornherein gut verſtanden. Jener Chineſe hatte ſeinen Blick über Jahrtausende fernöſtlicher Kultur gleiten laſſen, und zum erſten Male war er ſich als Europäer als ein Eindringling in eine fremde in ſich geſchloſſene Welt vorgekommen.

Der Taotai ſah Wegener noch immer lächelnd an.

„Kennen wir uns nicht aus Kaumi? Erinnern Sie ſich nicht Sun-Li-Tſchungs?“, ſagte er dann.

Das war er alſo.

„Laſſen wir das einſtweilen. Sie kommen im Auftrage der Firma Scott & Co. und mit deren Vollmachten?“

Wegener reichte dem Taotai sein Beglaubigungsschreiben und dieser erstarrte nun völlig zur Amtsperson. Der Abend in Kaumi versank im dämmernden Nebel.

Wegener trug sein Anliegen vor. Die Firma erwartete vom Taotai, daß er den gekaperten Dampfer wieder zur Stelle schaffe. Man erwartete von der chinesischen Behörde...

„England expects everyman to do his duty...“ bemerkte Sun ironisch, und diesmal ist China der „everyman“.

Wegener sah den Taotai schweigend an.

„Wenn England mit seiner Weisheit am Ende ist, entdeckt es immer die Pflichten anderer. Kurz und gut, was will man von mir?“

„Unter allen Umständen Herbeischaffung des gekaperten Dampfers,“ erklärte Wegener mit Nachdruck.

„Unmöglich,“ versetzte der Taotai.

„... und Bestrafung der Schuldigen,“ fuhr Wegener fort. Der Taotai dachte nach.

„Herr Wegener“ begann er nach einer Weile wieder: „Sie wissen selber, wir könnten hier wieder die alte Komödie spielen. Ich greife mir ein paar Subjekte von der Straße auf, die auch so schon genug auf dem Kerbholz haben. Sie werden mit dem üblichen Trara gehängt, die Köpfe werden auf die Stadtmauer gesteckt, und die englische Diplomatie bucht dann mit dieser billigen Strafaktion wiederum einen „Erfolg“. Aber das machen wir nicht mehr, Herr Wegener, können es nicht mehr machen. Unsere neue Regierung hat noch keinen festen Boden unter den Füßen. Das Volk ist uns aus der Hand geglitten. Sie sehen es ja selber hier in Hankau. Wir müssen es erst wieder in Zucht und Ordnung bringen. Unsere alte Kultur muß erst wieder Macht gewinnen. Heute würden wir durch Nachgiebigkeit ganz besonders vor fremden Forderungen nur unser bißchen Autorität aufs Spiel setzen. Autorität ist etwas, was man groschenweis zusammenbringen muß, um es eines Tages mit vollen Händen aus dem Fenster werfen zu können.“

„Und der Dampfer mit der Ladung der Firma Scott & Co.?“

„Ich weiß nicht, wo er ist.“ Der Taotai war wieder ganz Amtsperson.

„Es ist eine Ladung von meiner Firma an Bord,“ bemerkte Wegener nach einer Pause wieder.

„Ihrer Firma? Ihrer deutschen Firma. Ich weiß, aber ich weiß nicht, wo der Dampfer ist. Vielleicht ist er schon oberhalb von Tschang. Er hat 4 m Tiefgang.“

Wegener fühlte instinktiv den Zug einer Schleppleine, mit der ihn Sun nach einer bestimmten Richtung zu ziehen versuchte. Wegener folgte ihm. Er stand auf und machte ein paar Schritte durchs Zimmer.

Der Taotai wartete geduldig.

„Wer weiß denn, wo der Dampfer ist?“

„Die Gilde.“

Wegener fröstelte. Zum zweiten Male spürte er dieselbe unheimliche Macht in einem Dunkel, das kein europäisches Auge zu durchdringen vermag. Aus seiner Erinnerung tauchte ein Erlebnis aus Kaumi auf. Die chinesischen Arbeiter an der Shantungbahn waren eines Tages von ihrem Plage verschwunden, als hätte sie die Erde verschluckt. Lohnunterschieden. Er hatte sich deshalb an die chinesische Ortsbehörde gewandt, und deren Vertreter hatte ihn damals mit einem Gildenfürher bekannt gemacht. In der Unterhaltung mit diesem Gildenfürher war er damals von dem umfassenden Wissen dieses Chinesen und seinen Kenntnissen europäischer Zustände ganz überrascht gewesen. Jener Mann war, das hatte er instinktiv gefühlt, eine Macht. Er gab sich schlicht und gleichsam selbstverständlich, ohne alle Phrasen. „Morgen werden Sie Ihre Arbeiter wieder haben und zwar ohne Lohnerhöhung. Wir wollen ein Kulturwerk nicht hindern. Das andere Ende liegt ja doch nicht in Eurer Hand,“ hatte ihm der Gildenfürher damals erklärt. Am nächsten Morgen waren die chinesischen Arbeiter ebenso lautlos, wie sie verschwunden waren, wieder da und nahmen die Arbeit wieder auf. Wegener sann nach. Der Taotai ließ ihm ruhig Zeit.

„Die Gilde? Wer ist hier die Gilde?“

„Fu Wang Tschöng“, sagte der Taotai. „Sie kennen ihn auch aus Kaumi. Es ist derselbe Fu. Das Schicksal hat uns

parallele Wege geführt und das Schicksal hat auch Sie nach Hankau geführt."

"Doch nur ein Zufall."

Der Taotai lächelte.

"Ich hatte ursprünglich andere Pläne."

"... und fanden in Singapore eine neue Weisung Ihrer heimischen Firma vor, die Sie nach Hankau beorderte."

"Das wissen Sie?"

"Ich weiß vieles, Herr Wegener."

"Durch die Gilde?"

Der Taotai antwortete nicht.

"Was soll ich Scott & Co. antworten?"

"Was Sie wollen, Sie wissen jetzt ja Bescheid."

"Also einen ablehnenden Bescheid?"

"Sagen wir einen hinhaltenden." Wegener wandte sich zum Gehen und reichte Sun die Hand.

"Würden Sie Fu gern wiedersehen?" fragte dieser. "Dann würde ich Sie bitten, übermorgen Abend mein Gast zu sein. Wir drei sind dann allein."

"Wird sich Fu meiner noch erinnern?"

"Herr Wegener, Sie sind vor vielen Jahren, vor dem Kriege einer der Wenigen gewesen, die uns Chinesen nicht von oben herab behandelt haben, sondern gleich zu gleich und zwar von vorn herein. Das vergessen wir nicht."

"Fu ist wohl ein mächtiger Mann geworden?"

"Er ist nur einer von hunderten. Wir haben viele solche."

"Weshalb sind eigentlich alle Compradoren der europäischen Firmen in Hankau heute früh nicht erschienen? Das ist allgemein aufgefallen."

Der Taotai zuckte die Achseln: "Fragen Sie Fu!"

*

Das negative Ergebnis von Wegeners Besuch beim Taotai veränderte die Situation nicht mehr. Zwei Stunden darauf versammelten sich die Generalkonsuln, die Vertreter der fremden Handelshäuser und die Kommandanten der beiden englischen Kanonenboote und des französischen und japanischen Stationärs. Man beschloß, nochmals gemeinsam

nachdrücklich und offiziell beim Taotai vorstellig zu werden, bevor man zu weiteren Maßregeln griff. Das Verschwinden des englischen Kreuzers erforderte im Interesse der Autorität der fremden Mächte ein schnelles und entschlossenes Handeln. Es galt die Gefahr im Keime zu ersticken, groß genug und drohend war sie an sich schon. Die Flußpiraten machten jeden Handel bald unmöglich.

Die Diplomaten in Peking wurden von dem neuen Schritt benachrichtigt, und in Shanghai wurde um die Entsendung eines weiteren englischen Kreuzers ersucht. Auch die Franzosen versprachen ein Flußkanonenboot den Yangtse aufwärts zu schicken. Nur die Japaner schienen kein Interesse an einer Machtverstärkung zu haben.

Der Taotai erklärte sich auf eine telefonische Anfrage zu einer Besprechung bereit.

Am anderen Morgen um 10 Uhr war man im Gebäude der Provinzialregierung in voller Stärke versammelt. Die Chefs der bedeutendsten Handelshäuser am Orte wurden auch hinzugezogen. Den Vorsitz führte als Doyen am Ort der englische Generalkonsul. Neben ihm nahmen die anderen Generalkonsuln, die Schiffskommandanten und die Handelsherren an einer langen Tafel Platz. Da saßen sie nun um den feierlichen Verhandlungstisch. Gegenüber dem englischen Generalkonsul der Taotai mit zwei Vertretern, direkt neben dem Taotai Wegener, der wieder als Dolmetscher fungierte.

Die Begrüßung am Tisch war formell und kühl. Der französische Kapitänleutnant, der zufällig dem Vertreter der deutschen Firma Carlowitz gegenüber saß, zerkaute eine Bemerkung wie „boche“ zu seinem Nachbar. Jedenfalls konnte man die Deutschen nicht entbehren, wenn so etwas wie eine Solidarität herauskommen sollte.

Doch bevor die Verhandlungen beginnen konnten, gab es noch eine Pause. Von draußen scholl schmetternde Militärmusik herein. Ein feldmarschmäßig ausgerüstetes chinesisches Regiment zog vorbei.

„Das ist natürlich kein Zufall,“ meinte der französische Kapitänleutnant. Der Taotai verzog keine Miene.

Der Taktsschritt der Soldaten ließ die Scheiben erdröhnen. Einige der Herren traten ans Fenster.

„Vorzüglicher Drill!“

„Das danken sie den europäischen Instruktoren,“ meinte der Vertreter von Bayer & Co.

„Den europäischen Instruktoren? Wohl mehr den Bolschewisten,“ entgegnete der Chef von Scott & Co. „Ich traue dem Frieden hier überhaupt nicht mehr, jedenfalls ist das kein Zufall, daß uns der alte Gauner gerade jetzt seine Machtmittel vorreitet.“

„Vorsicht, Sie können nicht wissen, ob er nicht englisch versteht.“

„Er versteht nur chinesisch, ich weiß es.“

„Sind Sie dessen ganz gewiß?“

„Jedenfalls will er uns so etwas wie eine Strafexpedition vortäuschen,“ wandte die Firma Longfield ein, „um seinen guten Willen zu dokumentieren.“

„Alles Komödie! Lehren Sie mich doch die Chinesen kennen. Ich bin jetzt zwanzig Jahre im Lande. Alles Komödie, vor wirklichen Truppen reißen sie ja doch aus wie Schafleder. Denken Sie doch an die Operettenkampagne in Shanghai vor ein paar Jahren.“

„Dann riß er aus, ich immer vorneweg,“ höhnte einer der deutschen Kaufleute.

Der Militärmarsch verklang in der Ferne.

„Darf ich die Herren bitten,“ sagte der englische Generalkonsul. Er skizzierte, zum Taotai gewandt, kurz die Situation, wobei Wegener Satz um Satz übersetzte: Forderung: Umgehende Herbeischaffung des gekaperten Dampfers, Bestrafung der Seeräuber, Aufklärung über den Verbleib des englischen Kreuzers, diplomatische Sühneaktion und Ersatz des Schadens, sonst Strafexpedition aller europäischen Kriegsschiffe . . .“

Hier beugte sich der japanische Kapitän vor und sah den Generalkonsul fragend an, was dieser aber unbeachtet ließ.

Es trat eine Pause ein. Alle Augen waren auf den Taotai gerichtet.

Eigentlich hätte nun das übliche Frage- und Antwortspiel beginnen können: Erfüllung der Forderungen, Besserungsgelöbniß, Hinweis auf die eigenen schwachen Mittel usw.

Der Taotai fing die Sache vom anderen Ende an.

„Herr Generalkonsul, wie denken Sie sich eine solche Strafexpedition?“

„Sehr einfach, Herr Taotai, wir gehen mit unserer ganzen Macht — hier räusperte sich der Vertreter von Diederichsen & Co., der als Freiwilliger den Seymourzug nach Peking mitgemacht hatte, ostentativ — den Strom aufwärts bis Tschang, wo die Schlupfwinkel der Piraten sein sollen, deren Treiben die chinesische Regierung leider tatenlos zusieht. Diese Schlupfwinkel werden wir unter das Feuer unserer Geschütze nehmen.“

Dem Taotai schien das keinen Eindruck zu machen.

Wegener übersehte seine Frage: „Und dann, wenn Sie bei dieser Expedition gegen schießende Uferberge und verlassene Dörfer Ihre Granaten verfeuert haben und Ihre Munition, die Sie hier nicht ersetzen können, auf die Neige geht, werden Sie dann landen?“

„Herr Taotai, ich habe keine Veranlassung, einer Regierung, deren Haltung sehr zweifelhaft, ja fast feindlich ausieht, unsere Operationspläne zu verraten,“ versetzte der Engländer.

„Geseht, Sie landen,“ fuhr der Taotai unbeirrt fort, „dann sind Ihre Leute 1:1000, vielleicht 1:2000. Wie denken Sie sich das Weitere gegen bewaffnete Flußpiraten, die nach Ihrer Behauptung sogar über Motorboote verfügen. Glauben Sie, daß Sie mit Ihren Schiffen heil davon kommen, wenn die Piraten wie Ratten über die wehrlos gewordenen Kanonenboote herfallen?“

„Ich habe nichts weiter zu sagen,“ antwortete der Engländer etwas betroffen, „aber hüten Sie sich!“

„Ich spreche nur in Ihrem eigenen Interesse,“ fuhr der Taotai fort, „wissen Sie nicht, wie unsere Straßengaukler die Vipern, mit denen sie arbeiten, entgiften? Sie lassen sie ein paarmal in ein Wollknäuel beißen, damit sie ihr Gift

verspritzen. Wenn Ihre Kanonenboote bei der Beschießung von Piratendörfern ihre Munition los geworden sind, dann sind sie auch nicht gefährlicher als ein unbewaffneter Frachtdampfer. Meinen Sie nicht?"

Kapitän O'Connel fuhr jetzt auf und schlug mit der Hand auf die Tischplatte: „Wir werden Ihnen drei englische Kreuzer aus Singapore auf den Hals schicken, um Sie zur Raison zu bringen!“

Der Taotai blickte ihn völlig ruhig an.

„Herr Kapitän, warum nicht gleich sechs?“

Der englische Generalkonsul wollte sich einmischen.

Der Taotai machte aber eine abwehrende Handbewegung.

Wegener übersetzte: „Herr Kapitän, Sie vergessen, daß Ihre Drohung ein Vierteljahrhundert zu spät kommt, Kriegsschiffe imponieren uns nicht mehr. Übrigens haben Sie ja schon gestern durch das Generalkonsulat um die Entsendung eines Kreuzers aus Shanghai gebeten.“

Der Taotai reichte seinem Gegenüber einen Papierstreifen über den Tisch.

„Wie kommen Sie zu dem Telegramm?“ fuhr der Generalkonsul auf.

„Würde England in kriegerischen Zeiten den Depeschenwechsel fremder politischer Behörden — Sie sagten vorhin sogar: feindlicher nicht kontrollieren?“

Der Generalkonsul biß sich auf die Lippen. Sein französischer Nachbar lächelte etwas schadenfroh.

Der Taotai schwieg eine Zeitlang, dann begann er von neuem: „Glauben Sie, Herr Generalkonsul, daß die drei oder sechs englischen Kreuzer im Ernstfall wirklich den Yangtse aufwärts bis Hankau kommen würden? Denken Sie an Minen!“

„Minen?“ rief der Generalkonsul überrascht, „woher wollen Sie Minen haben?“

„Sie behaupten doch sonst immer, daß wir Chinesen gelehrige Schüler der englischen Industrie seien.“

Es trat wieder eine Pause ein. Die Konsulen redeten eindringlich miteinander. Der Taotai hörte unauffällig über den Tisch hinüber zu. Niemand außer Wegener wußte,

daß er fast alle europäischen Sprachen verstand. Dadurch hatte er den Vorteil, sich während der Übertragung der Reden stets jeden weiteren Schritt überlegen zu können.

„Meine Herren,“ wandte er sich jetzt an die Konsuln, „meine Absicht ist nur, Sie vor unüberlegten Schritten zu bewahren, um den Konflikt nicht unnötig zu verschärfen.“

„Es gilt, hier die Autorität gegenüber dem Raubgesindel wieder herzustellen. So aber ist unsere Autorität zum Teufel,“ rief der Generalkonsul erregt.

Wegener übersetzte „Raubgesindel“ mit „Biraten“ und blinzelte dem Taotai unauffällig zu.

„Gerade um die Autorität handelt es sich,“ antwortete der Taotai, „unser beider Autorität, die Autorität der chinesischen Behörden und die Ihre, und da gehen unsere Interessen zusammen. Auch wir sind hier nicht Herren der revolutionär gesinnten Bevölkerung, wir haben noch keine Autorität wieder, und Ihr Leben und Ihr Besitz hängt heute nicht von Kriegsschiffen und Landungskommandos ab, sondern von dem, was hier vorhin vorbeimarschierte.“

„Eine nette Garantie, dieses uniformierte Gefindel!“ plakte ein englischer Kaufmann am unteren Ende des Tisches dazwischen.

Der Taotai überhörte das und fuhr mit nachdrücklicher Betonung fort: „Ihre Autorität und die unsere ist heute nicht mehr wert als ein Säbel, der an der Wand hängt. Zieht man ihn aus der Scheide, so ist er nichts weiter als ein lächerlicher Metallstreifen.“

„Aber die Wirkung nach außen, wenn nichts geschieht,“ lenkte der Generalkonsul ein.

Der Taotai lächelte: „Haben Sie keine Diplomaten?“

„Das wird allerdings bezweifelt,“ erscholl es irgendwo aus der Reihe.

Man kam nicht weiter.

Der Vertreter einer amerikanischen Firma wollte gehen.

„Das ist nun der Dank dafür, daß wir Amerikaner während der Hungersnot zwei Millionen Chinesen vor dem Tode bewahrt haben.“

„Ich weiß das, Mr. Smith," sagte Sun, „dafür sind wir auch dankbar und werden es nie vergessen. — Ich wollte nur, die Piraten dächten auch so. Aber," fuhr er nach einer Pause fort, „haben wir Chinesen überhaupt Grund, Europa dankbar zu sein — und Amerika?" Sein Blick streifte die ganze Reihe der Männer ihm gegenüber, die ihn feindselig ansahen. „Sie haben uns einst gezwungen, durch Krieg gezwungen," — er sah dem englischen Generalkonsul fest ins Gesicht — „das indische Opium frei ins Land zu lassen. Dann sind wir das Gift wieder losgeworden. Heute gibt es schon wieder bei uns die roten Mohnfelder, und für zwei Millionen Chinesen, die Sie — er verbeugte sich nach der Richtung des Amerikaners — vor dem Hungertode gerettet haben, müssen andere fünf Millionen Chinesen zugrunde gehen."

„Aber der Handel," klang es wo anders her, „die Kultur."

Der Taotai kramte in seiner Mappe und holte eine alte Nummer eines illustrierten deutschen Blattes heraus:

„Der Scherz ist nicht ‚made in China‘, sondern ‚made in Germany‘," sagte er, indem er das Blatt dem Generalkonsul reichte. „Es ist ein Bild von der Beschießung der Takuforts von 1900. Ein chinesischer Kanonier schießt eine Granate in das Rohr. ‚Völker Europas, hier habt ihr eure heiligsten Güter wieder!‘ steht darunter."

„Der Taotai meint," erklärte Wegener, „dieses Bild würde die Verhandlung über Fragen der Kultur und des Handels sehr abkürzen."

Das Bild machte die Runde um den Tisch, die Scherze darüber klangen etwas gequält.

Man hatte allmählich gemerkt, daß man in dem Taotai einen Verhandlungsgegner hatte, der der Situation völlig gewachsen war, jedenfalls wußte er mehr als sie alle. Schließlich fand man nach zwei Stunden eine Formel, nach der der Taotai versprach, mit allen Machtmitteln eine Expedition nach den Stromschnellen von Itchang zu unternehmen, die Dörfer in den Uferbergen nach Piraten absuchen zu lassen und durch nachdrückliche Proklamationen vor weiteren Gewalttaten zu warnen. Dieses magere Ergebnis sollte den

Diplomaten in Peking übermittelt werden und das Weitere dann ihnen überlassen bleiben.

Während das von einem englischen Konsulatsbeamten geführte Protokoll verlesen wurde, erscholl draußen von neuem Militärmusik. Das chinesische Regiment kehrte heim.

„Also doch Komödie,“ meinte der Chef von Scott & Co., „man hat die Kerle einfach einmal um die Stadt herumgeführt.“

„Glauben Sie an die Strafexpedition?“ fragte ein anderer.

„Glauben Sie, daß der Völkerbund die Sachalinfrage lösen wird,“ wehrte der Vertreter von Longfield ab.

Wieder zitterten die Fensterscheiben unter dem Taktschritt der Soldaten.

„Das ist die Macht, von der wir Engländer heute hier abhängen,“ bemerkte der Generalkonsul bitter.

„Eine Macht? Eine Ohnmacht! Ein Spielball revolutionärer Generale,“ höhnte der französische Konsul.

„Eine werdende Macht!“ sagte Wegener eben mit Nachdruck zu dem Franzosen, da hörte er neben sich den Chef der Firma Scott & Co. den englischen Kapitän fragen:

„Wieviel Schuß haben Sie überhaupt an Bord?“

„Für die Geschütze 800, für die kleinen Kaliber das zehnfache.“

„Das stimmt nicht,“ sagte der Taotai, der neben Wegener stand, leise zu ihm auf Chinesisch, „Sie haben für die Geschütze 600 und für die kleinen 6000.“

Wegener sah Sun betroffen an. Also auch das mußte er.

Hinter der letzten Kompanie des Regiments brandete die zurückgestaute Menge wieder bis an das Gebäude heran und füllte die ganze Straße.

Der Taotai geleitete seine Gäste mit seinem Gefolge bis ans Tor. Als die Konsuln und die Offiziere in ihren goldgestickten weißen Uniformen erschienen, erscholl wildes Geschrei. Drohende Rufe ertönten. Tausend Arme erhoben sich. Geballte Fäuste reckten sich den Europäern entgegen, als sie ihre Rucksäcke besteigen wollten. Einige waren in Autos gekommen. Die Chauffeure warfen die Kurbeln an.

Blauer Benzinqualm wallte auf. Plötzlich splitterte ein Fenster. Steine flogen. Der Taotai erblaßte.

Da erklang mitten im Gewühl eine schmetternde Stimme. Alles wich vor einem einzelnen Mann zurück.

Ein paar chinesische Worte ertönten: P'ing-tsing! K'ü-shou yü wai-kuoh-jen! Yüan-li tao-lu! (Ruhe! Hände weg von den Fremden! Fort von der Straße!)

Wegener stand in unmittelbarer Nähe des Mannes, der mit einem Wort die Leidenschaft der Menge zu bannen verstand. Er hatte das unbestimmte Gefühl, ihn schon irgendwo einmal gesehen zu haben. Aber wo? Da riß ihn der Strudel im Gewühl an ihm vorbei, und wie ein Blitz durchzuckte ihn die Erinnerung: Es ist Fu, der Gildeführer!

Fu.

„Sie sind ja alte Bekannte von Kaumi her,“ sagte der Taotai, als Wegener zwei Tage später abends bei ihm erschien. „Übrigens geschieht es auf Herrn Wegeners Wunsch, daß wir auf chinesische Art speisen.“

„Bei Ihnen ist das keine leere Höflichkeit, Herr Wegener, Sie achten unser Volk,“ sagte Fu, „ich weiß das.“

„Sie haben mich Ihr Volk eigentlich erst kennen gelehrt.“

„Auch ich denke gern an die Abende in Kaumi zurück, so etwas vergessen wir nicht. Damals legten Sie die Trasse der Bahn einfach um den Friedhof herum, unserem Ahnenkultus zuliebe. Dafür waren wir Ihnen dankbar. Deshalb bekamen Sie auch Ihre Arbeiter wieder.“

„Das hat auch nachher einen höllischen Spektakel bei der Bauleitung gegeben,“ lachte Wegener.

„Das will ich wohl glauben,“ sagte der Gildeführer, „Ihr Ingenieur liebt es sonst, mit Meßkette und Teodolyt das Land in geraden Linien aufzuteilen. Was scheeren sich Europäer um ein paar chinesische Grabhügel, auch wenn die Geister von hundert Ahnen in ihnen wohnen.“

Wegener sah den Gildeführer wieder vor sich, wie er ihm an jenem Abend mit leise eindringlicher Stimme die Seele seines Volkes erschlossen hatte. Aus ihm sprach eine vieltausendjährige Kultur, aus ihm sprach China. Aber stand dieser Mann mit dem weitschauenden Blick wirklich noch im Banne dieser seltsamen Geisterwelt, mit der sein Volk den Zusammenhang mit der Vergangenheit suchte? Mußte er nicht weit über diesen Vorstellungskreis hinausgewachsen sein? Wegener verlor sich in seinen Gedanken und fand den Faden nicht, die Unterhaltung fortzuspinnen.

„Sie denken: hier sitzt nun der alte Gildeführer und erzählt mir wieder Märchen, an die er selber nicht glaubt.“

Wegener sah Fu überrascht an, der seinen eigenen Gedanken Worte verliehen hatte. „Das dachte ich allerdings, Herr Fu, Sie haben es erraten.“

„Ich brauchte nur in Ihrem Gesicht zu lesen, um zu wissen, was Sie denken. Aber ich will Ihnen auch die Antwort geben. Ich glaube allerdings an solche Zusammenhänge mit der Vergangenheit,“ sagte Fu lebhaft, „und dieser Glaube gibt mir die Kraft zu meinem Werk.“

„Ein seltsamer Glaube,“ meinte Wegener.

„Seltsam? Und doch ganz natürlich. Lebt denn in Ihnen nicht auch das geistige Erbe Ihrer Vorfahren weiter? Charakter und Instinkte, schwer erarbeitetes geistiges Gut, Fehler und Schwächen, deren sie nicht Herr geworden sind? Wir sind alle Mosaikbilder körperlich und geistig aus dem, was unsere Ahnen waren. Sind wir nicht derselbe Ton, der immer wieder von neuem geknetet wird?“

„Sie mögen recht haben.“

„Ich glaube Ihr Volk etwas zu kennen, jedenfalls die Europäer — aber was weiß ein Volk vom andern. Ich habe drei Jahre in Deutschland studiert, zwei Jahre in England und zwei in Amerika,“ fügte er erläuternd hinzu. „Ich habe damals als unbeachteter chinesischer Student oft Ihre jungen Leute beobachtet, wenn der Alkohol den Willen und die Überlegung löst und das Unbewusste hemmungslos zum Vorschein kommt. Unter dem Einfluß des Alkohols wird der Eine streitsüchtig und zänkisch und redet sich den Kopf heiß um Lappalien. Aus ihm spricht dann der Advokat, der Richter, der sein Großvater einst war. Ein Anderer wird rauschlustig, das ist sein Vorfahr, der sich als Landsknecht herumschlug. Ein dritter wird sentimental, in ihm erwachen lyrische Erinnerungen seiner Voreltern. Ich habe diese Studenten nachher manchmal nach ihren Familien fragen können, und meist stimmte es, soweit sie selber überhaupt die Geschichte ihrer Voreltern kannten, denn in Europa treibt man keinen Ahnenkultus.“

„Sicherlich mit Unrecht, Herr Fu. Denn um die Kräfte zu erkennen, die aus Licht drängen, müßte man eigentlich wissen, wann sich von einem Geschlecht einer aus der Masse

gelöst und in die erste Reihe gestellt hat, um ein Vorwärtstreiber, ein Führer zu werden."

"Sie sehen, Herr Wegener, wie gut wir uns wieder verstehen. Vielleicht versteht so ein alter Chinese Ihr Volk auch manchmal besser, als Ihr glaubt. Solange man selber in der Masse drin steckt und ihren Weg mitgeht, weiß man nicht, wohin er führt. Aber wir, die wir den Weg eines Volkes aufmerksam verfolgen, sehen auch oft leichter die Hemmungen."

"Sie haben mich schon oft mit solchen Urteilen überrascht."

"Ihr Deutschen," fuhr Fu lebhaft fort, „stolpert noch heute über die Steine, die euch vor hundert Jahren — und was sind hundert Jahre im Leben eines Volkes! — in den Weg gerollt wurden. Ihr erstickt heute noch in Rücksichten auf den Gutsherrn, den Amtmann, den Bürgermeister, der Eure Großeltern noch geschuriegelt hat. Ihr habt wohl Ideen, aber Ihr wagt sie nicht auszuführen. Darf man denn das? fragt Ihr Euch stets. Ihr denkt noch in Dörfern, und mühtet heute in Kontinenten denken. Ihr seht nur die kleine westliche Halbinsel des asiatischen Kontinentes und glaubt, sie sei ein Weltteil. Ihr sitzt als Volk noch immer auf der Schulbank und lernt aus Büchern, anstatt aus Völkern. Sie, Herr Wegener, sehen allerdings weiter."

"Ich stamme aus einer Kapitänsfamilie. Fast alle meine Vorfahren waren Seefahrer. Mein Großvater war Kapitän bei Godeffroy in Hamburg, mein Vater war Naturforscher."

"Sehen Sie, daß ich recht habe. In Ihnen leben so Ihre Ahnen weiter und Sie sehen mit deren Augen, mit deren geschärfttem Blick."

Wegener stopfte sich umständlich seine Pfeife mit dem aromatischen chinesischen Tabak, der in einem kostbaren Lackkasten auf einem niedrigen Tablett stand und leerte seine Teeschale. Welch feiner Psychologe doch Fu war. Er dachte an das öde Geschwätz in den Klubs der Hafenplätze: Renttipps, Warenpreise, gesellschaftlicher Klatsch und schmutzige Witze.

"Sie meinen, wir Deutschen hätten keine Ideen oder wagten Sie nicht auszuführen?"

„Ideen haben die Amerikaner,“ sagte Fu, „im Kleinen wie im Großen. Was sie anfangen, das hat immer Schluß, wie Ihr sagt. Als die Standard Oil uns mit ihrem Petroleum beglücken wollte, verteilte sie umsonst Lampen, und ganz China illuminierte zu Ehren der Standard Oil, die glänzende Geschäfte machte. Und der Tabaktrust verschenkte ganze Schiffsloadungen von Pfeifen, und Millionen von Chinesen qualmten fortan Tabak aus den geschenkten Pfeifen. Sehen Sie, das sind Ideen.“

„Sehr richtig, Herr Fu, aber das könnten wir doch auch.“

„Könnten?“ lächelte Fu. „Gewiß, schlagen Sie Ihrer Firma mal so etwas vor. Man wird Ihnen antworten: Was soll das kosten? Wir ruinieren uns, und in Ihrer Personalkarte steht am anderen Tage: „Phantast, Vorsicht!“ Und wenn Sie bei der nächsten Auslandsreise übergangen werden und ein Anderer, der hübsch Groschen auf Groschen zu häufen versteht, an Ihre Stelle kommt, so wissen Sie nicht warum.“

Wegener wollte etwas bemerken.

„Nein,“ sagte Fu, „sehen wir doch die Dinge richtig. Gute Ingenieure und Techniker seid Ihr Deutschen, Ihr habt eine fleißige Arbeiterschaft wie kein Volk, aber Kaufleute seid Ihr nicht und keine Politiker. Eure Ideen sterben schon in den Windeln. Und dabei könnten Chinesen und Deutsche sich so leicht verstehen.“

„Ich habe ein anderes China gefunden, als ich es damals verließ.“

„Nicht wahr?“ sagte Fu lebhaft. „Wir haben gelernt seitdem.“

„Sehr viel, Herr Fu. Mit mir an Bord war der Direktor einer chemischen Fabrik in Deutschland. Der war, als wir den Yangtse hinauffuhren, ehrlich überrascht, am Ufer entlang eine Fabrik, ein Hochofenwerk neben dem anderen zu sehen. Er kannte noch die Zeit vor dem Kriege, als die europäischen Dampfer hier das erste Eisenerz holten, um es nach Europa zu fahren und es dann zu Schienen oder als Walzwerkmaterial verarbeitet wieder zurückzubringen. Er war wie vor den Kopf geschlagen.“

„Ja, Herr Wegener, es ist schnell gegangen in den letzten zwei Jahrzehnten. Wenn das Hochofenwerk, das Scott & Co. mit bauen helfen, und für das Ihre Firma die Drahtseilbahn liefert, fertig ist, werden überhaupt kaum noch Eisenerze hinausgehen.“

„China scheint mir in zwei Jahrzehnten ein Jahrhundert Industrie-Entwicklung nachgeholt zu haben. China erlebt heute seine wirtschaftliche Meiji-Periode.“

„Richtig, Herr Wegener, genau so wie Japan.“

„Hier am Yangtse in Han-Yang hat Tschang-Tschü-Tung wohl angefangen?“ fragte Wegener.

„Ja, anfangs hat man über ihn gelacht, als die Kanonen aus seiner Geschützgießerei immer nach der falschen Seite losgingen, aber das ist schnell anders geworden. Heute können wir es. Die Waffenhandelskonferenz in Genf brauchte sich wegen der Waffenausfuhr nach China kein Kopfzerbrechen mehr zu machen. Künftig werden wir vielleicht auf einer Waffenhandelskonferenz in Peking beschließen, ob wir die Waffenausfuhr nach kriegführenden Ländern gestatten oder verbieten werden. Die neue Waffenfabrik in Hankau macht jetzt auch Brownings, gutes Material.“

„Ich weiß, ich kaufte einen in Shanghai. Scott & Co. werden Brownings jetzt von ihrer Einfuhrliste streichen müssen.“

„Sie werden bald noch mehr streichen müssen,“ lächelte Fu. „Gegen chinesische Löhne kommen Europa und die Staaten nicht auf. Kohlen liegen neben den Werken oder vielmehr die Werke neben Erz und Kohle. Das haben wir von Europa gelernt. Tschang-Tschü-Tung legte seine ersten Fabriken in Han-Yang noch so unpraktisch an, daß er Erz und Kohle 20 Meilen den Yangtse stromaufwärts befördern mußte. Heute gehen wir dem Erz und der Kohle nach. Auch wir leisten jetzt rationelle Arbeit.“

„Die Arbeit, ja. Aber wer finanziert diese Fabriken? Woher soll das Kapital kommen?“

Fu zögerte. Dann sagte er: „Von der Gilde.“

„Hat denn die Gilde so großes Kapital?“

„Die Gesamtheit der chinesischen Gilden ist heute schon mächtiger fast als Wallstreet, ohne daß es freilich jemand weiß.“

„Und woher stammt das viele Geld?“

„Von den Arbeitern selber. Jeder chinesische Arbeiter zahlt wöchentlich einen Tageslohn an die Gilde. Das ist so, als ob Eure Arbeiter am Sonntag, den wir Chinesen ja kaum kennen, für die Gilde arbeiten würden.“

Wegener schwieg und stopfte sich seine Nase von neuem.

Su hatte bis dahin in seinem Stuhl zurückgelehnt gesessen. Jetzt stand er auf und machte ein paar Schritte durch das Zimmer und stellte sich Wegener gegenüber an den Türpfosten. Er schien zu wachsen, als er leise fortfuhr: „Es sind ja nur armselige Cents, die da wöchentlich zusammenkommen. Sandkorn zu Sandkorn. Aber überall, in jeder Fabrik, in jeder Gilde, in allen Berufen und Ständen. So werden Haufen von Sand, und sie wachsen zu Dünen. Sand ist stärker als Wasser. Rieselnder Sand erstickt alles, erdrückt alles. Jeder Widerstand ist nutzlos. Der Druck ist übermächtig, lastet mit tausend Tonnen, und wenn die Düne sich in Bewegung setzt, wenn ihr Ramm vorrückt, rieselnde Sandkörner sie immer von neuem aufbauen, dann ist sie das mächtigste auf der Welt. Gehen Sie an die Mündung des Rufungsflusses. An seinem Ufer steht eine englische Maschinenfabrik. Eine Stromversorgung, der Sand steigt, der Wind weht. Die Düne baut sich auf, wandert, erreicht die fremde Fabrik. Man errichtet Schutzmauern, erhöht sie durch Schwellen und Balkenwehren, einerlei, die chinesische Düne ist stärker. Der Sand treibt durch die Ritze, erklimmt den Rand der Mauer und baut wieder auf. Der chinesische Sand hat Zeit, aber er arbeitet unablässig Jahr für Jahr, und er steigt, steigt zu den Fenstern hinein, preßt sich durch die Türen. Der chinesische Sand ist stärker als die fremde Fabrik. Es ist aus mit ihr. Da sind die Engländer gewichen. Sie haben die Maschinen mit fortgenommen und die Fabrik verlassen. Ein Abbruch lohnte sich nicht. Heute hat der Sand die Fabrik verschüttet. In zehn Jahren wird man sie nicht mehr sehen, da ist alles verschwunden.“

Fu hatte leise und fast tonlos gesprochen. Seine Worte selber waren wie rieselnder Sand. Er war ein ganz anderer als vorgestern in der tobenden Menge, als er die brüllenden Wogen mit einem Wort bannte. Aber Wegener fühlte instinktiv, dieser Fu, der Herr des rieselnden Sandes, war noch stärker als jener vor dem Regierungsgebäude. Er ahnte jetzt erst die Macht dieses Mannes.

Wegener verstand die versteckte Warnung. Das also war das Schicksal der Europäer hier. Dieses militärisch immer wieder besiegte China war also auf die Dauer doch stärker. Er mußte lachen, wenn er an die großartige Geste des englischen Generalkonsuls dachte: „Ich werde Ihnen drei Kreuzer schicken!“ Kriegsschiffe, die mit ihren Kanonen wie Hunde die Berge und Sanddünen anbellten, bis ihnen die Stimme versagt. Und in der Hand dieses Mannes liefen anscheinend alle Fäden zusammen, in seiner Hand lag eine Macht, von der noch niemand etwas ahnte.

„Dann ist die Gilde also sehr reich?“ brach Wegener das lastende Schweigen.

„Reich?“ Fu lächelte. „Auch Sie, der Sie China kennen, würden staunen, wenn ich Ihnen Summen nennen wollte.“

„Eine große Idee“, begann Wegener von neuem.

„Groß? Wir wachsen mit ihr.“

„Kommen denn keine Veruntreuungen vor, bei solchen Summen?“

„Sie denken an das China von einst,“ sagte Fu, „das war der Vorzug unserer Vizekönige — ein ironischer Blick streifte Sun — wenn sie den Kaufpreis für ihre Ämter aus den Provinzsteuern wieder herausholen mußten. Das war früher so, heute ist es besser, seitdem wir keine Steuern mehr nach Peking abführen. In der Gilde kommen Veruntreuungen nicht vor. Führer wird nur, wer sich bewährt hat, und wer an der Spitze versagt, verschwindet. Auch ich muß mir mein Amt täglich neu erobern. Ich spreche so nur zu Ihnen, weil ich weiß, daß Sie unser Volk nicht verachten wie die anderen, und weil ich Vertrauen zu Ihnen habe. Ich vergesse Ihnen jenen Abend in Kaumi nicht, und es ist mir eine Freude, mit Ihnen einmal wieder sprechen zu können. Das

macht mich wortreicher als ich sonst bin. Das weiß auch unser Freund Sun."

Sun, der der Unterhaltung bisher schweigend gefolgt war, nickte. „Ich kenne Sie nur als sehr schweigsam. Er muß sehr viel von Ihnen halten, wenn er sich soweit mit Ihnen einläßt."

„Es ist ja auch die letzte Gelegenheit, Herrn Wegener zu sprechen."

„Die letzte, Herr Sun? wollen Sie fort von Hankau?"

„Mein Bleiben ist nirgends, ich muß bald hier bald dort sein. Aber vor allem werden Sie, Herr Wegener, schon morgen nach Shanghai und von dort an Bord der „Mara Maru" über Yokohama und San Francisco nach Hause fahren."

„Ich, Herr Sun?"

„Ja, Sie, Herr Wegener. Im Hankau-Hotel, wo Sie wohnen, finden Sie ein Kabel Ihrer Firma, das Sie nach Hause ruft. Bittel!"

Er reichte Wegener die Kopie eines Telegrammstreifens.

Wegener las ein paar Code-Worte, die ihm ohne weiteres nicht verständlich waren.

„Hier haben Sie die Übersetzung."

Wegener las: „Rückkehr mit nächstem Dampfer über San Francisco zur mündlichen Berichterstattung über chinesische Geschäftslage angesichts Hankauer Vorfälle. Besucht Stevenson & Co. in Detroit. Scott eingehend informieren über weitere Dispositionen in Ihrem Sinn."

„Sie wissen, Herr Sun . . . ?" sagte Wegener etwas betroffen.

„Ich erfahre alles, was mich angeht," entgegnete der Gildeführer einfach.

Es entstand eine lange Pause. Wegener sah den steigenden Rauchringeln nach und qualmte sinnend vor sich hin. Wer war dieser Mann, der alles wußte, alle Fäden in der Hand hatte, der aber immer im Hintergrund blieb, immer hinter der Szene?

Wegener ging noch einmal die Ereignisse der letzten Tage durch. Ihm fiel das plötzliche Verschwinden des Com-

pradoren wieder ein. Sun hatte ihm auf seine Frage geantwortet: „Fragen Sie Fu.“

„Eine Frage, Herr Fu.“

„Bitte.“

„War das Verschwinden des Compradoren aus den Handelshäusern auch Ihr Werk?“

Begener fing einen Blick des Gildeführers zu Sun auf. Minutenlanges Schweigen.

„Sie fragen viel, Herr Begener. Ich will Ihnen aber antworten: Ja, es war mein Werk.“

„Und warum?“

„Um den Europäern zu zeigen, daß sie sich trotz aller Schiffskanonen auf chinesischem Boden doch in einer fremden Hand befinden, daß sie an einer Kette liegen. Glauben Sie, Herr Begener, daß meine Warnung verstanden worden ist?“

„Im allgemeinen wohl nein, mit einigen Ausnahmen. Es herrscht ein Gefühl großer Unsicherheit, aber man verläßt sich vorläufig auf die Kriegsschiffe. Man fühlt dumpf eine Gefahr, die man aber noch nicht kennt.“

„Noch immer nicht? Sehen Sie, Sun, ich hatte recht!“

„Deutlicher kann man wohl eigentlich nicht werden,“ meinte Sun.

„Kraum,“ sagte Fu.

„Ich selber bin erstaunt über solche Macht der Gilde,“ sagte Begener.

„Ja, das werden Sie auch als Europäer kaum verstehen, weil sie die Macht der Idee nicht begreifen.“

„Ich sehe nur eine Organisation, keinen Organismus.“

„Kein Organismus ohne Leben, ohne lebendigen Geist.“

Fu war ernst geworden und Sun war in diesem Augenblicke ganz Taotai.

Begener empfand das Beinlicherwerden der Situation. Er hatte offenbar an Dingen gerührt, die er nicht wissen sollte. Er wollte aufbrechen und erhob sich, um sich zu verabschieden.

„Nein, bleiben Sie noch, Herr Begener,“ sagte Fu und drückte ihn in seinen Sessel wieder zurück. „Wir kennen Sie, und ich möchte eine Mission in Ihre Hand legen, in die

Hand eines Mannes, in dem altes Seefahrerblut lebt, und der weiter sieht als andere. Herr Wegener, Sie ahnen die Macht der Gilde nach dem, was Sie in diesen Tagen hier erlebt haben, oder was wir Sie haben erleben lassen. Wenn ich weiterspreche und Sie zum Vertrauten meiner Idee mache, so müssen Sie sich darüber klar sein, daß Sie in dem Augenblick, wo Sie Einblick gewinnen in das, was wir vorhaben, auch zu uns gehören und nicht mehr ganz frei sein werden. Es ist kein Verrat an Ihrer Rasse, den wir Ihnen zumuten, es handelt sich im Gegenteil um eine Möglichkeit, daß wir mit Ihnen, mit Deutschland, zusammengehen, und daß wir dadurch die europäischen Mächte von hier aus wirtschaftlich aus den Angeln heben. Denn wir sitzen hier am langen Arm des Hebels. Vielleicht können wir sie auch politisch entwurzeln. Doch das ist eine andere Sache; es kommt aber auf dasselbe hinaus. Mein Plan ist längst durchdacht. Soll ich weitersprechen, Herr Wegener?"

„Sprechen Sie, Herr Fu.“

„Sie werden in den letzten Tagen manches über den Umfang des chinesischen Eisenbergbaues gehört haben, Herr Wegener. Hier am Yangtse, oben in Schansi und — anderswo. Die Produktion ist sehr viel größer, als man weiß. Alle Statistiken, die wir veröffentlichen, sind falsch. Wir lassen keinen Europäer mehr bei uns hineinschauen. Unser Eisen ist billig, viel billiger, als Europa und Amerika es mit ihren Arbeitslöhnen überhaupt liefern können. Chinesischer Stahl kostet heute 40 Chin. Dollar, und wir können, wenn alle Gruben und Hütten arbeiten, den Preis auf 35 Dollar senken. Amerikanischer Stahl kostet hier 100 Dollar die Tonne. Das genügt wohl. Aber wohin mit dieser Produktion, die wir selber noch nicht verarbeiten können? Man wird die Einfuhr chinesischen Eisens überall mit Anti-dumping-Zöllen verhindern, wie sie Amerika schon auf indischen Stahl gelegt hat. Und nun sehen Sie: Deutschland ist eisenarm geworden und ist eisenhungrig, hängt mit seinem Eisenbedarf von dem guten Willen Frankreichs und Schwedens ab. Liefern wir, China und Indien, Deutschland billiges Eisen und billigen Stahl, so kann Deutschland

mit so billigen Rohstoffen durch seinen Maschinenexport jeden Konkurrenten unterbieten, hat mit einem Schlage Arbeit in Überfluß, hat den Weltmarkt. Chinesisches Eisen und deutsche Technik sind zusammen unwiderstehlich, wenn wir unser Eisen allein an Deutschland liefern."

"Wer finanziert die chinesischen Gruben und Hochofen?"

"Die Gesamtheit der Gilden."

"Also Sie, Herr Fu?"

Fu nickte.

"Wirtschaftlich würde es dabei um Tod und Leben gehen," sagte Wegener, "aber wir wären mit einem Schlage aus unserer Krisis und unserer Abhängigkeit heraus, und Sie hätten dauernd Arbeit für Ihre Vergleute."

"Uns fehlt noch die intensive Technik, dazu brauchen wir deutsche Ingenieure und Vorarbeiter. Und dabei würde China dauernd ein sicherer Abnehmer für deutsche Maschinen bleiben."

"Darf ich Sie bitten, Ihre Vorschläge schriftlich zu fixieren?"

"Die Schriftstücke liegen für Sie schon bereit. Ich werde morgen früh bei Ihnen im Hankau-Hotel sein. Oder nein, ich möchte mich dort nicht sehen lassen. Es gibt hier nämlich Leute, die sich sehr dafür interessieren, was wir mit unserem Eisen vorhaben. Besonders in Amerika ist man sehr neugierig. Ahnt man dort, daß wir miteinander in Verbindung stehen, so wird man Ihnen nachspüren. Die Amerikaner sind dann sehr rücksichtslos und verstehen keinen Spaß, wenn man ihnen wirtschaftlich zu Leibe will. Ich kann ihnen das ja auch nicht verdenken. Seien Sie deshalb vorsichtig."

"Gewiß, Herr Fu, Ihre Idee ist groß: Deutschland und China. Aber Sie haben recht, es gehört Mut dazu, Mut und Vertrauen."

"Es gehören Männer dazu, die wissen, was sie wollen. Zu Ihnen habe ich Vertrauen."

"Gut denn, Herr Fu, ich werde morgen früh bei Ihnen sein."

Hört Ihr die Schritte?

„Hört Ihr die Schritte? Einzeln, zu Zweien, Zwanzigen, Tausenden, Millionen? Es wird eine Zeit geben, da gibt es vielleicht ein England des Stillen Ozeans. Wir nennen's heute Japan und stehen davor wie vor einem dunkeln stummen Rätsel.“ Wilhelm Raabe, im Jahre 1862.

Als Wegener nach der Ankunft der „Nara Maru“ in Yokohama im Auftrage seiner deutschen Firma zunächst das Haus Illies aufsuchte, sagte ihm der Chef: „Herr Wegener, Sie können uns sicher viel Interessantes aus Hankau erzählen. Aber wollen wir nicht lieber unsere geschäftliche Besprechung auf morgen Vormittag verschieben, wenn mein Prokurist da ist? Seien Sie doch heute Abend unser Gast. Sie werden übrigens unseren Botschafter bei uns treffen. Er ist gerade von seinem Urlaub heimgekehrt. Was haben Sie sonst hier vor?“

„Ich habe nur einige persönliche Besuche zu erledigen und fahre dann am Donnerstag mit der „Winnipeg“ nach San Francisco.“

Das Gartenfest der Firma Illies war immer ein gesellschaftliches Ereignis für Tokio. Die Gesellschaft, Vertreter der am Orte ansässigen Firmen, war ziemlich international. Direkt aus Hankau, dem Schauplatz der letzten Unruhen kommend, war Wegener alsbald der Mittelpunkt des Interesses.

„Man hat den Chinesen die Bügel zu lang gelassen, jetzt machen sich die Folgen geltend,“ fasste ein englischer Kaufmann seine Ausführungen zusammen.

„Ich glaube nicht, daß man in Hankau mit Kriegsschiffen noch viel ausrichten wird,“ bemerkte Wegener. „Soviel ich gesehen habe, ist das chinesische Militär immerhin eine Truppe, mit der zu rechnen ist. Ich würde es jedenfalls für besser halten, in Hankau nicht gar zu kräftig aufzutreten.“

„Ist es wahr, daß die chinesischen Flußpiraten Flugzeuge haben“, mischte sich ein anderer in die Unterhaltung, „oder sind das nur die üblichen Gerüchte, die sich im Quadrat der Entfernung vergrößern?“

„Da die Waffeneinfuhr gesetzlich geschützt ist...“

„Sie meinen wohl gesetzlich verboten...?“

„... gesetzlich geschützt ist,“ fuhr Wegener unbeirrt fort, „so wäre das immerhin möglich. Außerdem ist es wohl gut, die Bedeutung der chinesischen Waffenindustrie nicht zu unterschätzen.“

„Sie fahren nach Europa zurück?“

„Ja, über San Francisco.“

„Kennen Sie in Deutschland eine Firma Bauer & Co., die Baumwollentkörnungsmaschinen baut?“

„Die Firma ist mir nicht bekannt.“

„Haben Sie Bedarf an Gin-Maschinen, Mr. Walter?“ fragte ein Amerikaner dazwischen. „Mein Haus könnte Ihnen...“

„Nein, nein,“ wehrte der andere ab, „ich bin hinreichend versehen. Ich habe während der Baumwollbaiffe in New York einen Posten Gin-Maschinen preiswert erworben. Sie wissen damals, bei dem Thomson-Schwindel an der Börse.“

„Man hat von diesem Thomson niemals wieder etwas gehört.“

„Er soll mit seinem Laboratorium in die Luft geflogen sein,“ erinnerte ein Anderer.

„So, das ist mir entgangen, ich habe nichts davon gelesen.“

„Doch, die amerikanische Regierung selber hat erklärt, sie sei über die Versuche unterrichtet gewesen, der Erfinder habe aber bei einer Explosion seinen Tod gefunden.“

„Wenn das nur kein Schwindel gewesen ist, die ganze Sache sah doch nach einem Bluff größten Stils aus.“

„Ich habe mir jedenfalls per Kabel zwanzig Gin-Maschinen gesichert, und sie werden auch geliefert, freilich jetzt mit etwas süß-saurer Miene.“

„Man muß eben smart sein, noch smarter als die Yankee.“

Eine der deutschen Damen zog Wegener ins Gespräch „Sehr interessant, was Sie uns da aus Hankau erzählen. Es sind ja dieselben Sorgen, die wir hier alle haben,“ sagte sie. „Wir fühlen täglich mehr, daß wir und die Welt, die uns umgibt, zwei ganz verschiedene Sprachen sprechen, und daß die Kluft des Empfindens und des gegenseitigen Belauerns fast täglich weiter wird. Man lebt hier seit zwanzig Jahren mitten unter einem fremden Volk und ist ihm kaum näher gekommen als am ersten Tage. Ist man unter sich, so denken wir alle über die Ereignisse in Hankau auch erheblich anders, als man offiziell zugeben möchte. Schade, daß Sie nur so kurze Zeit hier bleiben werden.“

„Ist der Graf Satsuma in Tokio?“ fragte Wegener unvermittelt.

„Der Minister, Herr Wegener?“

„Ja, der Minister.“

„Wollen Sie zu ihm?“

„Ich bin beauftragt, ihn aufzusuchen,“ wick Wegener aus.

„Schade, daß Sie vorgestern nicht hier waren, da hätte ich Sie bei meinem Nachmittagstee mit einem der Herren aus dem Außenministerium bekanntmachen können. Das hätte die Einführung wesentlich erleichtert.“

„Sehr freundlich, daß Sie sich meiner so annehmen wollen.“

„Sehr freundlich? Sie sind doch mein Landsmann, Herr Wegener, und ich möchte Ihnen gerne helfen.“

Wegener war, als habe er dieselben Worte schon irgendwo und wann einmal gehört, mit derselben Klangfarbe und derselben Betonung. Er dachte nach, fand sich aber in seinen Erinnerungen nicht zurecht und gab schließlich den Versuch auf.

„Da kommt ja unser Botschafter,“ sagte die Dame des Hauses. „Ich werde Sie ihm vorstellen. Kommen Sie, Herr Wegener.“

„Aus Hankau kommen Sie, Herr Wegener,“ sagte Dr. Goltz, „das interessiert mich. Vielleicht finden wir nachher Gelegenheit, uns über die Dinge dort zu unterhalten. Ich hörte gern manches von Ihnen.“

„Unser Botschafter ist wohl einer der Wenigen, die das pazifische Problem wirklich verstehen. Er war lange genug auf Samoa und hat die pazifische Welt an einer wichtigen Stelle studieren können,“ sagte einer der Kaufleute.

Im Gartensaal des Landhauses war ein kaltes Büffet aufgebaut. Man gruppierte sich zwanglos an kleinen Tischen. Die Unterhaltung flaute ab. Da fiel in einer der Gruppen wieder das Wort Colin Thomson.

Begeners Gedanken waren mit andern Dingen beschäftigt gewesen. Er hatte unterwegs nur obenhin von der Thomsonschen Erfindung gehört. Jetzt traf der Name Colin Thomson wieder sein Ohr.

„Was ist eigentlich an der Sache selber?“ fragte er seinen Nachbar.

„Das weiß eigentlich niemand,“ entgegnete dieser. „Hier hatte man anfangs ernste Besorgnisse. Bedenken Sie, drei Viertel der japanischen Seide gehen nach den Staaten. Das hätte mit einem Schlage zu Ende sein können.“

„Und was ist aus Thomson geworden?“

„Er soll bei der Explosion seines Laboratoriums ums Leben gekommen sein.“

„Die amerikanische Regierung hat sich für die Erfindung natürlich sehr interessiert,“ mischte sich der Sekretär der amerikanischen Botschaft, der Wegener gegenüber saß, in die Unterhaltung, „und hätte Thomson gern unterstützt.“

„Unterstützt?“, meinte Wegeners Nachbar. „So ungefähr wie die Standard Oil einen Erfinder unterstützen würde, der mit einem leistungsfähigen Spiritus-Motor herauskommt. Man nimmt den Mann entweder in die Firma auf oder . . .“

Der Sekretär antwortete nicht.

„Colin Thomson? Ich glaube den Mann übrigens zu kennen,“ sagte Wegener. „Er will Baumwolle aus Zellstoff herstellen? Ich habe einen Chemiker dieses Namens vor Jahren in St. Louis flüchtig kennen gelernt. Er erzählte damals von ähnlichen Versuchen.“

„Dann sind Sie der einzige Mensch auf der Welt, der Thomson wirklich zu kennen scheint,“ sagte der Sekretär interessiert.

Der Chef eines großen amerikanischen Importhauses kam vom anderen Tische herüber.

„Mr. Young,“ sagte der Sekretär, „hier, Herr Wegener, meint Colin Thomson zu kennen oder gekannt zu haben.“

„Ich kann nur das wiederholen, was ich eben gesagt habe. Ich habe vor Jahren in St. Louis einen Chemiker dieses Namens gekannt, der sich darauf kaprizierte, künstliche Baumwolle zu machen. Mehr kann ich Ihnen leider auch nicht sagen.“

„Sind Sie öfter mit Mr. Thomson zusammengekommen?“ fing der Botschaftssekretär von neuem an. „Haben Sie vielleicht ein Bild von Thomson? Meine Regierung würde großen Wert darauf legen, wie auf alles, was mit Thomson zusammenhängt.“

„Ich denke, Thomson ist mit seinem Laboratorium in die Luft gegangen?“

„Ja, gewiß, aber das Interesse besteht nach wie vor für alles, was er mit seinen Versuchen erreicht hat.“

„An dem Interesse der Staatenregierung ist wohl nicht zu zweifeln.“

„Denken Sie nur an den großen Fortschritt, den seine Erfindung für die Menschheit bedeuten würde,“ bog der Sekretär ab.

„Wann hat eine Regierung je an einen Fortschritt für die Menschheit gedacht. Eine Regierung darf nur an ihr eigenes Volk denken,“ wandte Wegeners Nachbar, ein deutscher Großkaufmann aus Kobe, ein.

„Die großen Ideen für die Menschheit verdienen stets die allgemeine Unterstützung,“ versetzte der Sekretär mit Nachdruck.

„Reden wir doch ohne Phrasen. Die großen Ideen für die Menschheit sind doch nur ein Instrument für die Staatspolitik, oder sie sind reine Dekoration. Und der Staat wird immer am weitesten kommen, der solche Ideen für sich selber auszunutzen weiß, so oder so. Eine große Idee der Mensch-

heit war es auch wohl, als England einst die Negerbefreiung proklamierte und Euch Amerikanern unter der Flagge der Humanität durch seine Kreuzer die schwarzen Arbeiter für Eure Baumwollplantagen abjagte, um sie schiffs ladungsweise nach seinen Antillen zu verfrachten, wo diese Neger dann 20 Jahre lang auf englischen Plantagen die Kosten ihrer Befreiung abarbeiten mußten. Damals war England Euch noch in der Humanitäts-Politik über. Konnte dieser Thomson wirklich Baumwolle machen, so hätte Amerika fünf Millionen arbeitsloser Neger in den Südstaaten auf dem Halse gehabt."

"Ja, wenn seine künstliche Baumwolle wirklich billiger ist," wandte der amerikanische Importeur ein.

"Technische Fortschritte sind heute internationales Gut," sagte der Sekretär bestimmt.

"Gewiß," sagte Wegener, "wenn man das nicht rechtzeitig zu verhindern weiß."

"Sie sprechen wie ein Großunternehmer," sagte der Amerikaner lächelnd.

"Ist der Staat nicht der größte Unternehmer?"

Als Wegener sich von dem Botschaftssekretär verabschieden wollte, sagte dieser: "Ich fragte vorhin nach einem Bilde von Thomson, es war nur eine Idee von mir."

"Ja, gehabt habe ich ein Bild von Thomson, ich weiß es, aber ich weiß nicht, wo es geblieben ist. Möglich, daß ich es sogar unter meinem Gepäck habe. Es wäre ein reiner Zufall. Ich werde nachsehen. Was wollen Sie mit dem Bilde?"

"Meine Regierung würde sich außerordentlich für ein Bild von Thomson interessieren. Wenn Sie das Bild finden, dürfte ich vielleicht bitten, es an das Staatsdepartement des Innern in Washington zu senden? Oder kommen Sie auf Ihrer Rückreise vielleicht selber nach Washington? Dann würde ich Sie bei meiner Regierung avisieren. Vielleicht können Sie das dort vorhandene Material über Thomson durch einige Mitteilungen ergänzen."

"Kraum," meinte Wegener. "Was ich weiß, habe ich Ihnen schon erzählt. Ich habe Thomson doch eigentlich nur flüchtig

gekannt. Bei unserer Trennung gab er mir allerdings sein Bild.“

„Vielleicht denken Sie an die Sache, wenn Sie das Bild finden. Sie fahren wohl übermorgen mit der „Winnipeg“ nach San Francisco?“

„Gewiß,“ sagte Wegener.

Der Botschaftssekretär verabschiedete sich. Der deutsche Kaufmann aus Kobe nahm Wegeners Arm. „Ich glaube, Herr Wegener, Sie würden Ihrem Freunde Thomson einen schlechten Dienst erweisen, wenn Sie nach Washington fahren oder der dortigen Regierung sein Bild schenken.“

„Ich denke, Thomson ist tot?“

„Vielleicht ist er tot,“ sagte der Kaufmann. „Ich habe aber meine eigenen Gedanken darüber. Man hat schon manchen in die Luft geblasen, der nachher irgendwo wieder auf der Erde gelandet ist. Ich glaube fast, der Sarg, in dem die amerikanische Regierung Thomson mit allem öffentlichen Pomp bestattet hat, war leer.“

„Warum?“

„Man war etwas gar zu wortreich dabei. Einem alten Geschäftsmann fällt es auf, wenn bei einer Beerdigung die Kränze gar zu dick sind. Wenn Colin Thomson Ihr Freund ist, so seien Sie vorsichtig. Denken Sie daran, was für die Staaten davon abhängt, daß seine Erfindung ihr Geheimnis bleibt.“



Am nächsten Morgen suchte Wegener zunächst das Schiffsbüro auf, um sich nach San Francisco eine Kabine zu sichern. Eine etwas umständliche Dame verhandelte mit einem der Herren am Schalter und er mußte warten. Er stand vor dem Prospekt der „Navigazione Generale“ nach Rio. Sein Blick glitt verloren über die Namen der Dampfer. „Prinz Umberto“ las er.

Das war es gewesen, was ihm gestern Abend nicht einfallen wollte. „Sie sind doch mein Landsmann, und ich möchte Ihnen gerne helfen.“ Merkwürdiger Gleichklang der Stimme.

Wie hieß sie damals noch? Ach, richtig! Frau Silvestri. Das war doch die Geschichte mit dem Konsul von Honduras in Barcelona, der ihn beinahe an die Franzosen verraten hätte, wenn er nicht glücklicherweise die Abfahrt des Dampfers verschlafen hätte. Frau Silvestri! Wo mochte sie geblieben sein?

Wegener hatte eigentlich kein großes Zutrauen, als er den Brief von Fu mit seiner Karte im Anmeldezimmer des Ministeriums abgab. Er kannte ja die amtliche Stufenleiter, die überall dieselbe ist. „Der Herr Minister bedauert, seine Zeit ist außerordentlich in Anspruch genommen und bittet Sie, mir Ihre Wünsche mitzuteilen.“ Wegener irrte sich. Graf Satsuma ließ ihn sofort bitten. Auch hier war Fu's Brief eine Zauberwurzel, die alle Türen erschloß.

„Seien Sie mir willkommen, Herr Wegener,“ sagte der Minister. „Mein Freund Fu teilt mir mit, daß er Ihnen einen Auftrag für Deutschland gegeben hat, in einer Sache, die auch uns interessiert. Nur glaube ich nicht, daß Sie bei Ihren Vorgesetzten, die ich zu kennen glaube, zunächst viel Erfolg haben werden. Wenn ihnen die Not nicht auf den Nägeln brennt, entschließen sie sich nur schwer, weitschauende Ideen auf den Weg zu bringen. Fu sagt immer, der Deutsche traue sich nicht. Ich weiß nicht, Herr Wegener, wie Sie darüber denken. Aber ich bin auch fast seiner Ansicht. Die Wenigen, die sich trauen, finden keine Gefolgschaft. Wir haben etwas schmerzliche Erfahrungen auf diesem Gebiet gemacht, und von uns Japanern will man heute in Deutschland noch immer nicht viel wissen.“

„Wir haben uns nur schlecht verstanden,“ sagte Wegener.

„Schlecht verstanden? Garnicht verstanden. — Ich weiß nicht, Herr Wegener, ob Sie alle Zusammenhänge kennen. Dreimal hat Japan versucht, mit Deutschland zusammenzugehen. Dreimal wurde unser Anerbieten abgelehnt, weil man nicht zwischen den Zeilen zu lesen wußte. Auch diplomatische Noten sind ja in einer Geheimschrift geschrieben, die die Öffentlichkeit auch dann, wenn der Wortlaut vorliegt, meist nicht versteht. Wir waren erstaunt, daß man auf das, was damals zwischen den Zeilen stand, nie reagiert hat.“

„Sie denken noch immer an Schimonoseki,“ warf Wegener ein.

„Noch immer? Herr Wegener, das war der Grundfehler, der Deutschlands Schicksal besiegelt hat.“

„Besiegelt?“ fragte Wegener erstaunt.

„Ja, Deutschlands Schicksal in dem Kriege, den Sie daheim etwas anspruchsvoll einen Weltkrieg nennen. Unser letzter Bündnisvorschlag stammte, wie Sie wissen werden, aus den ersten Augusttagen 1914. Auch er wurde nicht verstanden. Dann haben wir die Rechnung in Tsingtau glatt gemacht, und nachdem dieser Posten militärisch ehrenvoll für Sie erledigt war, haben wir Ihnen immer noch freie Hand und die Möglichkeit gelassen, uns über die Wälle von Tsingtau die Hand zu reichen. — Leise Stimmen scheint man aber in Deutschland zu überhören. Wir Japaner sind ein leises Volk.“

„Wo waren denn die leisen Stimmen, Herr Minister?“

„Sie sind, wie ich höre, während des Krieges Marineoffizier gewesen. Denken Sie an die Fahrt des deutschen Kreuzergeschwaders unter dem Grafen Spee. Bei dem englischen Geschwader, das ihm über den Pacific folgte, befand sich auch eine japanische Kreuzerabteilung. Wo waren diese japanischen Kreuzer, als es bei Coronel zum Kampfe kam? Wo waren sie, als sich das deutsche Kreuzergeschwader bei den Falklands unnötigerweise totlief?“

„Wie sollten wir das vermeiden?“ sagte Wegener.

„Wir in Japan haben geradezu ungeduldig darauf gewartet, daß Deutschland die nächstliegende Idee in die Tat umsetzen werde.“

„Die nächstliegende Idee, Herr Minister?“

„In dem Moment, da England auch nur zwei Schlachtkreuzer Ihrem Geschwader in den Weg schickte, war die Sache erledigt . . . Dem mußten Sie zuvorkommen.“

„Zuvorkommen?“ fragte Wegener.

„Ich will Ihnen sagen, was wir Japaner damals von Deutschland erwartet haben. Was Sie nicht hatten, hatte Brasilien. Deutschland streute damals mit vollen Händen Geld aus über alle neutrale Staaten. Als Leiter der

deutschen Politik hätte ich den Brasilianern ihre Kaffee-Ernte auf drei Jahre abgekauft und dazu die zwei brasilianischen Dreadnoughts."

Wegener wollte eine Einwendung machen. Der Minister wehrte ab: „Ich weiß, was Sie sagen wollen. Dafür findet sich immer eine Form. Schließlich entscheidet die Macht der Tatsachen. Mit den beiden brasilianischen Dreadnoughts war Deutschland einstweilen Herr des Atlantics. Mit einem Vorstoß der deutschen Schlachtflotte auf England konnten Sie dann das Heft in die Hand bekommen. Sie haben die Gunst der Stunde nicht verstanden und nicht auszunutzen gewagt. Sehen Sie, das haben wir von Deutschland erwartet. Das wäre Weltpolitik gewesen, von der Sie immer geredet haben. Aber statt in Weltmeeren zu denken, haben Sie zwischen Cuxhaven und Helgoland Weltpolitik getrieben."

„Und deshalb waren die japanischen Kreuzer nicht beim englischen Geschwader während der Falklandschlacht?"

Der Minister antwortete nicht.

„Und da wäre noch ein Bündnis mit Japan möglich gewesen?" fragte Wegener weiter.

„Es hat keinen Zweck, über diese Dinge mehr zu reden," sagte der Minister. „Aber verzeihen Sie es einem alten Politiker, wenn er warm wird bei solchen Erinnerungen. Denken Sie, Deutschland und Japan im Rücken Rußlands, im Rücken Englands. Jetzt haben wir beide darunter zu leiden. Und nun, Herr Wegener, kommt Sie mit seiner Idee," fuhr der Minister fort. „Es ist eine glatte Rechnung. Wir Japaner können das am besten beurteilen. Haben wir doch zwei Jahre lang Eisen und Stahl und Walzwerkprodukte in der Nachkriegszeit nach den Staaten geliefert. Sie hat recht, wenn er sagt, wir sitzen hier am langen Arm des Hebels. Aber wird man das in Deutschland verstehen? Werden Sie als Einzelner die Möglichkeit haben, die Geister mit fortzureißen, ohne daß die Sache erst in den Parlamenten und in der Öffentlichkeit breitgetreten wird? Glauben Sie das, Herr Wegener? Ich will Ihnen allen Erfolg wünschen, aber ich glaube nicht an den Erfolg Ihrer Mission. Versuchen Sie, was Sie erreichen können und benachrichtigen Sie Sie."

Sie können sicher sein; genau so wie damals vor den Falklands ist jetzt ein Wendepunkt im Geschehe Ihres Volkes. Verstehen Sie die Stunde auch diesmal nicht, dann gehen wir andere Wege, gehen sie ohne Sie, und dann wird Deutschland das, was die Engländer aus ihm machen wollten, ein Heimarbeiterdorf, das nur die Nachbarschaft noch mit seinen Fabrikaten versorgt. Aber jetzt verzeihen Sie, Herr Wegener — er blickte auf die Uhr — wenn Sie nicht das wären, was Sie sind, könnten Sie sich etwas darauf einbilden, daß Ihretwegen der englische Botschafter seit einer Stunde im Vorzimmer warten muß."

"Seit einer Stunde?" sagte Wegener erschrocken. "Ich hätte nicht geglaubt, daß wir solange miteinander gesprochen hätten."

"Machen Sie sich keine Sorge, Herr Wegener. Wie sagt man doch bei Ihnen zu Hause? 'Denn die Hälfte seines Lebens wartet der Soldat vergebens.' Das gilt auch von der Diplomatie. Die Herren sind daran gewöhnt, und was wir miteinander gesprochen haben, war wichtiger. Wir legen, ohne daß jemand es weiß, das Schicksal Ihres Volkes in Ihre Hand."

Hallo! Thomson!

Als Wegener an Bord der „Winnipeg“ seine Sachen in die Schränke und Schubfächer seiner Kabine einräumte, rutschte aus einer Mappe, die geschäftliche Korrespondenzen enthielt, ein Bild heraus.

Colin Thomson, stand mit den energischen steilen Schriftzügen des Chemikers darunter.

„Da ist ja Thomsons Bild, von dem wir vorgestern sprachen,“ dachte Wegener. Dafür interessiert sich also die Regierung in Washington? Ihm fiel die Warnung des Kaufmanns aus Kobe ein. Es war wohl besser, das Bild zu vernichten. Über Bord! war sein erster Gedanke. Aber das Bullauge war fest verschraubt. Er sah sich in der Kabine um. Verbrennen? Hier, umgeben von allem Komfort moderner Wohnkultur, war es ebenso unmöglich wie in einem Hotel, unbequeme Dokumente unauffällig zu beseitigen, ein Nachteil der Zentralheizungen. Er wollte das Bild schon mit einem Streichholz über dem Aschbecher auf seinem Schreibtisch verbrennen, als draußen das erste Signal zum Diner ertönte. Er mußte sich umkleiden. Zerreißen und in den Papierkorb? Ein Papierkorb ist so schon eine Fundgrube für neugierige Menschen.

„Nun, dann nicht,“ meinte er, schob das Bild wieder in die Mappe zurück und verschloß sie mit seinen anderen geschäftlichen Korrespondenzen in das Schubfach seines Schreibtisches.

Im Speisesaal der „Winnipeg“ herrschte das unruhige und nervöse Getriebe eines ersten Fahrttages, an dem man mit seinen Nachbarn bei Tisch erst Fühlung nimmt, bis sich alles allmählich in Gruppen und Kreise ordnet.

Wegener hielt Umschau. Gott sei Dank! Alles fremde Menschen, unter denen man allein ist, dachte er, der so Zeit

zu finden hoffte, die Eindrücke der letzten beiden Wochen in sich zu verarbeiten. Er beschloß, es bei rein formellen Höflichkeiten gegenüber seiner Umgebung bewenden zu lassen.

„Waren Sie nicht vorgestern auch auf dem Gartenfest von Illies in Tokio? Mr. . . .?“ hörte Wegener seine Tischnachbarin fragen, als eben der zweite Gang serviert wurde.

„Wegener“, ergänzte er, indem er sich leicht verbeugte.

„Mrs. Henderson“, versetzte sie leichtthin. „Ich war mit meinem Mann auch da und sah Sie mit unserem Botschaftssekretär zwei Tische von uns sitzen.“

Wegener konnte sich nicht erinnern.

„Mein Mann,“ begann Mrs. Henderson von neuem, „erzählte mir nachher, daß Sie unserm Sekretär mitgeteilt hätten, daß Sie den berühmten Colin Thomson kennen.“

Schon wieder war man bei dem Thema Thomson.

„Bekannt haben,“ verbesserte Wegener. „Er soll doch ums Leben gekommen sein.“

„Richtig,“ sagte Mrs. Henderson.

„Ich glaubte mich anfangs seiner zu erinnern, Mrs. Henderson, aber es wird doch wohl eine Verwechslung sein, der Name Thomson ist doch sehr häufig.“

„Sind Sie oft und lange mit ihm zusammen gewesen?“ bohrte sie hartnäckig weiter.

„Ich kannte einen Chemiker dieses Namens während einiger Monate, als ich mich geschäftlich in St. Louis aufhielt.“

„In St. Louis? Hat er dort gelebt?“

„Ich kannte diesen Thomson nur ganz oberflächlich,“ lenkte Wegener noch weiter ab.

„Hat mir mein Mann richtig erzählt, daß Sie ein Bild von Thomson besitzen?“

„Von jenem Thomson, den ich kannte, habe ich eine Photographie besessen, ob ich sie jetzt noch habe, weiß ich nicht. Sie wird sich wohl irgendwo auf meinen vielen Reisen verkrümelt haben. Sie wissen ja, wie das so geht. Man verliert das Interesse an solch flüchtigen Bekanntschaften,“ sagte Wegener und beschloß innerlich: Ich werde das Bild doch vernichten.

„Sie dürfen meine Frage nicht mißverstehen," fing Mrs. Henderson wieder an. „Mein Mann ist in Tokio Korrespondent des „St. Francisco Herald," und ich arbeite gelegentlich von Japan aus für den „St. Louis Graphic", und seine Konzernblätter. Es wäre ein journalistischer Schlager ersten Ranges, wenn der „Graphic" das erste authentische Bild von Thomson bringen könnte. Der „Graphic" würde Ihnen das Bild mit Gold aufwiegen."

„Das will nicht viel besagen, eine Photographie wiegt fünf Gramm," versetzte Wegener lächelnd.

„So ist das natürlich nicht gemeint," sagte Mrs. Henderson. „Hieß Ihr Bekannter Colin Thomson?"

„Nein, Jonny Thomson," log Wegener, um aus der Sache endlich herauszukommen.

„Dann scheint es allerdings doch ein anderer gewesen zu sein," sagte die Journalistin etwas enttäuscht. „Schade."

„Dieser Colin Thomson scheint gegenwärtig ein sehr gesuchter Mann zu sein," ging Wegener nun seinerseits zum Angriff über. „Was würde die Regierung in Washington tun, um nachträglich noch in den Besitz seiner Erfindung zu kommen?"

„Sie würde wohl alles aufbieten," sagte Mrs. Henderson vorsichtig.

„Um sie auszuführen?"

„Wer kann es wissen?" wick die Journalistin aus.

„Oder die Erfindung zu sabotieren?" Wegener sah Mrs. Henderson herausfordernd an.

„Es hat ja keinen Sinn, darüber weiter zu reden," sagte sie lächelnd, „Colin Thomson ist ja tot."

„Ja, es heißt so," sagte Wegener mit neu erwachtem Verdacht.

Mrs. Henderson nahm einen Schluck Eiszwasser. „Werden Sie auch wieder nach St. Louis kommen?"

„Nein. Ich habe nur in Detroit geschäftlich zu tun und fahre dann direkt nach New York und dann mit dem nächsten Dampfer nach Hamburg oder Bremen."

„Das ist also in etwa fünf Wochen," sagte die Journalistin nachdenklich. „Ich werde um dieselbe Zeit auch in New York

sein. Vielleicht, daß wir uns in New York treffen. Wo werden Sie dort wohnen?"

„Ich habe alle meine geschäftlichen Korrespondenzen in das neue Coolidge-Hotel bestellt.“

„Wie seltsam! Das ist dort auch immer mein Hauptquartier. Man wohnt dort recht gut.“

Einige Tage darauf, als Wegener seine geschäftlichen Papiere umordnete und das Material für die amerikanische Kundschaft zusammenlegte, kam er auch über jene Mappe und dachte wieder an das Bild von Colin Thomson. Es war doch wirklich besser, ein so gefährliches Dokument zu vernichten. Er blätterte zwischen den Papieren, das Bild war fort. Es war damals aus der Mappe herausgerutscht, und er hatte es wieder hineingelegt. Er rief sich alle Vorgänge des ersten Tages wieder in Erinnerung. Nein, er hatte es in diese Mappe gelegt. Er sah sorgfältig alle Schriftstücke durch, das Bild blieb verschwunden. Wegener hatte dasselbe peinliche Gefühl wie damals in Hankau, als ihm Fu eine Kopie des Telegramms seiner Firma zeigte, das ihn nach Deutschland zurückrief. Genau wie damals hatte er das Empfinden, an einer unsichtbaren Kette zu liegen. Jetzt straffte sich die Kette wieder. Wo war ihr anderes Ende? Mrs. Henderson? Der Botschaftssekretär? Standen sie beide mit einander in Verbindung und wurde er hier überwacht? Was suchte man unter seinen Papieren? Nur das Bild von Thomson? Und was war an der ganzen Sache? Er räumte seine ganze Korrespondenz zusammen, um sie in seinem Schiffskoffer zu verschließen, dessen solides Schloß wenigstens eine bessere Sicherheit bot als das Schubfach. Da fiel etwas mit leisem Klang zu Boden. Er bückte sich. Eine Haarnadel. „Guten Morgen, Mrs. Henderson!“ meinte er belustigt. Also doch.

*

„Denken Sie, Mrs. Henderson,“ sagte er beim Frühstück zu seiner Nachbarin, „wie lebhaft ich diese Nacht geträumt habe. Ich habe gestern Abend noch am Schreibtisch gearbeitet und habe meine geschäftlichen Aufträge für Detroit und New York noch einmal durchgesehen. Es mochte wohl

2 Uhr gewesen sein, und das, was mich am Schreibtisch intensiv beschäftigt hatte, klang noch im Traume weiter. Ich sah mich wieder am Schreibtisch sitzen, und plötzlich stand eine Frau neben mir, die einmal in meinem Leben eine Rolle gespielt hat. Das ist freilich lange her. Sie stand neben mir und stützte sich mit ihrer rechten Hand auf die Tischplatte. Ich fühlte sie ganz körperlich neben mir. Ich ließ mich aber in meiner Arbeit nicht stören. Da rutschte plötzlich aus ihrer Frisur eine kleine, etwas gebogene Haarnadel heraus und fiel mitten auf das weiße Blatt. Und denken Sie, heute früh, als ich an meinen Schreibtisch trat, um meine Papiere zusammenzuräumen, liegt mitten auf dem obersten Blatt tatsächlich eine Haarnadel. Wie erklären Sie sich das? Es kann doch niemand in meiner Kabine gewesen sein und dort eine Haarnadel verloren haben. Ich reise allein, und mit niemandem hier an Bord stehe ich in irgendwelchen Beziehungen. Es hat also auch niemand das Recht, meine Kabine zu betreten, außer den Stewards, und die tragen, soviel ich weiß, keine Haarnadeln."

Er sah die Journalistin fest an. Sie hielt den Blick aus und meinte lächelnd: „Sie haben sich wohl viel mit Okkultismus beschäftigt?"

„Okkultismus? Soweit gehen die Möglichkeiten der Materialisation doch wohl nicht, daß eine geträumte Haarnadel am anderen Morgen plötzlich auf dem Schreibtisch liegt."

„Sollten Sie die Geschichte mit der Haarnadel nicht auch noch geträumt haben?"

„Nein," sagte Wegener, zog seine Briestasche hervor und präsentierte der Journalistin das Fundstück. „Hier ist die Haarnadel."

„Die geträumte Haarnadel," lachte Mrs. Henderson, „oder die nicht geträumte?"

„Darf ich Sie übrigens darauf aufmerksam machen, Mrs. Henderson, daß sich gerade aus Ihrer Frisur auch eine Haarnadel zu lösen droht?"

„Wichtig, danke sehr."

„Wie merkwürdig übrigens, die Verliererin dieser Haarnadel und Sie scheinen ihre Toiletteneinkäufe bei derselben Seefern, Ju.

Firma zu besorgen. Ich werde mir meine geträumte Haarnadel als Erinnerung an einen schönen Traum aufheben, der allerdings ein merkwürdiges Ende gefunden hat. — Was für Aufträge haben Sie übrigens für Ihre Blätter in St. Louis? Sie sagten, daß wir uns in New York wieder sehen würden?"

„Ich habe die Absicht,“ begann die Journalistin erleichtert, „zunächst . . .“ Doch das übrige verschlang ein flotter Marsch, mit dem die Schiffskapelle einsetzte. Das Frühstück war zu Ende. Man erhob sich. Wegener verbeugte sich vor seiner Nachbarin kühl und förmlich. Man wußte über einander Bescheid, und Wegener war sich jetzt völlig im klaren, wer ihn hier an Bord beobachtete. Aber die Fäden mochten sich wohl weiterspinnen bis nach Washington. Er dachte an Fu und beschloß noch vorsichtiger zu werden.

*

Im Pullman-Car des Schnellzuges zwischen Detroit und New York herrschte trotz der sich rastlos drehenden Luftschrauben eine unerträgliche Hitze. Alles lag apathisch in den bequemen Korbstühlen. Man vermied jede unnötige Bewegung in der bleiern lastenden Schwüle. Die schwarzen Aufwärter, die sich lautlos auf weichen Filzsohlen zwischen den Fahrgästen hin und her bewegten, hatten genug zu tun, um immer wieder die Gläser mit Eiswasser zu füllen.

Noch drei Stunden bis New York. Es war Zeit, die geschäftlichen Ergebnisse seiner Verhandlungen in Detroit für seine Firma in einen kurzen Bericht zusammenzufassen. Wegener überflog noch einmal die Blätter mit seinen stenographischen Aufzeichnungen. Er ging in das Schreibmaschinenzimmer, um einer Stenotypistin seinen Bericht in die Maschine zu diktieren.

Mitten aus den Maschinen heraus, von denen sein Bericht sprach, kehrten Wegeners Gedanken unwillkürlich zurück nach Hankau. Eine seltsame Ideenverbindung ließ ihn sich wieder an dem Verhandlungstisch sehen. Sun reichte dem englischen Generalkonsul die Abschrift des Telegramms über den Tisch. „Sie befinden sich in einem Neg,“ hörte er dann Fu wieder

sprechen, aus dem Sie nirgends auf der ganzen Welt ent-
rinnen können. Das müssen Sie sich klar machen, wenn Sie
mit uns arbeiten wollen."

Da fiel ein Schatten auf das Blatt, welches Wegener
in der Hand hielt. Lautlos war einer der Aufwärter neben
ihn getreten.

"Mr. Wegener?"

"Ja, Wegener."

"Hier ist ein Telegramm für Sie." Und er überreichte
Wegener den bekannten amtlichen Umschlag des Funkdienstes
auf den amerikanischen Schnellzügen, in denen das Büro im
Zuge die drahtlos beförderten Depeschen den Fahrgästen
aushändigt.

Wer kann mir hierher telegraphieren? dachte Wegener.
Niemand weiß, daß ich im Zuge bin. Er sah den Überbringer
fragend an, in dessen Gesicht aber nur das stereotype
Lächeln seiner Rasse stand, das alle Deutungen zuläßt.
Wegener riß den Umschlag auf. Es lag kein Telegramm-
formular darin, sondern ein Blatt mit chinesischen Schrift-
zügen. Der Zug donnerte gerade durch eine Bahnhofsanlage
hindurch. Es wurde Wegener wirblich vor den Augen. Er
raffte sich zusammen und überflog die wenigen chinesischen
Zeilen.

"An Bord der „Winnipeg“ sind Sie beobachtet worden.
Mrs. Henderson steht im Dienste des geheimen Büros
in Washington. Seien Sie vorsichtig und lassen Sie nichts
unverschlossen. Alle Dokumente über unsere Sache sind zu
vernichten. Mrs. Henderson hat Ihnen das Bild von Colin
Thomson aus Ihrer Kabine entwendet. Sie werden es
wieder erhalten."

Wegener fühlte wieder die Hand des Gildenführers.
„Wo immer Sie sich in der Welt befinden, sind Sie für uns
erreichbar“, hatte er beim Abschied gesagt. Soweit also
reichte seine Macht. Wegener sah den schwarzen Aufwärter
fragend an. Der lächelte nur genau so wie vorher.

"Es ist noch ein Brief für Sie da, Mr. Wegener."

"Ein Brief?"

Der Neger überreichte ihm einen Umschlag. Wegener

riß ihn auf und hielt das Bild von Colin Thomson in der Hand.

„Es ist gut,“ sagte er obenhin, „ich danke.“

Der Aufwärter verschwand. Wegener steckte das Bild in seine Brieftasche.

„Ach so,“ sagte er zu der Stenotypistin, „wir wurden unterbrochen.“ Dann fuhr er in seinem Diktat fort. Das Klappern der Maschine, das Rollen des Zuges und der surrende Gang der Luftschrauben spielten wieder ihre alte Melodie. Vor Wegeners Augen stand aber die Gestalt Fus, des Gildenführers, die immer mächtiger emporschwamm und ihren Schatten über zwei Weltheile warf.

Als Wegener am anderen Morgen in New York das Coolidge-Hotel verließ, um das Reisebüro der Hapag aufzusuchen, prallte er mit einem Herrn zusammen, der Absichten auf dasselbe Auto zu haben schien.

„Wohin wollen Sie?“ fragte Wegener den Anderen.

„Ich will zum Ferry-Boot nach Hoboken.“

„Dann können wir ja gemeinsame Sache machen und zusammen in diesem Auto hinunterfahren.“

Er sah den Anderen an, sah nochmals hin. War das nicht . . . Selbstverständlich! „Hallo Thomson! Da sind Sie ja,“ rief er erfreut aus und schlug den Anderen kräftig auf die Schulter.

Der Fremde sah ihn an. „Wegener, sind Sie es? Wie kommen Sie denn hierher?“

„Geschäftlich, ich will nach Hamburg.“

„Ich will auch nach Hamburg.“

„Sind Sie es denn wirklich? Ich denke, Sie sind in die Luft geflogen?“

„Sie sehen, es ist mir ganz gut bekommen, aber,“ sagte er leise und eindringlich, „für dieses Land bin ich nicht mehr Thomson. Hier bin ich Mr. Philipps. Ich bitte darum. Sprechen wir auch unterwegs nicht davon. Sie kennen wohl ungefähr mein Schicksal. Wir fahren zusammen nach Hoboken und fahren zurück in Ihr Hotel. Wo wohnen Sie?“

„Im neuen Coolidge-Hotel.“

„Gut, fahren wir dann zum Hotel. Dort können wir uns unterhalten. Ich habe Ihnen allerhand zu erzählen.“

Zwei Stunden später waren sie im Coolidge-Hotel.

„Es sind auch Briefe für Sie gekommen,“ sagte der Clerk zu Wegener. „Sie liegen auf Ihrem Zimmer.“

„Kann Mr. Philipps hier auch ein Zimmer haben?“

„Gewiß, das Zimmer neben Ihnen ist noch frei.“

„Dann wollen wir es nehmen.“

„Nicht wahr, Mr. Philipps, ich darf Sie in einer Viertelstunde bei mir erwarten?“

Wegener machte sich über seine eingelaufene Korrespondenz her, öffnete die Briefe und sah sie durch. Ein gleichgültiges Kabel von daheim, das nur auf baldige Rückkehr drängte, ein paar belanglose Geschäftsbriefe.

Als Philipps eintrat, ging er zunächst an den in die Wand eingebauten Kleiderschrank. „Der geht nach meinem Zimmer hinüber, und mein Schrank geht nach Ihrer Seite herüber, so sind wir also sicher. Dies hier sind Außenwände, da haben wir nichts zu befürchten.“

„Sie sind sehr vorsichtig, Mr. Philipps.“

„Ich habe mir das so angewöhnt. Rückwände von Kleiderschränken, die in Nebenzimmer gehen, sind mir immer verdächtig. Man weiß nie, wer Interesse für mich hat.“

„Setzen Sie sich hierher, Mr. Philipps, wir sind weit genug von allen Zimmerwänden und können jetzt ungeniert sprechen. Was machen Sie? Erzählen Sie!“

„Aus der amerikanischen Presse wissen Sie wohl, in welche Gefahr mich meine Unvorsichtigkeit gebracht hat, dem Reporter eines New Yorker Blattes in meiner ersten Freude über das endliche Gelingen meiner Versuche etwas davon erzählt zu haben. Am anderen Tage war ich ein berühmter und leider sehr gesuchter Mann. Der bekannteste Mensch in den Staaten, nur daß man ihn selber nicht hatte. Beinahe wäre es ihnen gelungen. Man war mir bereits auf der Spur. Der Methodistenprediger, von dem einmal kurz die Rede war, der war ich.“

„Sie sind ein merkwürdiger Mensch, Mr. Philipps.“

„Der Methodistenprediger ist nur meine Deckfarbe, mit der ich mich dem Gelände anpasse. Ich bin auch, seitdem man mich sucht, aus New York nicht herausgekommen. Wo ist man auch sicherer als in New York, wo jeder Mensch vom 15. Mai bis 15. September denselben Strohhut trägt, denselben Anzug und dieselben Stiefel, sich seine Haare nach derselben Richtung kämmt, Eiskwasser trinkt, dieselben Redensarten im Munde führt, eine Sportzeitung liest und alles tut, um möglichst wenig in der Masse aufzufallen? Mein Laboratorium hat sich in eine kleine astronomische Warte verwandelt, in der ich nach der Art der alten Babylonier Sternstudien treibe und ganz unauffällig meine chemischen Experimente fortsetze. Niemand ahnt, daß der Methodistenprediger Philipps identisch ist mit dem Baumwollfinder Thomson. Jetzt bin ich fertig mit meinen chemischen Vorbereitungen und muß die Sache praktisch erproben. Das kann ich nicht hier, denn dazu brauche ich Spinn- und Zwirnmaschinen, und die Versuche kann ich nicht heimlich betreiben.“

„Warum nicht?“ fragte Wegener interessiert.

„Glauben Sie, es würde nicht auffallen, wenn plötzlich Mr. Philipps Spinnversuche mit einer Baumwollfaser machte, die anstatt 5 cm, hunderte oder tausende von Zentimetern lang ist. Es würde wohl keine Woche dauern, bis er genötigt würde, seine Versuche unter staatlicher Aufsicht und in ängstlich bewachten Räumen fortzusetzen. Wenn man ihm nicht nachträglich überhaupt noch das Schicksal bereitet, das man so freundlich war, mir für alle Fälle anzukündigen, nämlich mich mit meinen ganzen Experimenten auf dem kürzesten Wege in die ewige Seligkeit zu befördern, damit die Nigger in den Südstaaten ruhig weiter Baumwolle pflanzen können.“

„Glauben Sie mir, Wegener, für mich als Amerikaner ist dieser Schritt sehr schwer, und man wird ihn mir auch verdenken. Auch mir wäre es das Liebste, ich könnte eines Tages auf das Staatsdepartement in Washington gehen und sagen: Hier ist die künstliche Baumwolle! Aber ich

weiß, was dann kommen würde. Man würde meine Erfindung sabotieren, wird sie verstecken und nicht ausführen. Deshalb sucht man ja meiner Person habhaft zu werden um meine Baumwolle nicht herzustellen.

Auch damit würde ich mich schließlich abfinden können, wenn ich nicht wüßte, daß diese Erfindung so zu sagen in der Luft liegt. Hunderte arbeiten an derselben Idee. Und in demselben Augenblick, da man in Washington mein Rezept in den Staatsresor legt, kann irgendwo anders ein Chemiker dieselbe Formel finden, ohne daß die U. S. A. die Macht haben einzugreifen. Die Idee ist auf dem Marsche und ist nicht aufzuhalten. Deshalb verlasse ich jetzt dieses Land, das ich liebe und bewundere, das mich aber im Interesse der Baumwollpflanze verfolgt. Die Baumwollkultur der Südstaaten ist doch auf die Dauer nicht mehr zu halten, wenn die schwarzen Arbeiter in Bewegung kommen. Und diese Bewegung hat schon begonnen, sie drängen in die Fabriken des Nordens. Meine Erfindung würde also nur eine Entwicklung beschleunigen, die unabwendbar ist. Und weil ich das weiß, Wegener, kehre ich zunächst in die Heimat meiner deutschen Mutter zurück, in das Land, dem ich meine Erziehung und mein wissenschaftliches Können verdanke. Ich will versuchen, irgendwo in aller Stille meine Spinnversuche vorzunehmen. Vielleicht in Deutschland, vielleicht anderswo. Kennen Sie Adana?"

„Adana, in Kleinasien? Wie kommen Sie auf Adana?"

„Das will ich Ihnen sagen. Die Türken forcieren bei Adana ihre Baumwollkultur und haben kürzlich hier Spinnmaschinen bestellt, für eine neue Spinnerei, die sie dort errichten wollen. Die letzten Maschinen sind gerade unterwegs. Ich habe mir gedacht, Adana könnte solch ein stiller Winkel sein, um unbeobachtet meine Faser auf ihre Verspinnungsmöglichkeiten zu erproben."

„Und da wollen Sie Ihre Apparate mit hinübernehmen?"

„Ich denke garnicht daran. Ich werde mich solcher Gefahr nicht aussetzen, daß man mein Gepäck durchsucht, denn die ganze staatliche Polizei ist noch immer hinter mir her.

Meine Erfindung besteht in ein paar einfachen chemischen Formeln. Meine Apparate kann ich mir überall selber wieder konstruieren, und ich habe mir gedacht, vielleicht könnte in der Fabrik von Adana, wo sowieso eine neue Baumwollfaser versponnen werden soll, eine Möglichkeit gefunden werden, daß ich mir eine von diesen Maschinen für meine Versuche reserviere. Wer kommt denn nach Adana?"

„Ich bin in Adana gut bekannt,“ sagte Wegener, „ich war im Krieg mehrere Monate dort und hatte am Schlußstück der anatolischen Bahn mitzubauen. Als gerade die ersten Züge liefen, und die Lücke geschlossen war, kam der Zusammenbruch. Ich könnte vielleicht in Adana Möglichkeiten schaffen, die Ihnen solche Versuche erleichtern würden.“

Wegener dachte nach und drehte einen der aufgeschnittenen Briefumschläge, die vor ihm auf dem Schreibtisch lagen, gedankenlos in der Hand. Auf der Rückseite des Briefes hatte der Beamte des staatlichen Postbüros in Detroit mit Bleistift vermerkt, daß der Brief an das Coolidge-Hotel in New York weiterzuleiten sei. Coolidge-Hotel, las Wegener mechanisch. Da fiel ihm auf, daß das o in dem Namen des Hotels etwas verschoben war. Er sah genauer hin, die Striche paßten um vielleicht einen Millimeter nicht mehr aufeinander. Der Brief war also von unberufener Hand geöffnet worden, nachdem er aus der Hand der Post in das Büro des Hotels gelangt war.

„Einen Augenblick, Mr. Philipps,“ sagte er. „Hinsichtlich der Überwachung scheinen wir Kameraden zu sein. Man öffnet mir hier im Hotel meine Briefschaften, man hat also ein mir vorläufig unbegreifliches Interesse an mir. Sehen Sie, der Brief ist geöffnet und dann wieder geschlossen. Nur liefert der, der sich für meine Briefe interessiert, keine sehr saubere Arbeit. Sehen Sie hier, die Differenz beträgt kaum einen Millimeter. Aber mir genügt es. Auch unterwegs von Yokohama nach San Francisco ist man über meinen Briefschaften gewesen. Man hat mir übrigens . . . Ach, das wird Sie interessieren, gerade Ihr Bild gestohlen. Auf einem Gartenfest in Tokio war von Ihnen die Rede. Ich erinnerte mich Ihres Namens und,

sprach von der Möglichkeit, daß ich ein Bild von Ihnen hätte. Eine Journalistin an Bord der „Winnipeg“, die bei Tisch neben mir saß, hat mir dann das Bild aus meinem Schreibtisch entwendet. Sie scheint aber ihres Raubes nicht froh geworden zu sein, denn ich habe gestern auf rätselhafter Weise im Schnellzug von Detroit hierher das Bild durch einen Aufwärter des Zuges wieder erhalten. Woher der es bekommen hat, weiß ich allerdings nicht. Doch da spielt noch eine andere Sache mit. Wegen Ihres Bildes befinde ich mich anscheinend unter staatlicher Aufsicht.“

„Sie sehen, Mr. Wegener, wie groß das Interesse an mir ist. Über die Gründe brauchen wir uns nicht zu unterhalten.“

*

Wegener und Thomson hatten in einem Dachgartenrestaurant zu Abend gespeist.

„Morgen Abend will ich mich erst von meinen Methodisten verabschieden, d. h. es ahnt natürlich niemand, daß ich New York verlasse. Ich werde lautlos verschwinden, und den Prediger Philipps wird es vorderhand nicht mehr geben.“

„Und was haben Sie heute Abend vor?“ fragte Wegener.

„Nichts. Ein leerer Abend. Meine Vorbereitungen sind fertig. Wir sind wohl heute beide in der seltenen Lage, einmal absolut nichts zu tun zu haben. Wohin gehen wir?“

„Gehen wir zu Fuß heim?“

Sie tauchten in der brandenden Flut der Straße unter und gingen langsam in der Richtung zum Coolidge-Hotel. Eine blendende Lichtflut schnitt plötzlich von rechts her in das Menschengewühl. „Der Zauberer von Hankau“ kündeten rasch wechselnde elektrische Buchstaben die Vorstellung eines Kino-Theaters an.

„Der Zauberer von Hankau?“ sagte Thomson. „Da sind Sie ja sozusagen zu Hause. Gehen wir?“

„Es wird der gewöhnliche Ritsch sein,“ meinte Wegener wegwerfend. „Hier in New York aufgebaut, mit ein paar echten Chinesen. Na, meinetwegen.“

Erst kam ein Film von amerikanischer Duzendware, revolvererschießende Banditen, Verfolgung mit dem Flugzeug,

Sprung von einer Brücke, tausendmal Gesehenes, was gleichgültig ließ und schnell vorüberglitt. Dann war man in Hankau. Chinesische Straßenszenen, Opiumhöhlen, scharfes Aneinanderreiben zwischen östlicher und westlicher Kultur. Eine geraubte europäische Frau, die durch das Hafenviertel verschleppt wurde. Dann kam der Zauberer. Geschickte Taschenspielerkunststücke, die verblüffend wirkten. Dann schien er seine letzte Vorführung, das Verschwinden eines chinesischen Kindes, eingehend zu erläutern. Plötzlich zeigte der Film den Zauberer ganz groß, wie er eindringlich auf seine Zuschauer einredete. Man sah den Chinesen mit seinen Gesten und sah ihn längere Zeit sprechen. Thomson sah kaum hin. Die Hitze in dem Raum war erdrückend. Da plötzlich spürte er den Griff von Wegeners Hand, die seinen Arm mit stählernem Zwang umschloß.

„Was haben Sie, Wegener?“

„Kommen Sie, Mr. Philipps, wir wollen gehen.“

Der Zauberer war auf seine Bühne zurückgetreten und der Film lief weiter. Beim Aktluß erhob sich Wegener.

„Fällt Ihnen hier nichts auf, Mr. Philipps?“

„Was soll mir auffallen?“

„Fällt Ihnen nicht auf, daß hier außerordentlich viele Chinesen anwesend sind?“

„In New York leben ungefähr fünfzigtausend Chinesen, was soll da auffallen? Der Titel des Stückes zieht sie in diese Vorstellung.“

„Warum sind Sie so schweigsam, Mr. Wegener?“ sagte Philipps auf dem Heimwege.

„Ich möchte Ihnen das hier nicht sagen, kommen Sie noch einen Moment auf mein Zimmer.“

Oben auf seinem Zimmer ging Wegener zunächst an den Wandschrank und öffnete ihn.

„Sie sagten, Mr. Philipps, daß die Rückwand des Schrankes an Ihr Zimmer stößt?“

„Ja.“

„Und die Rückwand Ihres Schrankes an meins. Wir sind hier also sicher.“

„Ich habe Sie wohl angesteckt mit meinem Mißtrauen?“

„Möglich, man kann nie vorsichtig genug sein. Bitte nehmen Sie.“ Und er bot Philipps seine Zigarrentasche an. Dann ging Wegener mit großen Schritten im Zimmer auf und ab.

„Haben Sie einmal von den chinesischen Gilden gehört?“ begann er nach einer langen Weile.

„Von den Gilden? Ja, sie sollen sehr mächtig sein und großen Einfluß haben.“

„Ich glaube, die chinesische Gilde ist heute die größte Macht auf der Welt. Auch an Kapital.“

„Kaum denkbar.“

„Doch, Mr. Philipps, ich weiß es. Aber nicht nur an Kapital mächtiger, sondern an Einfluß, und durch eine große Idee.“

„Und die Idee?“

„Ich kenne sie, und ich habe auch ihre Mittel kennen gelernt.“

„Welche Mittel?“

„Den Zauberer von Hankau.“

„Das Kinostück?“

„Ja, das Kinostück. Ich war vor dem Kriege ein paar Jahre in Shantung beim Bau der Bahn. Da war unter unseren Ingenieuren ein Allermeltsgenie. Der hatte sich auch einmal als Taubstummlehrer versucht. Von dem habe ich damals in müßigen Stunden gelernt, die Worte von den Lippen anderer zu lesen, was wir Kulturmenschen ja immer erst noch lernen müssen. Naturvölker wie die Asiaten können das fast noch von selber.“

„Und was hat das mit der Gilde und mit dem Zauberer von Hankau zu tun?“

„Erinnern Sie sich noch des Zauberers von Hankau?“

„Ja, aber was soll das?“

„Sein chinesischer Name Kueh Wo-min bedeutet in der Übersetzung: „Ich bringe unser Volk zum Erwachen.“ Begreifen Sie nun, warum drei Viertel des Publikums aus Chinesen bestand?“

„Ist das kein Zufall?“

„Bei den Chinesen ist niemals etwas Zufall.“

„Und was soll das Ganze?“

„Erinnern Sie sich, daß der Zauberer eine Zeit lang ganz groß im Bilde zu sehen war, wo man ihn förmlich sprechen sah, und erinnern Sie sich, daß Naturvölker, wie die Asiaten, ganz ohne Schwierigkeiten noch imstande sind, Worte von den Lippen anderer zu lesen?“

„Und was hat der Zauberer gesagt?“

„Er sprach nur zu seinen chinesischen Zuschauern. Ich kann chinesisch und konnte mitlesen. Er hat die Chinesen im Zuschauerraum daran erinnert, daß es Pflicht aller Chinesen sei, der Gilde zu dienen und nicht zu vergessen, allwöchentlich einen Tageslohn an die Gildenkasse in New York abzuliefern. Wir haben Großes vor, und wenn Sandkorn zu Sandkorn sich häuft, wird eine Düne entstehen, die mächtiger ist als alle westliche Kultur. Das sagte der Zauberer.“

„Dann wäre dieses Kinstück nichts weiter als eine Propaganda der chinesischen Gilde, um alle wirtschaftlichen Kräfte der Chinesen im Auslande in den Dienst eines Gedankens zu stellen?“

„Nichts anderes.“

„Eine gewaltige Idee,“ sagte Philipps nachdenklich, „der wir Amerikaner und Ihr Europäer wohl nichts Gleichwertiges entgegenstellen könnt . . . Und was steckt hinter dem allen?“

„Ich weiß es nicht,“ sagte Wegener, „aber ich denke mir die Parole: Asien den Asiaten, Die Welt für die Asiaten . . .“

„Ein mächtiger Gedanke. Aber wo ist die Ausführung?“

„Die Ausführung, Mr. Philipps, kann gefährlich werden, wenn die Macht in der Hand eines Mannes liegt, der 500 Millionen Asiaten in einer Richtung zu führen weiß.“

„Gibt es denn einen solchen Mann in dem chinesischen Chaos?“

„Chinesisches Chaos?“ sagte Wegener. „Ich habe nichts mehr von einem chinesischen Chaos gemerkt. Aber die Rolle der Europäer, der Amerikaner, der Weißen, ist drüben in Asien zu Ende.“

„Aber wir haben doch Kriegsschiffe, Truppen dort,“ bemerkte Philipps etwas zögernd.

„Kriegsschiffe, Truppen, vielleicht um den Rückzug zu decken, wenn man ihn rechtzeitig antritt, sonst . . .“

„Ostasien hat sich mächtig entwickelt im letzten Jahrzehnt,“ meinte Philipps obenhin.

„Entwickelt?“ sagte Wegener. „Der asiatische Kontinent und seine Völker wachsen und wachsen, das Prestige des weißen Mannes ist dahin, das ist nicht mehr zu reparieren. Mit Port Arthur und Mukden hat es angefangen. Nein, schon früher, als Admiral Perry vor Kanagawa mit seinen Schiffskanonen die schlummernde Welt Asiens aus ihren Träumen aufweckte.“

„Sie meinen wirklich?“ fragte Thomson.

„Die Europäisierung der Welt wird eine Episode bleiben, die sich ihrem Ende zuneigt“, sagte Wegener leise.

Wegener und Thomson rauchten gedankenvoll vor sich hin. Unsichtbar saß ein Dritter am Tisch: Fu, der Gildeführer.

Hilde Buchwald.

„Ich habe für die Herren diese Plätze vorgesehen,“ sagte der Obersteward.

„Wer sitzt hier sonst?“

„Hier links zwei New-Yorker Herren, rechts neben Ihnen ein Kaufmann aus Seattle, drüben ein Mr. French aus Boston, daneben ein Fräulein Buchwald, eine Deutsche aus St. Louis. Neben ihr hier rechts Mr. und Mrs. Words, ein Baumwollhändler aus Liverpool.“

„Können Sie die Baumwolle nicht etwas dislocieren?“ fragte Wegener und drückte dem Steward eine 5-Dollarnote in die Hand. „Nehmen Sie dies bitte als Anzahlung für unterwegs.“

„Wegener!“ sagte der Steward mit leisem Vorwurf. Dieser schaute ihn befremdet an.

„Kennst Du mich nicht mehr, Wegener? Denk doch an II 21.“

„Vohmann! Du hier, Steward?“

Vohmann zuckte die Achseln. „So geht es vielen unserer Kameraden, etwas mußte man doch anfangen, und mit unserem Offizierswissen kamen wir nicht weit.“

„Aber Du konntest doch nachholen, lernen . . .?“

„Ohne Geld? Ich war froh, bei der Hapag unterzukommen.“

In diesem Moment ertönte der Gong und rief zum Essen.

„Verzeih, Wegener, mein Dienst ruft.“

„Dann auf später, Vohmann. Denk bitte daran, hier bin ich nach der Passagierliste Mr. Garland. Ich habe meine Gründe dafür.“

Der weite Saal füllte sich allmählich. Eine elegante schlanke Dame trat an der anderen Seite an den Tisch. Nach der Angabe des Stewards offenbar Fräulein Buchwald.

Wegener erhob sich und fühlte instinktiv das Bedürfnis, sich einer Deutschen gegenüber vorzustellen.

„Harland! Und mit einer kurzen Handbewegung nach links, zu Thomson, Mr. Philipps.“ Da traf ihn ein erstaunter, schnell freundlicher werdender Blick aus zwei großen grauen Augen.

„Aber Herr Wegener, kennen wir uns nicht schon?“

Wegener framte vergebens in seinen Erinnerungen.

„Denken Sie einmal an Barcelona, Frühjahr 1915!“

„Ach, Frau Silvestri!“

„Nein, das war einmal, hier bin ich Fräulein Buchwald.“

„Und ich bin hier Mr. Harland aus Shanghai. Ich habe meine Gründe dafür.“

„Mit unserem Infognito scheinen wir hier kein großes Glück zu haben,“ sagte Wegener leise zu Thomson und dann zu seinem Gegenüber: „Ich bitte, Fräulein Buchwald, hier an Bord ein für allemal: Mr. Harland. Es liegt mir viel daran.“

Die Plätze links und rechts neben Fräulein Buchwald blieben einstweilen leer. Nur die Liverpooler Baumwolle hatte sich breit und behäbig etwas weiter unten niedergelassen.

„Wie sind Sie eigentlich damals von Barcelona fortgekommen? Sie waren nicht an Bord des „Prinz Umberto“ mit dem wir . . ., mit dem ich damals nach Genua fuhr.“

„Ich kam, wie Sie vielleicht noch wissen, mit einem spanischen Paß von Autofagasta, aus den Salpeterminen. Sie hatten mich damals im Schiffahrtsbüro in Barcelona auf den Konsul von Honduras aufmerksam gemacht, der Reisepässe nach Genua besorgen konnte. Aber dieser Konsul von Honduras trieb, wie ich später erfuhr, eine sehr lukrative Politik mit doppeltem Boden. Er verriet telegraphisch alle wehrpflichtigen Deutschen, denen er für die Reisepässe ein Sündengeld abgenommen hatte, an die Franzosen nach Marseille. In aller Gemütsruhe haben diese dann unterwegs alle ihnen bereits avisierten Besitzer von Papieren der Republik Honduras von Bord geholt. Zu meinem Glück habe ich damals die Abreise des „Prinz Umberto“ verschlafen und habe dann, eine Woche später auf einem

kleinen Küstendampfer, der unterwegs nur oberflächlich visitiert wurde, Livorno erreicht. Als Heizer an der Maschine galt ich mit meinem italienischen Paß als Mann der Besatzung."

„Und weiter?"

„Mein Dienst fürs Vaterland hat sich dann ein Jahr lang darauf beschränkt, vor der Elbmündung Minen zu legen und auf englische U-Boote aufzupassen, die niemals kamen. Dann kam ich als Ingenieur an Bord eines U-Kreuzers nach Konstantinopel und war schließlich beim Bau der letzten Anschlußstrecke der anatolischen Bahn tätig. Jetzt komme ich über New York aus Hankau. Und Sie Frau Silvestri? Fräulein Buchwald?"

In dem Stimmengewirr war es schwer, eine Unterhaltung über den Tisch hinweg zu führen.

„Ich bin über Boulogne nach Hause gefahren," verstand Wegener.

„Boulogne?" wiederholte er.

„Merkwürdige Geographie," knurrte Thomson, „Vorsicht, Wegener!"

Aber Wegener forschte weiter: „Boulogne? Da müssen Sie sich wohl irren?"

„Keineswegs, Mr. Harland. Von französischen Panzerschiffen und Kreuzern geleitet, wurden wir in den Hafen geschleppt. Alles an Bord wurde genau untersucht und ungefähr ein Duzend Deutsche wurden von den Franzosen an Land gebracht und mußten zurückbleiben. Dabei fiel mir auf, daß Sie nicht an Bord waren."

„Aber Fräulein Buchwald, das ist doch alles unmöglich."

„Mr. Harland, Sie können mir doch nicht abstreiten, was ich erlebt habe."

Sie schien verstimmt. Die grauen Augen bekamen einen fast feindseligen Ausdruck, und zwei harte Linien zogen sich bis zu den Mundwinkeln.

In diesem Augenblick nahm Mr. French seinen Platz neben Fräulein Buchwald ein, und Wegener brach die etwas unerquicklich werdende Unterhaltung ab.

„Deine Geographin aus Barcelona ist mir etwas verdächtig,“ meinte Thomson später bei der Zigarre.

Wegener hatte auch ein unsicheres Gefühl. Was ging ihn schließlich dies Fräulein Buchwald an, das ihn einst auf dem Schiffsbüro auf die Vermittlertätigkeit des Konsuls von Honduras aufmerksam gemacht hatte? War sie etwa dessen geschäftliche Zutreiberin gewesen und war er gerade noch durch Zufall aus dem Netz entschlüpft?

Wegener beschränkte sich hinfort auf rein konventionelle Gespräche und rührte absichtlich nicht wieder an dieser Sache.

Zwei Tage darauf war beim Lunch der Platz neben Fräulein Buchwald längere Zeit leer, und Mr. French erschien erst später.

Wegener hatte kaum darauf geachtet. Beim Ausbruch aus dem Speisesaal geriet er dann zufällig in die Nähe der „Geographin“.

„Mr. Harland, auf ein kurzes Wort nachher,“ flüsterte sie ihm leise zu.

An Deck fand er sie an ihrem gewohnten Platz im Liegestuhl im Windschutz eines Ventilators, fern von den anderen Passagieren. Wegener zog sich einen Stuhl heran.

„Womit kann ich Ihnen dienen, Fräulein Buchwald?“ begann er etwas kühl.

„Mr. Harland, ich merke, Sie trauen mir seit neulich nicht recht. Warum, weiß ich nicht, aber Sie sind mein Landsmann und wir waren schon einmal zusammen in einer schwierigen Situation. Mr. Harland, was hat mein Tischnachbar Mr. French, mit dem Sie sonst kaum ein Wort sprechen, in Ihrer Kabine zu suchen, während Sie bei Tisch sind?“

„Mr. French?“

„Ja, ich habe ihn schon zweimal beobachtet, vorgestern und heute Mittag. Ich irre mich nicht und halte es für meine Pflicht, Sie darauf aufmerksam zu machen.“

„Dem Burschen will ich das Handwerk schon legen. In solchen Dingen verstehe ich keinen Spaß. Ich werde mir zunächst selber zu helfen suchen, ohne daß Aufsehen entsteht.“

„Das wäre auch sicher das Beste.“

Seestern, Su.

Wegener, der wieder an Barcelona und sein Erlebnis an Bord der „Winnipeg“ dachte, fühlte sich befangen. Ohne hin kein Feld in der Konversation, fand er keinen Faden für ein weiteres Gespräch. Die Pause begann schon peinlich zu werden und drohte ins Endlose zu wachsen. Er verfolgte den taktmäßig hinundherpendelnden Schatten eines Drahttaues auf den Decksplanken und schwieg weiter.

„Warum trauen Sie mir eigentlich nicht?“ fing seine Nachbarin ganz unvermittelt an. Sie verschränkte die Arme im Liegen unter dem Kopf und sah ihn herausfordernd an.

„Warum? Na, ganz einfach,“ plägte er heraus, „wie wollen Sie denn eigentlich von Barcelona über Boulogne nach Hause gefahren sein?“

„Über Boulogne?“ Sie richtete sich auf und sah ihn erstaunt an. „Über Toulon, das ist doch der französische Kriegshafen. Da wurden wir von den Franzosen eingeschleppt und haben dann einen Tag mitten unter der französischen Flotte gelegen.“

„Über Toulon!“ Wegener atmete erleichtert auf. „Da habe ich Sie also nur mißverstanden.“

„Natürlich, was dachten Sie denn?“

„Na, ich Gell!“ sagte er und für sich setzte er hinzu: Das ist Thomson mit seinem ewigen Mißtrauen.

„Nun, mit diesem Selbstbekenntnis will ich zufrieden sein. Aber Mr. French behalten Sie besser im Auge!“

„Ich werde gleich mit Mr. Philipps reden, den die Sache schließlich auch vielleicht angeht.“

Beim Diner war Mr. French rechtzeitig anwesend.

Lebhaft flog die Unterhaltung über den Tisch hin und her.

Ganz zufällig geriet Fräulein Buchwald mit Mr. French ins Gespräch. Wegener verstand nicht viel von der Unterhaltung, hörte dann aber Mr. French etwas sehr selbstbewußt und etwas von oben herab sagen: „Die Deutschen werden uns nicht wieder gefährlich werden. Sie mögen technisch und wissenschaftlich Gutes leisten, aber ihnen fehlt das, was wir Amerikaner smart nennen.“

Wegener, den es ärgerte, er wußte selber nicht warum,

daß Fräulein Buchwald überhaupt so viel mit Mr. French sprach, fuhr dazwischen:

„Was Sie da smart nennen, Mr. French, das nennen wir Deutschen oft fünf Jahre Zuchthaus.“

Mr. French sah ihn durchdringend an und sagte höhnisch: „Ich kenne viele Deutsche, die in den letzten Jahren im Zuchthaus gefessen haben.“

„Ja, man hat sie als Kriegsgefangene in die Zuchthäuser gesteckt und hat sie dort miserabel behandelt.“

Wegener stockte. Die Nächststehenden begannen, auf das Gespräch zu hören. Er fühlte, er hatte sich zu weit vorgewagt.

Mr. French sah eifig vor sich hin und sprach weiter zu Fräulein Buchwald, die Wegener erschrocken ansah: Um Gotteswillen, decken Sie Ihre Karten doch nicht zu früh auf! warnten diese grauen Augen.

Mr. French nutzte die Chance, die ihm Wegener gegeben hatte, rücksichtslos aus.

„Ich sagte smart, Miß Buchwald. Sagten Sie nicht, daß Sie aus St. Louis kämen? Dann haben Sie ja einen sehr berühmten Mitbürger.“

„Wen meinen Sie, Mr. French?“

„Haben Sie nicht von Colin Thomson gehört?“

„Von dem Chemiker, der künstliche Baumwolle herstellen konnte? Ja, aber ist er nicht verunglückt?“

„Sie müssen nicht alles glauben, was in den Zeitungen steht.“

„Also er lebt noch?“

„Es ist sicher anzunehmen.“

„Und er lebt in St. Louis?“

„Ja, bis vor kurzem.“

„Sehen Sie, Miß Buchwald, das ist ein Mann, der smart ist, wie ich eben sagte.“

Aha, dachte Wegener, es geht auch gegen Thomson! Was mag der Kerl wollen?

Mr. French lehnte sich in seinem Stuhl etwas zurück, stützte die Ellenbogen auf beide Lehnen und hielt die Hände so vor sich hin, daß deren Fingerspitzen sich berührten.

Wegener spielte nervös mit seiner Dessertgabel. Er stieß Thomson unauffällig unter dem Tisch an. Der studierte anscheinend interessiert die Menükarte. Beiden war schwül zumute. Jetzt mußte von drüben der Gegenstoß kommen, und er kam.

„Sehen Sie, Miß Buchwald, dieser Thomson hatte das Unglück, daß seine Erfindung durch einen Zufall vorzeitig bekannt wurde. Was tat Colin Thomson? Er geht auf die Zeitung, die die erste Nachricht von seiner Erfindung gebracht hat, und gibt dort seine eigene Todesnachricht auf, d. h. er fliegt, wie Sie wissen, mit seinem ganzen Laboratorium in die Luft und ist tot für die Welt, d. h. er verschwindet aus der Öffentlichkeit, um erst seine Erfindung bis zu Ende durchzuprobieren. Er hat damit Ruhe zur Arbeit und vergräbt sich irgendwo in einen stillen Winkel. Man vergißt ihn denn auch, aber eines Tages wird er mit seiner fertigen Erfindung irgendwo hervortreten. Das ist smart. Übrigens wird es Sie vielleicht interessieren, Ihren Landsmann aus St. Louis einmal persönlich kennen zu lernen. Sehen Sie, ich habe hier eine Zeitung, die bringt ein wirklich authentisches Bild von ihm.“

Er griff in die Rocktasche und entfaltete langsam und bedächtig eine Nummer des St. Louis „Graphic.“ „Sehen Sie, das ist Colin Thomson. Prägen Sie sich sein Bild ein, vielleicht daß Sie ihm einmal begegnen werden.“

Dann hat also Mrs. Henderson das Bild sofort kopiert, um für alle Fälle sicher zu sein, konstatierte Wegener für sich und konnte dieser Leistung der Agentin innerlich seine Anerkennung nicht versagen.

Fräulein Buchwald gab Mr. French das Blatt zurück.

Der wollte es schon wieder zusammenfalten, da sah er zu Thomson hinüber.

„Verzeihen Sie,“ sagte er, „Sie scheinen sich auch für das Bild zu interessieren? Darf ich bitten?“ Und er reichte die Nummer des „Graphic“ über den Tisch. „Colin Thomson, der Erfinder der künstlichen Baumwolle, ein Bürger von St. Louis,“ lautete die Überschrift.

Darunter das Bild und ein Artikel, der den Erfinder als einen Sohn der Stadt feierte.

„Sehr interessant,“ sagte Mr. Philipps, ohne daß seine Stimme dabei auch nur die geringste Bewegung verriet. „Sehr interessant, ich habe von dem Mann auch schon gehört.“

„Er soll jetzt nach Europa gereist sein,“ fuhr Mr. French fort. „Es war in den letzten Tagen die Rede davon. Es hieß, daß er Spinnversuche mit seiner neuen Baumwollfaser in Andalusien vornehmen will.“

„In Andalusien?“ fragte Mr. Philipps scheinbar interessiert zurück.

„Ja, die Spanier haben in Andalusien neuerdings auch Baumwolle angepflanzt.“

Gott segne die geographische Unkenntnis der Amerikaner, dachte Wegener erleichtert. Jemand hat uns also doch im Hotel belauscht und hat statt Adana Andalusien verstanden.

„Colin Thomson reist übrigens, wie es heißt, in Begleitung eines deutschen Ingenieurs, der allerhand interessante Aufträge von der chinesischen Regierung hat und sich einbildet, mit chinesischen Kulilöhnen die angelsächsische Wirtschaft aus den Fugen heben zu können. Solche Träume darf man nicht ernst nehmen,“ sagte French zu Fräulein Buchwald.

Wieder ein Volltreffer, dachte Wegener. Warte nur Bursche, wir rechnen noch miteinander ab.

Mr. French steckte den „Graphic“ wieder in die Rocktasche und die Stewards servierten das Dessert.

*

Als man von Tisch aufbrach, fiel es Wegener auf, daß Fräulein Buchwald ihren Arm in den von Mr. French legte. Ein etwas peinliches Gefühl der Enttäuschung befiel ihn. Er begann mit Thomson die übliche Deckpromenade. „Der weiß also, wer wir beide sind, und hat keinen Anlaß mehr, aus seiner Kenntnis noch ein Geheimnis zu machen,“ sagte er.

Wegener fiel ein, daß in seinem Schreibtisch der Entwurf zu einer Denkschrift lag, in dem er die Gedanken Fu's kurz skizziert hatte. Einen Moment überlegte er, ob er nicht

rasch in seine Kabine gehen sollte, um dieses Dokument zu verschließen. Nein, vorläufig war keine Gefahr. Mr. French saß neben Fräulein Buchwalds Liegestuhl.

Begener beschloß zunächst, den Obersteward, seinen alten Kameraden von U. 21 aufzusuchen, und ließ Thomson als Beobachtungsposten zurück.

„Lohmann, ich brauche Deinen Beistand in einer etwas eigenartigen Angelegenheit, mit der ich kein Aufsehen machen möchte. Es steht fest, daß Mr. French während der Tischzeit mehrere Male heimlich in meiner Kabine gewesen ist und anscheinend meine geschäftliche Korrespondenz durchsucht hat. Diesem Interesse für meinen Schreibtisch möchte ich möglichst unauffällig aber endgültig ein Ende machen. Mr. French scheint mir und meinem Nachbar Mr. Philipps aus irgend einem Grunde nachzuspüren.“

„Von wem weißt Du, daß Mr. French in Deiner Kabine gewesen ist?“

Begener zögerte einen Moment. „Von Fräulein Buchwald, die mir gegenüber sitzt. Sie hat mich darauf aufmerksam gemacht. Wer ist sie eigentlich?“

„Ich weiß es nicht.“

„Hast Du sie öfter mit Mr. French zusammen gesehen?“

„Hin und wieder, wie es an Bord üblich ist. Aufgefallen ist mir nichts. Du könntest Dich jedenfalls mit deiner Angelegenheit an den Ersten Offizier wenden und ihm den Sachverhalt mitteilen.“

„Ich möchte das vermeiden. Ich pflege Burschen, die mich aus dem Hinterhalt anfallen, selber abzutun und nachher erst die Polizei von der vollendeten Tatsache zu verständigen. Mr. French hat eine äußerlich harmlose Tischunterhaltung dazu benutzt, mich merken zu lassen, daß er weiß, wer ich bin und wer mein Nachbar, Mr. Philipps ist. Willst Du mir den Gefallen tun, Mr. French, der jetzt an Deck bei Fräulein Buchwald sitzt, im Auge zu behalten und mich unauffällig zu benachrichtigen, wenn er nach unten gehen sollte?“

„Gern, Begener. Ich werde zusehen, wo er bleibt

Sollte er etwa wieder auf verbotenen Wegen wandeln, werde ich Dich unauffällig rufen lassen."

Als Wegener wieder an Deck kam, verabschiedete sich Mr. French gerade von Fräulein Buchwald.

„Auf ein Wort, Mr. Harland," sagte sie und streckte Wegener lebhaft die Hand entgegen. „Darf ich bitten?" Und sie nötigte ihn auf den Stuhl, den Mr. French eben verlassen hatte.

„Sie waren etwas unvorsichtig heute, Mr. French herauszufordern."

„Herauszufordern?" wiederholte Wegener etwas erstaunt. „Ich verstehe das nicht. Herausgefordert hat er. Ich war selber erstaunt über die Wendung, die die Unterhaltung dann nahm."

„Ich habe gar nicht verstanden, worauf Mr. French hinauswollte."

„Fräulein Buchwald, sollten Sie wirklich nicht verstanden haben, was er mit seiner Zeitungsnummer wollte?"

„Aber ganz sicher nicht!"

„Ist Ihnen denn gar nichts aufgefallen?"

„Aufrichtig gesagt, nein."

„Wissen Sie, warum er das Bild von Colin Thomson meinem Nachbar gezeigt hat?"

„Ihrem Nachbar, Mr. Philipps?"

„Ja, eben Mr. Philipps. Haben Sie das Bild des „Graphic" nicht mit Mr. Philipps verglichen?"

„Nein, ich habe nur ganz flüchtig hingesehen."

„Fräulein Buchwald," sagte Wegener eindringlich.

Die grauen Augen hielten den Blick aus. „Ich verstehe Sie nicht, Mr. Harland."

In diesem Moment durchzuckte Wegener der Verdacht, sie will mich hier festhalten, während . . .

„Ich glaube Ihnen nicht mehr, Fräulein Buchwald," sagte Wegener brüsk und erhob sich.

In diesem Moment trat ein Steward an ihn heran. „Herr Harland, es ist eine Funkdepeſche für Sie eingelaufen, ſie liegt im Büro der Oberſtewards für Sie bereit."

„Wegener, Dein Verdacht ſtimmt. Mr. French ſcheint

tatsächlich in Deiner Kabine zu sein," sagte der Obersteward, als Wegener mit Thomson bei ihm eintrat.

„Also los!" sagte Wegener. Die langen Rabinengänge waren still und leer. Leise eilten die drei auf den weichen Teppichen vorwärts. Jetzt standen sie vor der weißlackierten Tür. Wegener legte das Ohr an den Türspalt. Ein leichtes Rascheln war drinnen bemerkbar. Langsam drückte Wegener den blanken Metallgriff der Tür nieder und trat in seine Kabine. An seinem Schreibtisch saß Mr. French und hatte den Entwurf seiner Denkschrift vor sich. In die Lektüre vertieft, hatte er das Öffnen der Tür nicht bemerkt. Wegener machte einen halben Schritt zur Seite und forderte mit einer Kopfbewegung Lohmann auf, mit einzutreten.

Dann spürte Mr. French den stählernen Griff einer Faust im Nacken. „Sehen Sie nicht zu tief in Schriftstücke hinein, die Sie nichts angehen, Mr. French," rief Wegener und stieß ihn mit der Nase so nachdrücklich auf das Manuskript, daß er fast die Besinnung verlor.

„Also das ist Ihre Mission, Sie smarterer Halunke! Bitte Lohmann, überzeuge Dich von dem Tatbestand."

„So, und nun machen Sie, daß Sie hier verschwinden, sonst helfe ich nach," rief Wegener und riß den Überraschten von seinem Schreibtischstuhl empor.

Mr. French wollte sprechen, aber das Blut lief ihm heftig über seinen hellen Anzug, und für Leute, die Nasenbluten haben, ist es schwer, eine heroische Haltung einzunehmen.

„Lohmann! Du bist wohl so freundlich, den Schiffsarzt zu benachrichtigen, daß wir einen Leichtverletzten an Bord haben. Lebensgefährlich wirds ja wohl nicht sein. Eigene Justiz ist doch immer die beste," sagte Wegener mit befreiendem Lachen. Wir wollen aber jetzt dem Ersten Offizier wenigstens offiziell Mitteilung von dem Vorfall machen."

Der Erste Offizier machte ein nachdenkliches Gesicht, als Wegener ihm die Sache vortrug.

„Ich bin Ihnen dankbar, Herr Harland, daß Sie so wenig Aufsehen von der Sache machen wollen. Ich werde Mr. French das Nötige mitteilen. Verlassen Sie sich darauf,

daß das an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig lassen wird. Nach Ihrer Schilderung werden Sie bis Cuxhaven Ruhe vor diesem Burschen haben, es sei denn, er hat noch weitere Mitarbeiter. Deuteten Sie nicht irgend etwas derartiges an?"

„Es handelt sich um eine Dame,“ sagte Wegener kurz, „ich möchte sie aber vorläufig nicht in die Sache hereinziehen.“

„Wie Sie wollen, Herr Harland, ich stehe Ihnen sonst zur Verfügung.“

Nach einer Stunde teilte der Erste Offizier Wegener das Ergebnis seiner Feststellungen mit. „Mir gegenüber hat Mr. French sich mit einer politischen Mission herausreden wollen. Er hatte sich ausgewiesen als Chef eines Detektivbüros. Das scheint aber nicht alles zu sein. Als er dann austrumpfte, er habe im Interesse der Vereinigten Staaten seine Nachforschungen vorgenommen, bin ich ihm energisch in die Parade gefahren und habe ihm erklärt, daß die Rechte der Vereinigten Staaten, wenn es sich um eine politische Angelegenheit handeln sollte, am Rande des Uferkais von Hohofen enden.“

„Lassen wir damit die Sache erledigt sein,“ sagte Wegener. „Der Bursche ist mattgesetzt und mag sich jetzt seine Smartneß mit nassen Umschlägen fühlen lassen.“

Beim Diner war Fräulein Buchwald sehr reserviert. Als ihr suchender Blick mehrere Male nach dem Eingang des Saales hinüberglitt, sagte Wegener: „Sie vermissen Mr. French? Sie werden wahrscheinlich überhaupt auf seine Gesellschaft verzichten müssen. Ich glaube, er wird nicht wieder bei Tisch erscheinen können. Er hat nämlich einen kleinen Unfall erlitten und zwar in meiner Kabine.“

„In Ihrer Kabine? Mr. Harland.“

„Ja, wir trafen uns da, und da haben wir uns etwas unterhalten über den Begriff von amerikanischer Smartneß, und dabei hat Mr. French etwas Nasenbluten bekommen. Wenn Sie sich für ihn interessieren, können Sie ja durch den Steward nach seinem Befinden fragen lassen.“

„Ich verstehe Sie nicht, Mr. Harland,“ sagte sie, „ich habe keine Veranlassung, nach Mr. French zu fragen.“

Sie wandte sich ostentativ an seinen Nachbar. „Kommen Sie auch aus St. Louis, Mr. Philipps?“

„Ich war nur vorübergehend dort“, antwortete der kurz.

Wieder wurde Wegeners Verdacht rege. Was sollte die Frage? War sie doch mit Mr. French im Bunde und wollte seine Nachforschungen fortsetzen? Er beschloß, sich Gewißheit zu verschaffen.

Ein kalter böiger Wind hatte gegen Abend das Promenadendeck ziemlich leer gesetzt. Wegener fand Fräulein Buchwald im Windschatten eines Oberdecksalons allein. Er setzte sich neben sie und suchte nach einem passenden Anfang. Während er noch darüber nachdachte, begann sie plötzlich: „Herr Wegener, Sie sind mir noch eine Antwort schuldig.“

„Und das wäre?“

„Sie haben mir heute Mittag gesagt: Ich glaube Ihnen nicht mehr. Wie kommen Sie dazu, Herr Wegener? Ich habe Ihnen keine Veranlassung dazu gegeben. Ich habe Sie vor Mr. French gewarnt, und nach Ihren Andeutungen scheint der Verdacht Bestätigung gefunden zu haben.“

„Ich habe den Burschen unschädlich gemacht.“

„Und warum glauben Sie mir nicht mehr?“

„Nun gut, ich bin Ihnen Rechenschaft schuldig. Das rasche Wort von heute Mittag war eine Ungezogenheit. Verzeihen Sie mir. Darf ich offen zu Ihnen reden?“

„Bitte, Herr Wegener.“

„Damals in Barcelona sagte mir Frau Silvestri: Ich möchte Ihnen gerne helfen, Sie sind doch mein Landsmann. Dasselbe Wort habe ich vor sechs Wochen in Tokio von einer deutschen Frau gehört. Und da standen Sie plötzlich in meiner Erinnerung wieder vor mir. In Barcelona hätte mich Ihr Wort leicht in eine Situation bringen können, deren Gefahr mich nur mein gesunder Schlaf vermeiden ließ. Auf der Fahrt von Yokohama nach San Francisco saß eine Frau neben mir, für die ich mich zu interessieren begann. Dieses Interesse hat sie dazu ausgenutzt, um . . . nun lassen wir das. Jetzt höre ich zum dritten Male in derselben Situation dasselbe Wort. Und wieder wird es mir verhängnisvoll.“

„Was wollen Sie damit sagen, Herr Wegener?“

„Fräulein Buchwald, wenn man so viel in der Welt herumgekommen ist wie ich, dann wird man etwas rauh, und hört man dann ein solches Wort, so ist das wie das leise Streicheln einer Frauenhand. Um so bitterer ist nachher die Enttäuschung.“

„Und habe ich Sie enttäuscht? Sie haben doch nicht etwa geglaubt, ich sei mit Mr. French im Einverständnis?“

Die grauen Augen sahen ihn erschrocken an.

„Ja, Fräulein Buchwald, das habe ich geglaubt.“

„Glauben Sie es noch jetzt?“

„Jetzt nicht mehr.“

„Ich danke Ihnen, Herr Wegener. Aber nun sagen Sie mir; wie kamen Sie auf diesen Verdacht?“

Und Wegener erzählte . . .

„Und Sie haben es wirklich für möglich gehalten, daß ich Sie im Einverständnis mit Mr. French hier oben an Deck festhalten wollte, damit er inzwischen . . .“

„Verzeihen Sie mir, Fräulein Buchwald.“

„Ihr Männer seid doch komische Gesellen,“ sagte sie lächelnd.

„Ihr Männer?“ wiederholte Wegener. „Wollen wir nicht gegenseitig darauf verzichten, zu sagen: Ihr Männer, oder Ihr Frauen? Das sind Redensarten für die Alltäglichen.“

„Sie haben Recht, Herr Wegener. Also schließen wir den Pakt,“ und sie reichte ihm die Hand.

„Auf gute Kameradschaft!“

Jrgendwo, weit dahinten, lag ein Mr. French in seiner Kabine, ein ganz gleichgültig gewordener Mr. French aus Boston. Und hier standen zwei Menschen, die Zufall und Schicksal zum zweiten Male zusammengeführt hatte.

„Glauben Sie an einen Zufall?“ begann Wegener nach einer Weile.

„Gerade dasselbe wollte ich Sie auch fragen, Herr Wegener.“

„Wie seltsam.“

„Nein, an einen Zufall glaube ich nicht.“

„Ich auch nicht.“

„Schicksal, das wir nicht kennen, das uns aber an leisen, zarten Fäden unseren Weg führt, Wege, die sich kreuzen und wieder trennen und vielleicht wieder zusammenlaufen.“

„Wohin führt Sie Ihr Weg?“

„Es ist ein ganz trivialer Weg. Ich werde einige Zeit in Deutschland bleiben.“

„Sie sind eine seltsame Frau. Darf ich nicht Weiteres von Ihnen wissen? Glauben Sie nicht, es sei Neugierde.“

„Nein, heute nicht, vielleicht später. Was kann Ihnen auch daran liegen, zu wissen, wie mein Leben äußerlich verlaufen ist?“

„Ihr letztes Geheimnis behält eine Frau doch immer für sich,“ hat einmal einer gesagt.

„Wie meinen Sie das, Herr Wegener?“

„Nun, daß ein Mann niemals wirklich in die Seele einer Frau hineinschauen wird. Er denkt sie sich doch immer anders, als sie ist, und wird bei ihr immer nur das verstehen, was seiner eigenen Natur konform ist. Schließlich steht er doch immer noch vor einem letzten Vorhang, der niemals zerreißt, auch bei den größten Erschütterungen nicht.“

„Sie haben recht. Das, was Sie sagen wollen, kenne ich aus einem Verse, der mir einmal in einer schweren Stunde meines Lebens zufällig, . . . oder nein, vielleicht war das auch kein Zufall . . . vor die Augen kam.“

„Fräulein Buchwald,“ drohte Wegener lächelnd mit dem Finger, „fangen wir nicht an sentimental zu werden? Dazu sind wir doch beide nicht die Menschen.“

„Nein, Herr Wegener, es ist kein sentimentaler Vers, es ist ein Lebensbekenntnis, eine letzte Resignation am Ende eines langen Weges.“

„Dann darf ich es vielleicht hören.“

„Der Vers ist mir damals gleich im Gedächtnis hängen geblieben. Tausend andere sind verflogen und verweht, ich weiß nicht einmal, von wem die Verse sind. Aber hören Sie.“ Und sie sprach fast tonlos vor sich hin:

Ich bin ich und Du bist Du —
Weiß denn einer des andern
Herzensunruhe und Herzensruh —
Jeder muß einsam wandern.
Lern es beizeiten und merk es gut:
Nichts bleibt ewig gemeinsam —
Liebe ist Drängen von Blut zu Blut,
Bald verlöscht auch die lodernste Glut.
Und Dein Ende ist einsam . . .
Such' keine Heimat und baue kein Nest, —
Kann keinem Wanderer taugen —
Deines Herzens armseligen Nest,
Wahre ihn Dir und halte ihn fest —
Sehnsucht hat blinde Augen . . .
Dies ist Wissen und tiefste Ruh:
Ich bin ich — und Du bist Du.

„Das ist wahrhaft ein Lebensbekenntnis,“ sagte Wegener:
„Ich bin ich und Du bist Du. Wie ist eigentlich Ihr Vorname, Fräulein Buchwald, ich habe ihn in der Passagierliste übersehen?“

„Hilde Buchwald,“ sagte sie einfach.

*

Felgoland lag wie ein rötlicher Schatten am Horizont. Es galt sich für die Ankunft in Cuxhaven fertig zu machen.

„Vor unserm Freunde French werden wir jetzt wohl Ruhe haben, seitdem er für die nächsten Wochen seinen Steckbrief im Gesicht trägt,“ sagte Wegener zu Thomson. „Auf deutschem Boden wird er sich auch vorsehen müssen. Was will er uns hier noch anhaben?“

„Ich traue dem Frieden doch nicht,“ sagte Thomson, „ich habe meine Erfahrungen. Amerika weiß, um was es geht, und wird Wert darauf legen, über den Fortgang der Sache auf dem Laufenden zu bleiben. Auch Ihr Plan rührt an den Grundfesten der europäischen und amerikanischen Wirtschaft.“

„Halten wir doch an der Idee mit Andalusien fest,“ sagte Wegener lächelnd „und lassen Ihre Verfolger damit

auf der falschen Fährte. Kann ich Ihnen durch meine alten Beziehungen in Adana einen Schlupfwinkel sichern, so sind Sie für Ihre Verfolger verschwunden und können in Ruhe arbeiten. Was aus mir wird, weiß ich noch nicht. Meine Firma wird darüber entscheiden. Inzwischen werde ich versuchen, was ich in Berlin bei der Regierung erreiche. Ich muß mich jetzt daran gewöhnen, die Welt wieder klein zu sehen, wie durch ein umgekehrtes Perspektiv."

Jetzt galt es, nur noch von Fräulein Buchwald Abschied zu nehmen. Sie war Wegener in den letzten Tagen mehr geworden, als er sich selber gestehen mochte.

"Nun gehen unsere Wanderwege wieder auseinander," sagte er, als er sie oben an der Reeling stehend fand.

"Such keine Heimat und baue kein Nest, will keinem Wanderer taugen . . ." sagte sie leise. "Denken Sie noch an meinen Vers? Das ist auch unser Schicksal."

"Unser Schicksal, Fräulein Hilde? Aber wenn es doch für mich einmal anders wird, daß ich doch einen Kameraden brauche auf meinem Weg, darf ich wissen, wo ich Sie dann finden könnte? Ich möchte es doch nicht ganz dem Zufall überlassen, ob wir uns noch ein drittes Mal treffen."

"Legen Sie wirklich so großen Wert darauf, Herr Wegener? Reisebekanntschaften vergißt man doch sonst so leicht."

"Die Erinnerung an das erste Mal hat bis Yokohama vorgehalten. Diesmal wird es wohl noch etwas länger dauern."

"Gut," sagte sie und schrieb eine Adresse in ihren Notizblock und reichte ihm das Blatt.

Hilde Buchwald, las er, Depositenkasse der Deutschen Bank in Hannover.

"Sind Sie dort . . .?"

"Nein, aber es wird mir von dort immer alles nachgeschickt. Wir wollen uns jetzt den Abschied nicht schwer machen, Herr Wegener. Ich wünsche Ihnen alles Gute für Ihr Vorhaben," sagte sie herzlich und reichte ihm die Hand.

Merkwürdig, wie weich und fest ihre Hand ist, dachte Wegener und sagte: "Es ist ein langer Weg, den ich zu

gehen habe. Und es werden Tage kommen, da ich eine Hand wie die Ihre gern in der meinen hielte, da ich einen Kameraden brauche. Darf ich dann . . .?" und er blickte auf das Blatt.

„Dann dürfen Sie auf mich rechnen," sagte sie leise.

„Werden Sie dann kommen?"

„Vielleicht werde ich auch kommen." Dabei blickten ihn die grauen Augen fest an.

„Das soll ein Wort sein," sagte Wegener, „vergessen Sie es nicht. Ich werde Sie vielleicht schon bald daran erinnern. Leben Sie wohl, Fräulein Hilde."

Warten und nicht verzweifeln.

Die Aufnahme des chinesischen Anerbietens bei der Regierung in Berlin hatte sich Wegener anders gedacht. Der Außenminister las in seiner Gegenwart die kurze Denkschrift durch, machte in Gedanken ein großes Fragezeichen dahinter und schickte Wegener dann zum Reichswirtschaftsminister. Auch der überflog die wenigen Seiten, dann sah er Wegener an.

„Gewiß . . .“, sagte er.

Wenn ein Minister „gewiß“ sagt, dann meint er „nein“, dachte Wegener.

„. . . Gewiß,“ fuhr der Minister fort, „enthält dieser Plan eine große beachtenswerte Idee, aber mit den französischen und schwedischen Erzen wird die deutsche Industrie zur Zeit ausreichend versorgt.“

„Und wenn Sie diese Erze eines Tages nicht mehr haben werden . . .“

Der Minister machte eine abwehrende Handbewegung. „. . . wenn Frankreich und Schweden Ihnen statt Eisenerz nur Eisen und Stahl liefern wollen, wenn Sie dann die deutschen Hochofen ausblasen müssen . . .?“

Wegener hatte plötzlich das Gefühl, in die leere Luft zu reden. Er bemerkte, wie der Minister unauffällig nach der Uhr auf seinem Schreibtisch sah und ihm nur noch mit der geduldigen Nachsicht zuhörte, wie man einen Erfinder anhört, der eine phantastische Idee entwickelt, und den man reden läßt, weil er einmal da ist.

„Was Sie mir da erzählen, ist ja sehr interessant, aber wo liegen die Garantien, daß uns Ihr Gildenföhrer — wie nannten Sie ihn doch? Den Namen habe ich, wie gesagt, noch nie gehört, auch in unseren diplomatischen Berichten aus Peking ist nie von ihm die Rede gewesen — daß uns Ihr Chinese nicht unvermutet hinters Licht föhrt. Wir haben

so viele Unerbieten in den letzten Jahren bekommen, bei denen aber unter der Löwenhaut stets bald die Eselsohren zum Vorschein kamen. Sie dürfen mir das nicht übel nehmen, Herr Wegener, aber ich bin als Minister schließlich der Regierung und dem Parlament verantwortlich."

"Das Parlament dürfte unter keinen Umständen zunächst in Frage kommen," warf Wegener dazwischen, "die Sache muß mit größter Diskretion behandelt werden."

"Aber ich muß die Frage doch mit dem betreffenden Ressort besprechen, wenn wir zu einem Entschluß kommen sollen."

"Das ist selbstverständlich, aber im Übrigen muß ich an der Forderung strengster Vertraulichkeit festhalten."

"Gut, ich werde Ihnen Bescheid geben und Ihre Denkschrift wird nur Herren zu Gesicht kommen, deren Verschwiegenheit ich sicher bin."

Die Antwort, die Wegener aus Adana erhielt, eröffnete Thomson ohne weiteres die Möglichkeit, dort in einer der neu eingerichteten Spinnereien seine Versuche ungestört vornehmen zu können. Seiner eigenen Firma hatte Wegener zunächst über das Ergebnis seiner letzten Reise berichtet. Wenige Tage darauf machte sie ihm schon den Vorschlag, die Leitung des Baues einer Seilbahnanlage von Ineboli an der Nordküste Kleinasiens nach den alten Kupferminen bei Kure zu übernehmen, deren Betrieb von einer deutsch-türkischen Gesellschaft wieder eröffnet werden sollte. Gleichzeitig waren die technischen Grundlagen anderer Gruben im anatolischen Hochlande und am Taurus zu prüfen, wo Eisen und Kupfererze in der Nähe hochwertiger Braunkohlen lagen und einen rationellen Betrieb versprachen.

"Da weist uns der Zufall ungefähr dasselbe Arbeitsgebiet zu," sagte Wegener zu Thomson, "ich werde den Vorschlag meiner Firma annehmen."

"Glauben Sie nicht, daß die Unruhen in Syrien und Kurdistan wirtschaftliche Unternehmungen heute störend beeinflussen können?"

Wegener wehrte ab: "Wenn Sie auf das Aufhören von Unruhen in Vorderasien warten wollen, so können Sie eben-
Seestern, Fu.

so gut am Ufer eines Flusses warten, bis dessen Wasser vorübergeflossen ist. Ich treffe bereits meine Reisezurüstungen, und wir können dann bis Konstantinopel zusammen fahren. Aber vergessen Sie nicht, sich offiziell auch einen spanischen Reisepaß zu verschaffen. Offiziell fahren Sie nach Andalusien. Man kann nicht wissen, ob uns unser Freund French nicht doch noch umlauert. Den türkischen Reisepaß besorgen Sie sich unter der Hand."

Vom Minister war noch immer keine Antwort da. Erinnern mochte ihn Wegener nicht. Die Zwischenzeit hatte er in anderer Weise auszunützen beschlossen. War nicht die Presse das beste Mittel, die Öffentlichkeit in Deutschland über die Bedeutung des wirtschaftlichen Erwachens der asiatischen Völker aufzuklären? Er suchte die Redaktion einer großen Tageszeitung auf. Der Chefredakteur war auf Urlaub. Ein politischer Ressortredakteur empfing ihn.

"Sie wollen uns also über Weltpolitik schreiben? Sind Sie aber als Ingenieur — ein Seitenblick streifte Wegeners Karte, die der Redakteur in der Hand hielt — auch über die politischen Vorgänge in Ostasien genügend unterrichtet?"

Wegener lächelte: „Ich glaube sehr gut unterrichtet zu sein."

„Wir haben nämlich einen Mitarbeiter in Peking, der uns und anderen uns nahe stehenden Blättern monatlich berichtet. Außerdem bekommen wir Reisefeuilletons von einem Herren, der eine Studienfahrt durch Ostasien macht. Er hat uns gerade jetzt über die deutschfeindliche Stimmung in Japan geschrieben."

„Deutschfeindliche Stimmung in Japan?!" fuhr Wegener auf. „Wo hat Ihr Herr Mitarbeiter denn das her?"

„Er hat sehr gute Beziehungen von früher her und hat auch Zugang zu diplomatischen Kreisen, die Ihnen, Herr Wegener, — wieder ein Blick auf die Karte — wohl ferner stehen. Nun, einerlei, vielleicht läßt sich doch einmal ein Artikel aus Ihrer Feder neben den Beiträgen unserer Mitarbeiter unterbringen. Im übrigen haben wir wenig Raum für die Auslandspolitik. Aber senden Sie uns einmal einen

Aussatz. Wir werden ihn prüfen und Ihnen dann Bescheid geben."

Und Wegener schrieb, schrieb vom Erwachen eines Erdteiles, dem Wiederdurchschlagen einer uralten Kultur, dem Abspringen des europäischen Kulturlacks. Der Artikel war mit Herzblut geschrieben.

Drei Tage später fand Wegener unter der eingelaufenen Post eine Sendung jenes Blattes. Er riß den Umschlag auf. Seinem Artikel lag ein gedruckter Wisch bei: „Wegen Überhäufung mit Manuskripten und wegen Raummangels sind wir leider nicht in der Lage, von Ihrer Einsendung Gebrauch zu machen und müssen Ihnen Ihren Artikel anbei wieder mit bestem Dank zurückgeben."

„Wahrscheinlich bin ich anderer Ansicht gewesen als ihr weiser Mann in Peking und der Reisefeuilletonist," sagte Wegener bitter und zerriß die Blätter. „Sie werden bei Ihren Landsleuten wahrscheinlich keinen großen Erfolg haben", hatte Fu gesagt. Der Gildenfürher hatte Recht behalten. Die dünne Luft hier trug diese Schallwellen nicht.

Kurz darauf erhielt Wegener ein amtliches Schreiben des Ministers. Nach eingehender Erörterung des chinesischen Vorschlages könne man sich einstweilen nicht entschließen, der Sache näher zu treten, da die Eisenerzversorgung Deutschlands durch Handelsverträge mit befreundeten Ländern gesichert sei. Wegener berichtete über den Mißerfolg seiner Mission durch ein Kabel nach Hankau, das nur Fu verständlich war. Dann rüstete er sich zur Abfahrt.

Als er sich auf der Deutschen Bank den Creditbrief für seine Reise ausstellen ließ, wurde es ihm plötzlich klar, daß er fortan ohne jede Verbindung mit Hilde sein würde.

„Kann ich ein Bankkonto für Jemand eröffnen, ohne daß der Betreffende etwas davon weiß?"

„Aber gewiß, Herr Wegener, wir brauchen nur die Unterschrift. Wo soll das Konto eröffnet werden?"

„Auf Ihrer Depotabteilung in Hannover."

„Wir werden es dorthin überweisen. Darf ich um die Unterschrift bitten?" Wegener reichte dem Beamten Hildes

Adresse auf dem Blatt, das sie ihm beim Abschied in Curhaven gegeben hatte.

„Genügt das?“

„Vollkommen.“

Wegener übertrug auf das neue Konto den Betrag von tausend Mark.

„Und die Inhaberin des Kontos kann jederzeit mit ihrer Unterschrift den Betrag erheben?“

„Jederzeit, die Unterschrift genügt.“

Am anderen Tage wollte Wegener mit Thomson nach Konstantinopel abfahren.

Wegener hatte sich geirrt, wenn er glaubte, Mr. Frenchs Gesichtskreis verschwunden zu sein. In einer der großen Karawansereien der Reichshauptstadt sah er ihn plötzlich in der Empfangshalle und war sich darüber klar, daß er sich doch wieder wie ein Schatten an seine und Thomsons Schritte geheftet hatte, vielleicht nicht selber aber durch Helfershelfer, die man nicht kannte.

Als sich Wegener und Thomson zwei Stunden vor der Abfahrt im Hotel beim Frühstück trafen, saß Mr. French plötzlich am Nebentisch. Man ignorierte sich gegenseitig und Wegener führte mit Thomson ein gleichgültiges Gespräch. Weinlich genug, daß der Feind im letzten Augenblick vor der Abfahrt erschien. Wenn er ihnen aber so auf der Spur war, so mußte er auch wissen, daß Thomson alles für Spanien vorbereitet hatte. Ein lächerlicher Zufall machte alles zu schanden. Während des Frühstücks trat ein Beamter des Reisebüros des Hotels an den Tisch und sagte zu Thomson: „Auf Ihre Karte nach Konstantinopel sind noch 3,80 Mark nachzuzahlen. Es war ein Versehen des Schalterbeamten. Darf ich vielleicht um den kleinen Betrag bitten?“

Mr. French wußte jetzt Bescheid, und die ganze andalusische Komödie konnte abgeblasen werden. Jedenfalls waren sie fortan wieder unter Aufsicht.

*

In Haidar-Bascha half Wegener Thomson noch bei der sicheren Verladung seiner wertvollen Kisten, die die Ein-

richtung und die Instrumente für das Laboratorium enthielten, und gab ihm einige aus der Praxis kritischer Jahre gewonnene Erfahrungssätze für die psychologische Behandlung des türkischen Bahnpersonals mit auf den Weg. Er erneuerte mit einem der türkischen Angestellten der anatolischen Bahn eine alte Bekanntschaft aus dem Offizierskasino in Tschanak Kaleffi und mußte Thomson nun gut aufgehoben. Am nächsten Tage fuhr er selber mit einem Küstendampfer nach Ineboli, um dort die ersten Zurüstungen zu treffen und die Ankunft des Seilbahnmaterials abzuwarten. Und nun begann das im Orient übliche ermüdende Spiel zwischen türkischen Behörden, die über einen unerschöpflichen Vorrat von Geduld und Zeit verfügten, und ungeduldigen Europäern, dieser ruhige gleichmäßige Pendelschlag zwischen „Tawasch“ und „İnsallah.“

„Was heißt eigentlich „Tawasch?“ fragte einer von den Werkmeistern nach einer Woche ergebnisloser Arbeit Wegener. „Auf alle meine Fragen und alle meine Versuche, etwas Leben in die Kolonne zu bringen, höre ich stets dieselbe Antwort.“

„Tawasch,“ sagte Wegener lachend, „ist das große Zauberwort der Osmanen, dessen Sinn man erst begriffen haben muß, bevor man hier vorwärts kommt. Nehmen Sie Ihre Taschenuhr; ihr nervöses Ticken ist der Pulsschlag europäischer Arbeit, und nun sehen Sie auf den Pendel der Uhr da drüben. Das ist Tawasch! Sie können es je nach Bedürfnis übersetzen mit „Nur Geduld,“ „Nur nicht Hasten.“ „Mit Mut und Festigkeit ist nichts auszurichten.“ „Ich muß erst den Muteffarif fragen, und der muß den Wali fragen, und der muß in Angora anfragen.“ „Bitte, hier kommt der Kaffee“ usw. Das alles heißt „Tawasch“.

Wegener überließ seine Ingenieure auf zwei Wochen sich selber, und fuhr nach Angora, um von dort aus die Sache etwas in Schwung zu bringen. Das half, wie er aus Ineboli hörte. Alte Bekanntschaften und viele Erinnerungsstunden bei Kaffee und Zigaretten in den Regierungsgebäuden hatten ihm den Weg geebnet. Auch für Thomson in Adana konnte er von dort aus sorgen. Dann

fuhr er selber nach Adana. Auch hier derselbe Wendelschlag zwischen „Zawasch“ und „Inschallah“. Auch hier halfen ihm alte Beziehungen. Er erreichte es, daß die türkische Spinnerei, die jetzt neben der Fabrik der Firma Schinassi fertig dastand, zwei Spinnmaschinen für Thomson zurückstellte, auf denen er seine Versuche unauffällig vornehmen konnte. Niemand ahnte deren Bedeutung. Thomson bezog ein kleines Landhaus. Der Schuppen dahinter wurde als Laboratorium eingerichtet. Die beiden Spinnmaschinen, deren Antriebsmotoren das Rabel mit elektrischem Strom versorgte, standen in einem kleinen Gebäude daneben. Nach einigen Wochen war alles fertig, und Thomson konnte mit seiner Arbeit beginnen. In der langen Zeit des Wartens hatte sich Wegener wieder völlig in die Welt des Islams eingelebt. Während man beim Kaffee saß und das Wasser in den Nargiles gurgelte und gluckste, wurden die alten Schnurren von Nasr Eddin Hodscha wieder lebendig und die Welt des Orients gewann wieder Gestalt und Farbe. Und doch war es eine andere Welt, als Wegener sie einst verlassen hatte.

Mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgte man in Anatolien den französischen Feldzug in Syrien. Die Widerstandskraft der Drusen und der Kurden um Palmyra, wo sich das französische Expeditionskorps verschanzt hatte, war nur durch englische Waffen- und Munitionslieferungen zu erklären. Außerdem sollten auf Seiten der Kurden russische Formationen kämpfen. Sie galten als Berser und andere Bestandteile des Völkergemisches in Transkaukasien. Der Feldzug nahm einen ähnlichen Charakter an wie vordem der Kampf gegen die Rifkabylen in Nordmarokko. Bedenklich war es, daß die Verbindung zwischen Palmyra und dem Hafen von Alexandrette gefährdet und zweimal schon völlig unterbrochen war. Die Panzerautos, die sonst die Straße freihielten, versagten sehr oft, weil sich die Handstreichs des Feindes meist auf die Benzinlager richteten, die den unentbehrlichen und weit von der Küste schwer zu ergänzenden Brennstoff für die Kraftwagen enthielten. Hier und da flammten sie plötzlich auf und erhellten die Nacht wie warnende Brandfackeln. Eine von französischen Ingenieuren von

Alexandrette aus angelegte Rohrleitung für die Benzinversorgung der Stappenstraße wurde immer wieder unterbrochen und lief aus. Das Prestige der französischen Waffen sank täglich mehr. Entsprechend stieg die Zuversicht auch der Zuschauer auf anatolischem Boden.

Die Welle des Rationalismus war vorüber gerauscht, der Hodscha wurde wieder zum Führer des Volkes. Auch der Islam begann wieder eine Macht zu werden. Man sah wieder nach dem grünen Turban der Mekkapilger, und wenn man sich auch äußerlich noch so europäisch gebärdete, der Abstand zu Westeuropa war wieder größer geworden. Genau so wie drüben in Asien, dachte Wegener, wenn er in der Unterhaltung mit seinen türkischen Freunden häufig das unbestimmte Gefühl hatte, wie wenn man beim Baden vom Strande aus in die See hineinschreitet und sich von einer Welle plötzlich gehoben fühlt und den Boden unter den Füßen verliert.

Er kehrte nach Ineboli zurück, wo es wieder nicht vorwärts ging. Dafür erhielt er von Thomson einen Brief, worin dieser berichtete, daß es ihm gelungen sei, für sein Laboratorium eine englische Chemikerin zu gewinnen, die bisher an der Universität in Stambul gearbeitet hatte. Miß Wilson sei ihm eine zuverlässige Stütze geworden. Er könne ihr die meisten Arbeiten, natürlich unter den ihm bekannten Vorsichtsmaßregeln, fast völlig überlassen.

Dann mußte Wegener ins anatolische Hochland. Braunkohlen und Eisen-Mangan-Erze lagen so zusammen, daß sich eine Hochofenanlage an der Bahnlinie rentieren konnte. Drahtseilbahnen sollten Erz und Kohle heranschaffen. Eine Verschmelungsanlage konnte auch Öl für die Motoren liefern. Ein aussichtsvolles Unternehmen, nur forderten die Türken bei der Gründung einer Gesellschaft 51 v. H. der Beteiligung. Wegener fuhr zunächst nach Angora.

„Glauben Sie, daß sich unter solchen Bedingungen deutsches Kapital hier beteiligen wird? Sie wollen das russische Vorbild kopieren, aber die Sowjets mildern auch schon ihre Bedingungen.“

„Wir haben mit den Sowjets nichts zu tun,“ sagte der

Bali. „Jeder treibt seine Politik und muß wissen, was ihm frommt.“

„Ich glaube nicht, daß unter diesen Umständen die Gesellschaft gegründet werden kann.“

„Bismillah,“ hatte der Bali geantwortet.

„Sie sprachen auch von anderem Kapital? Amerikanisches?“

„Nein,“ antwortete der Bali, „noch anderes Kapital.“

Wegener dachte an Fu und fragte nicht weiter. Sollte die Kapitalmacht der Gilde auch hier an der Arbeit sein?

Die Verhandlungen kamen nicht vorwärts. Wegener sah sich den Ort für den Hochofen an und fuhr dann nach Adana, um Thomson wieder aufzusuchen.

*

„Schade,“ sagte Thomson, „Miß Wilson ist noch nicht wieder hier. Ich habe sie nach Stambul schicken müssen. Wir fehlen einige Chemikalien, und hier sind sie nicht zu bekommen. Auch möchte ich mir nicht in meine Karten sehen lassen. Miß Wilson hat von ihrer Tätigkeit an der Universität her alte Beziehungen in Stambul und hat mir erklärt, alles Nötige beschaffen zu können.“

Als die beiden am nächsten Tage beim Abendessen saßen, trat Miß Wilson ins Zimmer.

„Mein Freund, Herr Wegener. Meine Mitarbeiterin, Miß Wilson.“

Wegener erkannte sofort Mrs. SENDERSON, ließ sich aber nichts merken.

„Wo ist das Zimmer von Miß Wilson,“ fragte Wegener, als sie wieder allein waren.

„Hier über uns.“

„Sehr schallfester scheint Ihre Bude hier nicht zu sein, Thomson. Kommen Sie, wir gehen noch einen Augenblick ins Freie.“

Sie gingen an der Fabrik von Schinassi vorüber, Wegener sah sich um. Kein Lauscher in der Nähe.

„Thomson, haben Sie Miß Wilson alles über Ihre Erfindung gesagt.“

„Ich werde mich hüten, Wegener. Sie macht nur die Versuche, die nichts besagen wollen. Baumwolle chemisch auflösen und synthetisch wieder aufbauen und das Produkt durch die Düsen pressen, das kann Jeder. Aber das gibt erst eine harte, brüchige Faser, die zu nichts rechtem taugt.“

„Was fehlt noch daran?“

„Ich habe ihnen schon einmal gesagt, denken Sie an die Rolle, die die Vitamine bei Nahrungsmitteln spielen. Auch beim Zellstoff muß noch etwas hinzukommen, um der künstlichen Faser gewissermaßen die lebendige Kraft zu geben, die die natürliche hat.“

„Und worin besteht dieser Zusatz?“

„Ihnen kann ich es ruhig sagen, denn Sie sind kein Chemiker, wenigstens nicht auf meinem Gebiet. Das Geheimnis besteht in einer einzigen Formel. Sehen Sie.“

Er zog sein Notizbuch und schrieb eine Gruppe von Buchstaben und Zahlen hin. „Das ist eigentlich alles. Das Resultat einer fünfjährigen Arbeit. Ich stehe jetzt am Ende meiner Versuche. Gehen wir zur Fabrikation selber über und verarbeiten die versponnene Faser zu Geweben, so können die amerikanischen Pflanzer einpacken. Amerika als Baumwollproduzent ist erledigt. Die Stapellänge der amerikanischen Baumwollfaser war bisher ihr Vorzug und schuf ihr die dominierende Stellung. Sie ist aber höchstens 6 cm lang. Meine Faser ist hundert oder tausend Meter lang, ganz nach Wunsch. Ich kann sie in jeder Länge herstellen.“

„Und damit wäre die natürliche Baumwolle überhaupt erledigt.“

„Keineswegs. Hier nicht und in Indien und China auch nicht, wo die Arbeitslöhne lächerlich gering sind. Aber in Amerika müssen nach den Gesetzen von Angebot und Nachfrage die Löhne auf den Baumwollplantagen einen gewissen Abstand haben zu den Fabriklöhnen, sonst wandern die schwarzen Landarbeiter in die Fabriken ab. Eine Million Neger ist während des Krieges sowieso schon aus den Südstaaten verschwunden, weil sie durch die hohen Löhne der Kriegsindustrie nach Norden gelockt wurden. Da-

für bleiben in den Baumwollstaaten immer empfindlichere Lücken. „Deserted farms“, so wie einst in den Nordstaaten, als das Getreide des Westens die Farmer im Osten unterbot und sie einfach ruinierte, bis neue Besitzer zur Garten- und Gemüsekultur und zur Viehwirtschaft übergingen und damit wieder Boden unter die Füße bekamen.“

„Und was“, fragte Wegener, „wird aus den fünf Millionen Negern auf den Baumwollplantagen des Südens werden, wenn Ihre künstliche Baumwolle deren Produkt unterbietet?“

„Ich denke“, antwortete Thomson, „es wird das Beste sein, diese Neger wieder in ihre Urheimat abzuschieben. Diese Entwicklung muß sowieso kommen. Sie kennen doch die äthiopische Bewegung, die Afrika für die Neger fordert und auf eine Zusammenfassung aller Schwarzen auf afrikanischem Boden hinarbeitet. Meine Erfindung wird diese Entwicklung nur beschleunigen.“

„Sie sind ein Mensch“, sagte Wegener, „der von seinem Laboratorium aus mit seinen Spinnmaschinen Millionen von Menschen auf die Beine bringt und sie wandern heißt. Fürchten Sie nicht den langen Arm der amerikanischen Baumwollmagnaten? Haben Sie nicht genug von der Jagd über den Ozean? Thomson, seien Sie ja vorsichtig!“

„Es handelt sich nicht um mich“, sagte Thomson, „meine Erfindung kann heute und morgen auch ein anderer machen. Kommen wird sie auf alle Fälle. Sie liegt gewissermaßen in der Luft.“

„Aber man wird den, der diese Kraft entfesselt, auf alle Fälle unschädlich zu machen suchen.“

„Aber man kann die Idee nicht töten“, sagte Thomson. „Man hat auch die Farmer des Westens nicht hängen können.“

„Ja“, sagte Wegener, „das waren viele, Sie sind ein Einzelner, mit dem man kurzen Prozeß machen wird.“

„Erst wenn man ihn hat“, sagte Thomson ernst.

Sie gingen schweigend eine Strecke Wegs.

„Eine Frage, Thomson. Wie stehen Sie mit Miß Wilson?“

„Eine vorzügliche Assistentin.“

„Das meine ich nicht, ich meine persönlich.“

„Müssen Sie das unbedingt wissen, Wegener?“

„In diesem Falle, ja.“

„Warum?“

„Kennt Miß Wilson die Formel, die Sie mir hier aufgeschrieben haben?“

„Die Formel? Nein, die kenne nur ich. Und zu Ihnen spricht sie nicht, auch für Sie ist sie nichts anderes, als hätte ich ein paar Worte in Suaheli hingeschrieben. Übrigens wollen wir vorsichtig sein.“ Thomson zündete sich eine Zigarette an und ließ an dem Streichholz das kleine Blatt, das er aus seinem Notizbuch gerissen hatte, aufflammen. Er zertrat auch noch die Asche am Boden.

„Also Miß Wilson kennt die Formel nicht?“

„Nein“, sagte Thomson, „ich pflege zwischen meinem Arbeitszimmer und meinem Schlafzimmer feste Wände zu haben. Warum interessiert Sie das alles?“

Wegener blieb stehen und sah Thomson bedeutsam an. „Weil Ihre Assistentin, Miß Wilson, identisch ist mit jener Mrs. Henderson, die mir auf der Fahrt von Yokohama nach San Francisco Ihr Bild . . . sagen wir entwendete, jenes Bild, das nachher im „St. Louis Graphic“ veröffentlicht wurde. Sie wissen, jene Zeitung, die Ihnen Mr. French, dessen Mitarbeiterin Miß Wilson offenbar ist, damals unterwegs an Bord über den Tisch reichte. An Bord der „Winnipeg“ war Miß Wilson Journalistin, hier ist sie Chemikerin, wer weiß, was sie sonst noch für Rollen spielt. Es tut mir leid, alter Junge, ich sehe, es tut weh. Aber ich konnte diesmal nicht anders.“

„Was raten Sie mir zu tun, Wegener?“

„Bortherhand garnichts. Ihre Assistentin hat offenbar nicht gemerkt, daß ich sie wiedererkannt habe. Ihr neuer Rockenkopf und der weiße Laboratoriumsmantel sind ja auch eine gute Verkleidung. Aber vergessen Sie nicht, Thomson, es gibt gewisse Insekten, bei denen das Weibchen das Männchen in der Hochzeitsnacht tötet. Sehen Sie zu, daß Sie Miß Wilson sobald als möglich auf anständige Weise loswerden.“

Es war unerträglich heiß in der Nacht und Wegener konnte nicht schlafen. In dem Zimmer über sich hörte er

noch stundenlang wandernde Schritte. Auch Thomson schien keine Ruhe finden zu können.

„Wir sind übrigens soweit,“ sagte Thomson beim Frühstück, „daß wir die versponnene Faser jetzt zur Verarbeitung fortschicken können. Ich stehe mit einer sächsischen Weberei in Verbindung, die Versuche mit dieser angeblichen Adana-baumwolle machen will. Um was für eine Faser es sich wirklich handelt, weiß man dort nicht. Der Dampfer in Mersina soll die Sendung bis Genua mitnehmen. Wir warten dann das Ergebnis ab. Fällt es günstig aus, so breche ich hier meine Zelte ab, siedle nach Deutschland über, und dann gehen wir an die Gründung der Gesellschaft.“

Die Assistentin trat ein. „Mr. Thomson, beide Spinnmaschinen stehen. Irgend etwas muß an ihnen defekt sein. Unsere Leute kommen nicht damit zurecht. Soll ich einen Monteur von Schinassi herüberholen lassen?“

„Vorläufig nicht“, meinte Thomson abwehrend. „Wir wollen doch sehen, daß wir selber mit den Maschinen fertig werden.“

„Vielleicht kann ich Ihnen helfen, Thomson,“ sagte Wegener, und beide machten sich über die Spinnmaschinen, an denen die Arbeiter herumbastelten, her.

„Wenn nichts anderes hilft,“ schlug Wegener vor, „müssen wir uns entschließen, eine Maschine abzumontieren.“

„Jedenfalls wird dann die Sendung nach Mersina nicht abgehen können,“ sagte Thomson.

„Nun, auf ein paar Tage wird es nicht ankommen. Wenn es sich nicht um ein gar zu umfangreiches Paket handelt, kann ich es ja über Konia nach Haidar Pascha mitnehmen und gebe es dann drüben auf die Bahn. Da ist es wenigstens in sicheren Händen.“

Es blieb nichts weiter übrig, als die Spinnmaschinen tatsächlich abzumontieren.

„Einfache Sabotage“, sagte Wegener am anderen Tage, als er bei beiden Maschinen denselben Defekt feststellte. „Und über sehr viel Geist verfügt die Person nicht, die die Maschinen stillgelegt hat. Sie hätte sich übrigens nicht so sehr in Unkosten zu stürzen brauchen. Zwischen diese beiden Bahn-

räder braucht man nicht gerade ein Bleikorn von dieser Dicke einzuschieben. Bei den feinen Rädchen hätte schon eine Haarnadel genügt. So eine Haarnadel, wie ich sie hier habe. Meinen Sie nicht auch, Miß Wilson?"

Er zog aus seiner Briestafche eine feine Drahtnadel. „Es ist ein altes Andenken, Miß Wilson," sagte er, „an eine Dame, in die ich einmal drauf und dran war, mich zu verlieben. Es kam aber dann etwas dazwischen."

Am anderen Tag liefen die Spinnmaschinen wieder, aber der Dampfer in Mersina war fort.

Am Abend reiste Miß Wilson ab. Sie behauptete, ein Telegramm aus Edinburgh erhalten zu haben, das sie in Familienangelegenheiten dorthin rief.

Thomson geleitete sie zum Zug und verabschiedete sich dort von ihr.

„Grüßen Sie Mr. French, wenn Sie ihn treffen," hatte Wegener sagen wollen, als er Miß Wilson zum letzten Male gegenüberstand. Er ließ es aber. Er war draußen vor dem Bahnhof geblieben. „Ist heute früh ein Telegramm für Miß Wilson bei Herrn Thomson eingetroffen?" fragte er den Telegraphenbeamten.

„Es ist mir nichts davon bekannt, Herr Wegener, wir haben kein Telegramm für die Dame erhalten."

„Telegramme, die nicht abgeschickt sind, pflegen auch nicht einzutreffen," sagte Wegener.

„Inschallah!" antwortete der Beamte.

Wegener machte sich mit Thomson auf den Rückweg. Beide gingen schweigend neben einander her.

„Ich danke Ihnen, Wegener," sagte Thomson, „Sie kamen gerade zur rechten Zeit. Wer weiß, was aus der Sendung nach Genua geworden wäre."

Wegener blieb auf der Veranda zurück. Es war drückend heiß. Der Boden, die Steinmauern und das ausgedörrte Holz strahlten die Hitze wieder zurück, die sie am Tage eingesogen hatten. Wegener stieg die Stufen der kleinen Treppe hinab, wo ein paar halb verdorrte Blumen und Sträucher so etwas wie einen Garten darstellen sollten. Ganz von ferne her, vom Gebirge, tönte noch das Rollen

des Zuges, der aus der Adanaebene allmählich zum Taurus emporstieg und der die Gefährtin des Mannes davontrug, der oben in seinem Zimmer rastlos auf und ab wanderte.

Einsame Menschen, dachte Wegener, in einer fremden Umwelt. Was war aus seinen eigenen Hoffnungen geworden? Jetzt saß er in diesem verlorenen Nest am Rande einer alten Kulturwelt. Er sah zu, wie ein anderer zum Erfolge kam. Er war mutlos geworden, die großen Ideen trugen nicht mehr, und wie immer, wenn er draußen weilte, sah er die Welt von der Stelle aus, wo er sich gerade befand. Er richtete den Blick unwillkürlich nach Nordwesten, wo die Gebirgsmauer des Taurus im letzten Dämmern des Abends noch einmal aufleuchtete. Und er sah die westliche Halbinsel des asiatischen Kontinents, — „Europa“ — wie eine Erdzunge, wie eine Scholle, die, von der Flut umbrandet, immer kleiner wird. Hatte der Wahnsinn der Diktatoren von Versailles nicht mutwillig die Grenze Halbasiens um hunderte von Kilometern nach Westen verschoben und die Scholle mutwillig verkleinert? Er sah sich wieder Fu gegenüber in Hankau, der wuchs und wuchs, und mit ihm erhob sich der asiatische Kontinent. Hört ihr die Schritte? Das Wort des deutschen Sehers fiel ihm wieder ein. Nein, niemand hörte sie. „Wir sind jetzt stark geworden, als Volk,“ hatte Fu gesagt. „Wir wollen die europäischen Fesseln sprengen, und Ihr in Deutschland wollt Eure Bedrücker los werden. Da geht unser Weg zusammen. Aber Ihr müßt wirklich wollen, dürft nicht nach dem ersten Schritt wieder zurückblicken.“

Wegener fand sich nicht mehr zurecht. Die Einsamkeit hier im fremden Lande erdrückte ihn. Seine Flügel waren matt geworden. Alles Große war aus der Welt verschwunden. War der Gildensführer ehrlich, oder sollte er in seiner Hand auch nur ein willenloses Werkzeug sein? Die Zweifel fraßen an seinem Herzen. Drückte ihm Fu nicht vielleicht den Spaten in die Hand, mit dem er den letzten Damm abtragen sollte, der Europa noch vor der gelben Flut schützte? War das der Sinn von Fus Plänen? Nie sagte ein Chinese alles. Er war noch einsamer als der andere, dem war aber

seine Erfindung geblieben, die ihren Siegeszug durch die Welt bald antreten würde.

Da kam von weither durch die herabsinkende Nacht ein ferner Klang, der hier irgendwo aus der Kriegszeit hängen geblieben war. Es war ein ganz gemeines abgespieltes Grammophon, wie es zum eisernen Bestand jedes türkischen Kaffees gehörte. Abgespielt und fragend, und dennoch, es war die Melodie jener auf den Heerstraßen des Krieges entstandenen Weise, mit der Millionen deutscher Soldaten einst dem Tod entgegengezogen waren, jene halbsentimentale Paraphrase des deutschen Liedes vom guten Kameraden.

„Ich hatt' einen Kameraden“, wiederholte Wegener, und fuhr in Gedanken fort: „Ich brauche einen Menschen.“ Und seine Gedanken suchten die Andere. „Auf gute Kameradschaft“, hatte sie beim Abschied gesagt. „Sie dürfen mich rufen, wenn Sie mich brauchen, dann werde ich vielleicht kommen.“

Er saß wieder in der Veranda und schrieb: „Hilde Buchwald, Depositenkasse Deutsche Bank, Hannover. Ich erinnere Sie an Ihr Versprechen zu kommen, wenn ich Sie rufe. Reisegeld an der Kasse deponiert. Nachricht, wann Ankunft in Konstantinopel.“ Er machte sich sofort auf den Weg zur Telegraphenstation.

„Haben Sie noch Dienst?“ fragte er den Beamten.

„Ja, noch eine Viertelstunde, bis der letzte Zug herein ist.“

Er las dem Beamten den Text der Depesche vor.

„Das Telegramm geht noch heute fort?“

„Ich gebe es sofort weiter.“

„Inshallah,“ sagte Wegener mit Bedeutung.

„Inshallah,“ antwortete der Türke ernst. Dann ging Wegener heim. Eine große Ruhe war über ihn gekommen. Am nächsten Tage verfolgte er in Gedanken den Weg des Telegramms. Am übernächsten Tage konnte sie es haben. Am dritten Tage fragte Wegener auf dem Telegraphenamte nach. Nichts. Auch am anderen Tage nichts. Noch einen Tag konnte er warten. Dann mußte er zurück nach Ineboli. Kurz vor Abfahrt seines Zuges fragte er noch einmal nach. Nichts. Sein Hilferuf war anscheinend im Leeren verhallt. Er sollte allein bleiben.

Als ihre Antwort in Adana eintraf, war Wegener schon

wieder in Ineboli. Drei Tage darauf hielt er den Umschlag einer Depesche in der Hand. Er trug sie sorgsam nach Hause. Endlich öffnete er sie.

„Ich halte mein Versprechen und komme. Erwarten Sie mich in Konstantinopel Dienstag Nachmittag mit dem Orientexpress. Hilde.“

*

Strahlend frisch entstieg Hilde Buchwald dem Zug. Welch ein prächtiger Mensch sie doch ist, dachte Wegener. Dann aber fiel ihm der Gedanke schwer aufs Herz: und so etwas willst Du in die Wellblechbaracken von Ineboli verschleppen! Er war doch ein großer Egoist.

Sie streckte ihm beide Hände entgegen. „Willkommen, Herr Wegener, da bin ich.“

„Lassen Sie uns die paar Schritte über die Brücke zu Fuß machen“, sagte er, nachdem er ihr Gepäck einem Vertreter vom Lokatlian-Hotel übergeben und bei ihm die Zimmer bestellt hatte. So kamen sie an der Völkerbrücke an. Er zahlte das Brückengeld und machte seine Begleiterin auf den Brückengeldeinnehmer aufmerksam.

„Diese Leute dürfen keine Taschen in den Kleidern haben“ sagte er, „ein Brauch, der sich auch anderswo für Verwaltungsbeamte empfehlen dürfte. Vieles von der Bunttheit des Völkergemischs dreier Erdteile, das hier einst zwischen beiden Ufern hin und her wogte, ist verblaßt, seitdem sich Europa hier breitgemacht hat. Aber immerhin. Am Donnerstag fährt der Dampfer nach Sinope zurück. Inzwischen sollen Sie etwas von dieser alten Märchenstadt sehen, wenn ihr schimmerndes Kleid von einst auch heute recht zerschliffen ist.“

Sie nahm seinen Arm, er fühlte kaum die Berührung. Leicht schritt sie neben ihm her.

„Fräulein Hilde,“ sagte er plötzlich stehen bleibend, „ich danke Ihnen, daß Sie gekommen sind. Es war eine Zeit qualvoller, immer wieder enttäuschter Erwartungen. Ich hielt das einfach nicht mehr aus. Als Sie vorhin aus dem Zuge stiegen, kam plötzlich eine große Ruhe über mich.“

„Auch ich fühle mich bei Ihnen so geborgen“, antwortete sie einfach.

„Und das ist nun Stambul," sagte Wegener, indem er sie am anderen Ende der Brücke plötzlich herumdrehte und sich an ihrer Überraschung weidete. „Dort drüben ist jeder Stein tausendjährige Geschichte. Das ist die Aja Sofia. Ihr ediger Oberbau läßt ihre Schönheit von außen nicht ahnen, daneben mit den sechs Minarets ist die Achmed-Moschee, hier geradeaus die Sultan Valide. Weiter rechts oben die Suleimanieh. Was sagen Sie?"

„Mir fällt eine Geschichte ein aus einem Kinderbuch, das ich hatte. Warten Sie. Ja, so hieß es da in der Geschichte von der Höhle Kara: Als der alte Achmed am anderen Morgen erwachte, mußte er die Hand vor die Augen halten, denn sie waren wie geblendet. Das gewaltige Stambul lag plötzlich vor ihm. So werden schließlich die Märchen aus dem Kinderbuche lebendig."

*

„Und was sind das für grüne Dinger, hier in der Schüssel?" fragte sie Wegener beim Abendessen im Tokatljan.

„Eingemachte Oliven."

„Die habe ich mir anders gedacht!"

„Sie werden sich an sie gewöhnen, ich habe das auch gemußt. Ich pflege in jedem Lande nach heimischer Art zu leben, dabei fährt man am besten. Nach der türkischen Küche habe ich mich oft zurückgesehnt. Die Türken verstehen wirklich ihre Sache und sind wahre Kochkünstler."

„Den Kaffee lasse ich gelten", sagte sie.

„Nicht wahr, er ist allein die Fahrt nach Cospoli wert."

„Mag sein. Aber nun, Herr Wegener, weshalb haben Sie mich gerufen?"

„Ich brauchte einen Menschen, Fräulein Hilde, das ist alles."

„Und deshalb mußte ich aus Deutschland hierher kommen?" sagte sie, indem sie ihn fragend ansah.

„Ich kenne nur einen Menschen, der mir helfen kann."

„Wirklich? Dann bin ich gern gekommen. Aber nun sagen Sie mir, was für Sorgen Sie haben."

„Sorgen? Mehr als das. Ich habe Möglichkeiten in Seeßtern, zu."

der Hand gehalten, Möglichkeiten, die mir dann zerronnen sind wie Sand zwischen den Fingern. Die Vorschläge, die ich aus China mit nach Deutschland brachte, bedeuteten einen großen weitausschauenden Plan und konnten unserem Volke wieder Luft schaffen, wenn wir die Stunde nutzten. Aber man hat diese Pläne, die Ideen eines anderen, durch die Büromaschine laufen lassen, und als sie wieder herauskamen, waren sie mir selber fremd geworden und waren nicht wieder zu erkennen. Alles tüchtige Beamte, aber keine Staatsmänner, Leute mit einem Gesichtskreis so groß wie ein — nun sagen wir, wie ein Dessertteller. Aber die Zeit steht draußen nicht still. Völker treten wieder in die Geschichte, die daraus verschwunden waren. Die Zeit drängt, und wir verstehen sie nicht, sehen nicht, was kommt. Ich bin jetzt oft so verzagt und zweifelt. Ich komme mir vor wie einer, der in einem Lokalzug sitzt, der den Bahnhof verläßt. Neben ihm fährt auf dem Ferngleis ein Schnellzug. Anfangs halten beide Schritt, dann rückt der Schnellzug auf, immer rascher, bis er verschwindet. Der Lokalzug bleibt zurück mit seinem langsamen Tempo. Was zurückbleibt bin nicht ich, sondern unser Vaterland.“ Und dann sprach er von Fu und dem erwachenden China, von den Millionenvölkern Asiens, die sich nicht mehr ducken wollten unter eine Hand voll Europäer. Er sprach von Thomson und seiner Erfindung, und wie die wirtschaftlich die Welt umwandeln würde.

„Und dabei soll ich Ihnen helfen, ich, eine Frau?“

„Ich brauchte einen lieben Menschen, mit dem ich über alles einmal reden kann.“

Es war spät geworden. Die Beiden sahen sich plötzlich fast allein in den weiten Räumen. Er geleitete sie bis zu ihrem Zimmer.

Beim Abschied hielt er sie plötzlich in seinen Armen. Sie nahm das wie selbstverständlich hin. Dann machte sie sich los.

„Wir sind doch kein Liebespaar, wir sind doch nur ein paar gute Kameraden und wollen es bleiben.“

„Gewiß, Hilde, es kam nur so über mich. Ich bin zu lange einsam gewesen, und Du bist so ein lieber Kerl.“

„Wirklich, Reinhold? Aber wir wollen keine Dummheiten machen, wir sind doch verständige Menschen. Denke daran, ich bin über die Mittagslinie hinaus.“

„Wirklich? Ich glaube das nicht recht. Aber Du hast recht. Wir wollen vernünftig sein. Morgen schlagen wir noch ein paar Seiten des Märchenbuches der Kindheit auf und wandern durch die Stadt von Tausend und einer Nacht.“

Und so nahmen sie Aladins Wunderlampe und ließen sich von ihr durch diese Stadt an der Grenzscheide zweier Welten führen. Sie standen auf dem Atmeidan. „Zweitausend Jahre hat dieser Obelisk in der Sonnenstadt Heliopolis gestanden. Ein steinern aufragendes Gebet zu dem ägyptischen Gotte, dessen Name längst verklungen und vergessen ist. Dann hat ihn Justinian hierher verschleppt. Es war damals so üblich, wenn Kaiser bauten, daß sie alle Länder dazu ausplünderten. Drüben in der Aja Sofia die acht grünen schweren Säulen trugen einst die Decke des Tempels der Diana von Ephesus. Sie hat noch der Schrei der Volksmenge: Groß ist die Diana der Epheser! umbrandet, als Paulus den neuen Gott aus dem kleinen jüdischen Lande verkündete.

Und Aladins Wunderlampe geleitete sie zum alten Serail auf der Landspitze. Steil führte der Weg empor zu dem Eingangstore. Die Welt dahinter mit den Sultans-Palästen war einst jedem Ungläubigen verschlossen.

„Hier dieser Stein rechts — nein, setz Dich nicht darauf, Hilde, wenn Du auch müde bist — ist manchem zum Verhängnis geworden. Wenn ein Großvesir beim Sultan in Ungnade fiel, führte ihn der Henker an diesen Stein. Das war damals das abgekürzte Verfahren. Eine Altersruhe wie im Sachsenwald gab es in jenen Zeiten nicht. Hier ist mancher kluge Kopf gefallen, der dem Großsultan gefährlich zu werden begann. Und das ist hier die wahre Märchenpracht des Orients. Nicht ganz so schön, wie wir sie uns als Kinder gedacht haben mögen, aber doch mit das Beste, was die Kultur des Islams geschaffen hat. Hier in diesem Riosf

empfang der Badischah die Gesandten Europas. Nur fast bis auf den Boden gebückt durften sie ihm nahen. Es ist wohl erst hundert Jahre her, da blieb hier einer entgegen dem Hofzeremoniell aufrecht stehen und beugte sich nicht tief genug. Der Sultan war darüber erzürnt und ließ fragen, wer dieser Fremde sei. Es war ein preussischer Hauptmann, Helmuth von Moltke. Am nächsten Tage ließ er ihn holen. Der Mann hatte ihm imponiert."

"Und nun Hilde, nun kommt die letzte Seite aus diesem Märchenbuch. Tritt hier hinaus auf diese Terrasse!"

Da baute sie sich wieder auf vor ihnen, die wunderfame schimmernde Stadt im Glanze der Mittagssonne, durch das blaue Band des goldenen Hornes getrennt von dem Steilufer der andern Seite, wo der alte Genueserturm kühn und wuchtig aus dem Häusermeer von Galata und Pera emporwuchs.

"Vor soviel Schönheit wird das Herz weit," sagte sie. „Mit einem Blick auf so etwas wird einem das Scheiden von dieser Erde schwer."

Am Nachmittag fuhren sie nach den Prinzeninseln hinüber, die wie ein Traum von Duft und zarter Farbe auf der blauen Fläche des Marmara-Meeres lagen. Das letzte der kleinen Motorboote, das wieder zur Galatabrücke zurückfuhr, war fast leer. Schon senkten sich die Schatten der Dämmerung. Wie eine Wunderinsel aus dem Märchenlande erstrahlte Stambul in der Ferne am Horizont. Wie Zeltstangen eines wandernden Volkes stachen die spizen Minarets der Moscheen in die brandrote Glut des Abendhimmels.

"Zeltstangen? Hilde, da hast Du unbewußt das Richtige getroffen. Es sind ursprünglich nichts weiter als Zeltstangen eines Nomadenvolkes gewesen. Die Baukunst hat sie dann in Stein gewandelt."

Abendkühle lag über den Wassern, die das Motorboot rauschend durchschnitt.

"Bist Du müde, Hilde?"

"Nein, aber ich muß über so vieles nachdenken. Ich habe zuviel gesehen."

Schweigend saßen sie nebeneinander. Drüben begann

sich die immer dunkler werdende Silhouette Stambuls mit winzigen Lichtpünktchen zu bestücken. Wie ein sternengesätes Kleid, das die alte Herrscherin zweier Meere im Wasser nachschleppen läßt.

„In einer Stunde werden wir an der Galatabrücke sein.“

„Schade, ich könnte hier immer fahren.“

„Gib mir Deine liebe Hand, Hilde. Ich möchte Dich etwas fragen. Oder darf ich nicht? Mein Leben kennst Du, aber ich kenne Deines nicht. Darf ich wissen, weshalb ich die Frau, die ich als Frau Silvestri einst in Barcelona kennen lernte, als Hilde Buchwald wiederfand?“

„Du darfst es wissen. Es ist eine alltägliche Geschichte.“

Mit leiser Stimme, die kaum das Rauschen des Wassers übertönte, begann sie nach einer Weile: „Du weißt, wir fuhren mit dem Dampfer von Barcelona nach Genua, mein Mann und ich. Wir hatten brasilianische Pässe und kamen aus Sao Paulo. Er sollte eigentlich an die Front, doch eine der neugeschaffenen Kriegsgesellschaften erklärte ihn für unabhkömmlich, und man berief ihn auf einen Posten in eins der Berliner Ämter. Underthalb Jahr haben wir in Berlin gelebt. Dann kamen die Notjahre und die vielen Krankheiten. Drüben waren wir verwöhnt gewesen. Um so schlimmer empfanden wir manche Entbehrung, an die andere sich rascher gewöhnten, weil sich ihr Körper allmählich auf sie umgestellt hatte. Erst wurde mein Mann krank. Grippe hieß es damals. Zwei Wochen später lag ich in demselben Krankenhaus, Zimmer an Zimmer mit meinem Mann. Wir hatten dieselbe Pflegerin. Da eines Tages — man soll im Zimmer keine Spiegel aufhängen — fing ich einen Blick auf zwischen meinem Mann und ihr. Sie hatte große schwarze Augen, und diese Augen suchten meinen Mann, und er ließ sich finden. Es war ein streichelnder Blick. Spiegel sind indiskret. Die Einsamkeit des Krankenzimmers mochte sie wohl zusammengeführt haben, was weiß ich. Ich wurde plötzlich sehr müde. Ich habe mich nie großen Täuschungen wegen der Männer hingegeben. Die Männer sind polygam veranlagt, sagt die Wissenschaft entschuldigend. Die Wissenschaft wird ja auch von Männern gemacht.“

Dann packte mich die Krankheit ernsthaft. Mein müdes Herz wollte nicht mehr mit. Ich muß wohl einige Tage gedämmert haben, ohne rechtes Bewußtsein. Als ich innerlich wieder erwachte, saß mein Mann neben meinem Bett und hielt meine Hand. Ich fühlte deutlich und hart seinen Pulsschlag. Und unten am Bett saß sie und sah mich an und wartete. Sie mochte wohl meinen, ich schlafe noch.

Was wissen andere, ob ein Kranker schläft. Der erschöpfte Körper liegt regungslos da, aber die Seele wandert und geht ruhelos zu allen, die sie einst lieb gehabt hat oder auch gehaßt hat. Sie wandert über Vergeshöhen, von denen man weit in das stille Land blickt, und fliegt über die rauschende See, wo die Möven mit ihren Flügelspitzen die Wellen berühren, und wandert durch dunkle, schweigende Täler des Grauens, wo schwarze Felsen den Blick nach oben sperren.

Man sagt, wenn man am Ertrinken ist oder abstürzt, daß dann der Mensch noch einmal sein ganzes Leben wie im Blitzschlag durchlebt. Möglich, ich kann es mir gut denken.

Und als meine Seele wandermüde aus goldenen Weiten heimkehrte, da saß sie da und wartete, und ihre Augen suchten meinen Mann. Ich konnte seinen Blick nicht sehen, aber ich sah den Widerschein im Auge dieser Frau. Sie wartete, wartete, bis mein Herz stille stehen würde. Da flog mir ein Erinnern durch den Sinn. Ich sah einen kleinen Ort in meiner thüringischen Heimat mit dem Blick auf die dunkelgrünen Tannenwälder der Berge. Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen, von denen mir Hilfe kommt. Kennst Du den Spruch?"

„Er kam mir neulich in Adana in den Sinn, als ich Dich rief.“

„Da erinnerte ich mich, daß ich als Kind einmal sehr krank war. Damals hatte ich den leidenschaftlichen Wunsch, noch einmal in der See zu schwimmen, hingeleiten durch die kühle Flut, durch die man den weißen Sand und die bunten Steine und die seltsame Welt der Algen herauffschwimmern sieht. Damals kannte ich noch nichts Schöneres. Jetzt packte mich die Sehnsucht nach dem kleinen thüringischen

Dorf. Ich wollte noch einmal dort stehen und hinaufblicken zu den Bergen, von denen mir Hilfe kommt. Und ich hatte plötzlich solche Kräfte, solchen Lebenswillen, eine heiße Lebenssehnsucht war in mir.

Nicht lachen, Reinhold, „Deines Lebens armseligen Rest“ heißt es in meinem Verse, den Du kennst. Und mag es noch so armselig sein, es ist ja doch das Letzte, was wir haben. Wir mögen alle nicht sterben, wenn wir auch noch so müde sind.

Da schlug ich die Augen auf und muß sie wohl entsezt angesehen haben. Ich dachte, es sei der Tod, der da saß und wartete mit großen schwarzen Augen. Da huschte eine Angst durch meine Gedanken. Wenn sie . . . ? Ein bißchen Morphinum mehr . . . ? Eine Krankenschwester kann ja die Dosis bemessen. Jetzt wehrte ich mich.

„Haben Sie einen Wunsch, gnädige Frau?“ fragte sie. Mein Mann war nicht mehr da.

„Ich habe nur den Wunsch allein zu sein, ganz allein, bis morgen früh.“

„Wie Sie wünschen, gnädige Frau.“ Da stand sie auf und ging langsam hinaus im weißen Kleid der Krankenschwester und mit ihr der Tod.

Als sie draußen war, ergriff ich das Wasserglas auf meinem Nachtschrank und warf es ihr nach, daß die Scherben im Zimmer umhersplitterten. Glaubst Du, Doktor Luther habe auf der Wartburg den Teufel nicht gesehen, als er mit dem Tintenfaß nach ihm geworfen hat? Ich weiß es besser. Ich war früher oft auf der Wartburg.

Am anderen Morgen war ich frisch und gesund. Ich zog mich an und suchte den Arzt in seinem Zimmer auf.

„Sie, Frau Silvestri?“

„Ja, Herr Doktor, ich bin Ihnen doch noch einen Gegenbesuch schuldig, es ist zugleich mein Abschiedsbesuch. Ich bin wieder gesund.“

„Wer hat Sie denn so schnell gesund gemacht?“

„Der Tod,“ sagte ich lachend.

„Er saß schon an Ihrem Bett,“ sagte der Arzt.

„Das weiß ich, er hat schon auf mich gewartet. Da bin ich schnell gesund geworden und habe ihn zur Tür hinaus-

gejagt wie Doktor Luther den Teufel. Leider ist dabei ein Wasserglas in Scherben gegangen.

Am Tage darauf sprach ich mit meinem Mann: „Ich kann nicht mehr Deine Frau sein. Es liegen Abgründe zwischen uns, die wir nie mehr überbrücken können.“

„Abgründe?“ fragte er.

„Ja, ich weiß, wie es um Dich steht. Trennen wir uns und gehen als ein paar vernünftige Menschen auseinander. Kinder haben wir ja nicht. Aber, lieber Freund, sieh Dich vor: In diesen schwarzen Augen, die Dich suchen und die Du suchst, brennt etwas, was Dir kein Glück bringt. Mich hat es wieder zum Leben erweckt.“

„Unüberwindliche Abneigung,“ sagte der Richter, der die Trennung vollzog. Was weiß so ein Richter! Weder Abneigung noch Neigung fühlte ich für ihn. Es war, als läge ein Ozean chemisch reinen Wassers zwischen uns, ein Meer ohne Lebenskeime, in dem es nichts gibt als destilliertes Wasser. Ich denke ohne Groll an ihn wie an jemanden, mit dem man einmal im Eisenbahnzug eine zeitlang zusammen gefahren ist. Alles andere ist vergessen.“

„Und dann, Hilde?“

„Dann? Ja dann war es anfangs schwer. Ich wollte von meinem Manne nichts. Das Bankkonto ließ ich unberührt. Drüben in Sao Paulo war ich verwöhnt gewesen. Man sagte mir nach, ich habe Geschmack und hätte mich zu kleiden gewußt. Kunststück das, mit Pariser Toiletten. Und doch, ich war aufgefallen, war bewundert worden. Da beschloß ich, aus der Not eine Tugend zu machen. Das, was Frau Silvestri aus dem ersten Stock ihrer Wohnung am Kurfürstendamm mit in den dritten Stock der Bellealliancestraße nahm und was Hilde Buchwald ein paar Tage darauf dafür auf dem Leihamt bekam, langte nicht weit. Da habe ich ganz schlichtweg mein Leben in die eigene Hand genommen, wie tausend andere es müssen. Hilde Buchwald fing als einfaches Probiermädcl bei Wertheim an. Es ging dann wider Erwarten schnell vorwärts. Man entdeckte mich sozusagen. Als der Krieg aus war und der Zusammenbruch kam, empfahl mich das Berliner Haus an ein Moden-

geschäft in New York. Die Mode war ja international geblieben. Ein Jahr später war ich leitende Direktrice des ersten Hauses in St. Louis und die Hilde Buchwald, die Du dann auf dem Sapagdampfer wiedertrafst, ging mit großen Aufträgen nach Deutschland. Ich war dann schon im Begriff, wieder zurückzufahren, als mich Dein Telegramm erreichte. So nun weißt Du alles, was Du wissen willst."

*

Am nächsten Tage standen sie mittags mit ihrem Gepäck an der Galatabrücke. Eine Motorbarakke sollte sie eigentlich hinüberbringen zu ihrem Dampfer nach Sinope. Sie war nicht da.

„Tamasch!“ sagte Wegener lachend, „das ist hier so landesüblich. Dieses Volk hat das, was wir Europäer nicht haben. Es hat Zeit und läßt sich Zeit. Du wirst Dich daran gewöhnen müssen, Hilde. Nur keine Ungeduld! Das versteht man hier nicht.“

Sie mieteten einen Kaik. „Das ist das alte Verkehrsmittel hier am Goldenen Horn,“ sagte Wegener. „Jetzt macht der Motor den Kaiktschis das Leben recht sauer.“

Als sich die vier Bootsleute in die Riemen legten, klang vom Minaret der Sultan Balide-Moschee der Ruf des Muedbins klar und deutlich durch die stille Luft.

„Was ist das?“ fragte sie.

„Das ist der Ruf zum Mittagsgebet für alle Gläubigen des Islams. Hör nur, von der Aja Sofia und drüben von der Suleimanie antwortet derselbe Ruf, und dieselben Worte erklingen zu dieser Stunde in drei Erdteilen, überall wo der Bekenner des Islams seine Knie vor Allah beugt. Eine gewaltige Macht, dieser einigende Gedanke, der drei Kontinente umspannt. Dieses Volk weiß wenigstens, wofür es lebt und wem es entgegenlebt, oder glaubt es wenigstens zu wissen. Was haben wir nüchternen Europäer dem entgegenzusetzen? Wir haben übrigens Glück, Hilde. Die „Messudjeh“ nimmt unsere letzten Maschinen für die Seilbahn mit nach Ineboli. Da läuft der Dampfer aufnahmeweise den Hafen an, und wir sind gleich zu Hause.“

In längstens zwei Monaten ist meine Arbeit dort getan, dann kann ich heimkehren. Heimkehren? Wohin? fuhr er bitter fort, ich habe kein Heim. Ich bin im Dienste meines Hauses stets auf einer Karussellfahrt um die Erde. Nie ist die Fahrt zu Ende, immer nur rund herum."

"Du willst also nach Deutschland zurückkehren?"

"Ja, vorläufig. Bis für mich das Uhrwerk irgendwo wieder aufgezogen wird und die Fahrt von neuem beginnt, irgendwo hin."

"Und deine Pläne?"

"Thomson kommt vorwärts. Ich sitze im Lokalizug. Die Zeit sitzt im Schnellzug und fährt saufend davon."

Ineboli.

Das also, Hilde, ist vorläufig Dein Heim. Ich habe an Möbeln herangeschafft, was irgend aufzutreiben war. Ein buntes Durcheinander, wie aus den Trödelbuden dreier Erdteile zusammen gelesen. Du mußt zufrieden sein."

"Ich werde mich schon einrichten," sagte sie lustig. "Ich habe auch in meinem Gepäck allerhand, was ein Zimmer wohnlich macht. Mach Dir deshalb keine Sorge. Darf ich Dich dann hier, sagen wir, in anderthalb Stunden zum Kaffee erwarten? Ich werde alles vorrichten."

Wegener ging in sein Büro hinüber. Nun war sie da, dachte er. War seine Last leichter geworden? Niemand kann dem Anderen auch nur ein Pfund seiner Bürde abnehmen. Er kann sie selber auf sich nehmen, aber die Last des Anderen wird darum nicht leichter. Nur manchmal eine weiche Hand, ein Streicheln über die Stirn, das ist es, was einem fehlt. Er machte sich an seinem Schreibtisch über die eingelaufene Post her. Wie schnell doch so ein Schreibtisch zuschneit, wenn man ein paar Tage fort gewesen ist, dachte er...

"Mein Gott, sind denn das schon zwei Stunden," rief er, als einer der Arbeiter eintrat und ihm meldete, Fräulein Buchwald lasse den Herrn Ingenieur bitten.

"Du hast es Dir hier gemütlich eingerichtet," sagte Wegener, als er sich an den gedeckten Kaffeetisch setzte und seine Augen umherwandern ließ. "Und Bilder an den Wänden?"

"Einige Bilder muß auch ein Wandersmann wie ich immer mit sich führen. Sie geben fremden Räumen sofort den Charakter eines Heims. Aus den Bildern, die jemand aufhängt und gern um sich sieht, ist es leicht, auf seine Sinnesart zu schließen."

"Und was ist das für ein Bild?" sagte Wegener, indem er aufstand.

„Ach nichts von Bedeutung," sagte sie, „eine kleine graphische Zeichnung, es ist nur um den Spruch darüber."

Komm Freude, komm Schmerz, las Wegener, ich will kein Leben, in dem nichts vor sich geht!

„Auch der Spruch hat mich überall geleitet", sagte sie, „nur kein Versinken im Trivialen, nur nicht das, was ihr Männer das Philistertum nennt. Mir graut immer davor. Aber nun komm, wir wollen Kaffee trinken."

„Sogar ein türkischer Kaffeekocher?"

„Ich habe ihn mir heimlich in Konstantinopel gekauft und habe mir im Tokatljan sagen lassen, wie man den Kaffee auf türkische Art zubereitet."

„Und woher hast Du die Tischdecke?"

„Die Tischdecke hat mich schon durch drei Erdteile begleitet", sagte sie, indem sie sich in ihrem Korbsessel zurücklehnte. „Sieh mal, Reinhold, mit der Tischdecke ist es genau so, wie bei Deinen Türken. Du hast mir erzählt, wenn der Türke seinen Gebetsteppich ausbreitet, wo es auch immer sei, so ist er in seinem Belt, ist für sich, ist daheim. Wenn ich diese nun schon etwas verblasste gelbe Kaffeedecke über einen Tisch breite, so bin ich auch sofort daheim. Denke Dir, als Kind war es mein Ideal, aber lache nicht, in so einem grünen Wagen, in dem reisende Komödianten fahren, in der Welt herumzukunftschieren. Dann hat man alles beieinander und braucht sich um nichts weiter zu kümmern. Sieh, so wie ein türkischer Teppich oder der grüne Wagen ist für mich diese gelbe Kaffeedecke. Willkommen also daheim, Reinhold Wegener!"

*

Wochen vergingen. Der Tag der Rückreise dämmerte schon heran, und seine Datumsziffer ward jeden Tag deutlicher sichtbar.

„Und was dann?" fragte sich Wegener, „wenn dieses Zwischenspiel zu Ende ist? Was dann, wenn wir beide nach Deutschland zurückfahren? Was soll aus dem allen werden?"

Eines Morgens saßen sie am Kaffeetisch in der fargen Stunde, die sich Wegener vor seiner Arbeit gönnen durfte. Ein Arbeiter trat ein.

„Die Post, Herr Wegener.“ Und er legte einen Packen Zeitungen auf die gelbe Decke. Wegener blätterte in den Zeitungen. In der größeren Distanz von der Heimat verliert schnell der politische Kleinram an Bedeutung und Wert. Da fiel Wegeners Blick auf eine kurze Notiz der Konstantinopeler „Jeni Gazette“, die ihn aufmerken ließ. Die schwedische Regierung hatte im Parlament eine Vorlage eingebracht, die auf Grund der Fortschritte des elektrischen Verhüttungsverfahrens, das fortan die Verarbeitung aller schwedischen Eisenerze im eigenen Lande möglich erscheinen ließ, nunmehr die Ausfuhr schwedischer Eisenerze überhaupt verbieten und nur noch die Ausfuhr von Eisen und Stahl zulassen sollte.

Von draußen her ertönte ein Surren in der Luft. Hilde trat ans Fenster.

„Sieh nur, Reinhold, ein Flugzeug. Ein seltener Gast hier.“

Wegener saß wieder am Tisch und las die Meldung der „Jeni Gazette“ von neuem. Er dachte nach und las mechanisch weiter. Die nächste Meldung berichtete von einem Generalstreik auf den Manganerzminen in Tschiaturi am Kaukasus. Ein amerikanischer Ingenieur der Harrimangesellschaft war auf der Straße erschossen worden. Die Manganerzausfuhr stockte, da sich auch die Hafenarbeiter in Poti dem Streik angeschlossen hatten. Tschiaturi? Poti? Wegener sah nach dem Datum der Zeitung. Sie war von Mittwoch, heute war Freitag. Der Dampfer aus Konstantinopel hatte sie gebracht. War es nicht am Dienstag gewesen, als er in der Mittagspause seine türkischen Arbeiter von Tschiaturi und Poti hatte reden hören? Er hatte zunächst nicht darauf geachtet, die Leute reden viel. Jetzt bekamen die beiden Ortsnamen plötzlich eine Bedeutung. Am Montag war der Streik ausgebrochen und der Amerikaner erschossen. Am Dienstag wußte man bereits in Ineboli von der Sache, die er durch die Stambuler Blätter jetzt am Freitag erfuhr. Die ungeschriebene Zeitung von Mund zu Mund in den türkischen Kaffeehäusern arbeitete also auch hier wieder prompter und schneller als der europäische Telegraph.

Wegener fühlte sich wieder, wie schon so oft auf fremder Erde, von einer unheimlichen Macht umgeben, gegen die der Westländer keine Waffen hat. Von Ineboli bis Poti waren 500 Kilometer. Die ungeschriebene Zeitung des Orients hatte die Entfernung ebenso schnell überbrückt wie die Trommelsprache der Neger in Afrika, die in der Stille der Nacht hunderte von Kilometern überwindet und des elektrischen Drahtes spottet.

„Warum bist Du so nachdenklich, Reinhold?“ fragte Hilde.

„Gut, daß meine Zeit ohnehin abgelaufen ist,“ sagte er, „und ich zurückkehren muß.“

„Und warum?“

„Das Netz zieht sich um uns zusammen, und was mein Vorschlag damals nicht vermocht hat, wird das hier vielleicht erreichen.“ Er gab ihr das Blatt.

„Der schwedische Reichstag? Ich verstehe das nicht.“

„Das glaube ich Dir, Hilde. Aber der Stein kommt damit ins Rollen. Sieh,“ sagte er, „seitdem man uns in Versailles unser Lothringer Eisenerz geraubt hat, sind unsere deutschen Hochöfen und die Eisenindustrie vorwiegend auf die schwedischen Eisenerze angewiesen. Sperrt Schweden die Erzausfuhr, so können wir unsere Hochöfen ausblasen. Phosphorerze könnte uns freilich Frankreich liefern, es erstickt ja seit dem Raube Elsaß-Lothringens fast in Eisenerzen. Aber es könnte diesen Moment ausnützen, uns völlig in Fesseln zu legen und uns wirtschaftlich die Kehle zuzuschnüren. Dann ist unsere Hochofenindustrie und in ihrem Gefolge vielleicht die ganze deutsche Eisenindustrie erledigt, und fünf Millionen Deutsche können den Bettelstab in die Hand nehmen und jenseits des Meeres eine neue Heimat suchen, wenn man sie ihnen gönnt.“

„Reinhold, es wird so arg nicht werden. Wir haben schon Schlimmeres überstanden. Du siehst Gespenster.“

„Ich wollte, es wären Gespenster,“ sagte Wegener bitter. Er war aufgestanden und an das offene Fenster getreten und sah müde vor sich hin.

Hilde räumte den Kaffeetisch ab. „Du gehst jetzt wohl ins Büro hinüber?“

Vor Wegeners Erinnern stand plötzlich der holzgetäfelte Raum eines kleinen Beratungszimmers in einer norddeutschen Stadt. Auf diesen hochlehnigen, geschnitzten Stühlen hatten schon viele Kaufmannsgeschlechter gegessen, und diese lächelnden braunen antiken Göttinnen, die die Decke trugen, hatten schon auf Generationen herniedergeschaut, immer mit demselben leeren Lächeln. Vor ihm saß damals ein alter weißhaariger Mann mit klugen Augen, dessen auffallend zarte Hände mit einem Falzbein spielten. Ein Mann, vor dessen forschendem, durchdringendem Blick sich die Zukunft entschleierte. Der hatte das alles schon damals vorausgesehen.

„Weißt Du, Hilbe,“ begann Wegener wieder, „daß mir das, — und er wies auf die Zeitung, — Einer schon vor zwanzig Jahren vorhergesagt hat?“

„Wie merkwürdig,“ sagte sie.

„Es war ein kluger Mann, klüger als die anderen. Er kam damals aus Berlin von den Handelsvertragsverhandlungen mit Schweden. „Herr Wegener,“ sagte er zu mir, „ich habe die in Berlin darauf aufmerksam gemacht, daß es ebenso wichtig für uns sei, uns die Rohstoffe für unsere Industrie zu sichern, als gute Bedingungen für unseren Export zu erhalten. Heute haben wir damit keine Schwierigkeiten, aber es wird eine Zeit kommen, da die Völker, die über die Rohstoffe verfügen, zum Bewußtsein dessen kommen werden, was sie damit in den Händen halten. Sie werden sich nicht für alle Zeiten damit abfinden, daß sie ihre Eisenerze an die deutschen Fabriken liefern. Sie werden sie selber verarbeiten wollen. Die Technik ist international. Vielleicht wird man dann Kriege um Rohstoffe führen, so wie England Kriege um den Absatz seiner Fabrikate geführt hat. England kämpft dabei um sein wirtschaftliches Dasein, denn England, wird, wenn es sein Eisen und seine Kohle aufgebraucht hat, nichts weiter sein als eine Schlachthalde am Rande Europas. Die europäische Industrie trägt ihren Todeskeim selber im Herzen. Sie werden noch einmal an mich und an diese Stunde denken, hatte der damals gesagt und werden sich des alten Mannes erinnern, der heute zu

Ihnen spricht." Das war vor zwanzig Jahren. Damals hatten wir unsere Lothringer Erze noch. Jetzt könnte uns Zu helfen, aber sie wollen ihn ja nicht hören."

Er nahm seinen Bürorock vom Nagel und ging hinüber und vergrub sich in seine Arbeit. Aber seine Gedanken waren nicht bei diesen Dingen.

Im Laufe des Vormittags ließ sich ein Vertreter der türkischen Regierung aus Angora bei Wegener melden. Halim Bey erklärte ihm, er habe in Angora von der Regierung den Auftrag erhalten, sich vom Stande der Arbeiten an der Seilbahn von Aüre nach Ineboli zu überzeugen, wann der Betrieb beginnen könne. Er sei am Vormittag mit dem Flugzeug von Angora herübergekommen und werde noch heute dorthin zurückkehren. Wegener führte ihn dann auf den Baustellen herum. Halim Bey war befriedigt.

"Wann gedenken Sie heimzukehren?"

"In etwa zwei Stunden," sagte Halim Bey.

"Dann darf ich Sie vielleicht bitten, zum Mittagessen mein Gast zu sein. Ich pflege hier drüben zu essen," sagte Wegener, und deutete auf Hildes Wohnung. „Wir sind stets auf Gäste eingerichtet.“

"Wir?" sagte der Türke lächelnd. „Sie und die Dame, die seit anderthalb Monaten hier wohnt.“

"Sie wissen . . .?" Wegener war etwas peinlich berührt, da ein Türke häusliche Angelegenheiten in der Unterhaltung niemals zu erwähnen pflegt. Halim Bey mußte mit seiner indiskreten Bemerkung offenbar eine andere Absicht verbinden.

"Warum interessieren Sie sich für Dinge, die mich ganz allein angehen und niemand anders?" fuhr Wegener mit betonter Schärfe fort.

"Es geschieht nur in Ihrem Interesse, wenn wir auf Dinge achten, die freilich nur Sie allein angehen," sagte Halim Bey. „Nicht wahr, Herr Wegener, Sie haben die Dame zum ersten Male in Barcelona getroffen und dann auf der Fahrt von New York nach Hamburg wiedergesehen. Sie haben ihr dann von Adana aus telegraphiert und haben sie in Stambul empfangen. Seit anderthalb Monaten wohnt sie hier.“

Wegener schwieg verstimmt. Er hatte wieder ein beklemmendes Gefühl. Also auch hier war er im Reiz. Und er dachte an Fu.

Die Unterhaltung bei Tisch ging nur zwischen dem Türken und Hilde hin und her. Wegener war einsilbig und nachdenklich.

„Ich werde die Inbetriebnahme der Seilbahn noch überwachen, dann geht es wieder heim nach Deutschland. Lange wird mein Bleiben dort auch nicht sein,“ antwortete er auf eine Frage des Türken.

„Würden Sie auch früher heimkehren können, Herr Wegener?“

„Ich könnte meinen Ingenieuren hier sofort alles überlassen.“

„Der Dampfer aus Sinope wird auch morgen Ineboli auf der Fahrt nach Konstantinopel anlaufen.“

„Warum sagen Sie das?“

Halim Bey schwieg.

Hilde bereitetete ihnen den Kaffee, dann ließ sie die beiden allein. Halim Bey nahm Feuer für seine Zigarette. Während ein Blick über die flackernde Flamme Wegener streifte, fragte er: „Sie stehen noch mit Fu-wang-tschöng in Verbindung?“

„Mit Fu?“ fragte Wegener erstaunt. „Raum noch. Warum fragen Sie mich nach Fu? Reicht denn seine Macht bis hierher?“

„Fus Macht reicht um die Erde bis nach Timbuktu und Bunta Arenas, bis nach New Orleans und bis nach Stockholm.“

Wegener richtete sich in seinem Sessel auf. „Dann hat er auch mit dem zu tun, was ich heute früh in der „Jeni Gazette“ über das drohende schwedische Erzausfuhrverbot las? Ist das etwa auch sein Werk?“

„Nicht sein Werk, aber vielleicht ein Mittel für ihn. Näheres weiß ich auch nicht.“

„Halim Bey, Sie kommen nicht wegen der Seilbahn.“

„Ich komme zu Ihnen, Effendi, auch wegen der Seilbahn.“

„Was wollen Sie von mir?“

„Sind wir allein und ohne Lauscher?“

„Völlig. Nur meine . . .“, Wegener zögerte, „meine Freundin ist in der Nähe.“

„Ich weiß, daß Ihre Freundin über alles unterrichtet ist, was Sie angeht.“

„Woher?“

„Fragen Sie nicht. Wir sind unterrichtet, müssen unterrichtet sein. Aber Sie müssen vorsichtiger sein, Herr Wegener. Sie werden auch von der anderen Seite überwacht.“

„Überwacht?“

„Sie haben in Ihrem Büro einen Armenier Ergenian. Er steht im Solde von Mr. French. Sie kennen doch Mr. French noch, den Sie damals in Ihrer Kabine überraschten.“

„Wer ist Mr. French eigentlich?“

„Ein Spion. Er arbeitet im Auftrag des Antidumping-Büros in New York und für die Abteilung, die seit dem Eintreffen der ersten Ladungen indischen Eisens und indischen Stahls in Galveston mit dem Studium und der Beobachtung der asiatischen Eisenproduktion beauftragt wurde. Damals fühlte man in Washington ebenso wie früher bei der Unterbietung der amerikanischen Eisen- und Stahlpreise durch das billigere japanische Material in der ersten Nachkriegszeit den Boden unter den eigenen Füßen wanken. Die Amerikaner pflegen keinen großen Lärm zu machen, aber sie sind auf der Hut. Von Fu's Plänen muß man drüben Wind bekommen haben. Deshalb geleitete Sie Mr. French über den Ozean. Deshalb hat er in Deutschland alle Ihre Schritte überwacht und weiß auch von ihrem Mißerfolg bei der Regierung. Daß auch Ihr Freund Thomson in Adana überwacht wurde, haben Sie selber feststellen dürfen. Mrs. Henderson ist jetzt in Konstantinopel. Sie ist dort durchaus kaltgestellt und wird Thomson, wenn er dort übermorgen mit Ihnen zusammentrifft . . .

„Übermorgen?“ sagte Wegener erstaunt.

„Ich sagte: übermorgen mit Ihnen dort zusammentrifft, . . . ihn nicht aufspüren können. Wir werden die Dame hinreichend beschäftigen. Ich hätte Ihnen meine Ankunft tele-

graphisch anzeigen können, doch das wäre hier aufgefallen. Der Armenier kontrolliert Ihren gesamten Depeschenverkehr und hat auch zwei Depeschen von Fu an Sie, glücklicherweise unverfänglichen Inhalts, abgefangen. Hier sind sie. Sie haben heute kein Interesse mehr."

Wegener versank in Nachdenken. Wie stumpf waren die Augen und Ohren von Europäern diesem Netz von Spionage und Gegenspionage gegenüber! Wie harmlos war er auf seinem Wege dahingestolpert.

"Und nun zur Sache," sagte Halim Bey. „Der Auftrag Fu's für Sie, dessen Übermittler ich bin, geht ganz kurz dahin, sofort nach Berlin zurückzukehren. Sie können Ihrer Firma unter irgend einem Vorwand die Notwendigkeit Ihrer Heimreise plausibel machen. Über die Bedeutung des schwedischen Ausfuhrverbots für Eisenerze für Deutschland brauche ich nicht zu reden. Nach unseren Informationen wird Frankreich wahrscheinlich den Moment benutzen, um seine Macht zu gebrauchen und wird ebenfalls zeitweise wenigstens, die Eisenerzausfuhr inhibieren. Damit ist die deutsche Eisenhütten-Industrie einfach stillgelegt. Ob die deutsche Wirtschaft diesen Schlag verwindet, mögen Sie selber beurteilen. Wir sind bereit. Die Franzosen befinden sich in Syrien und den Grenzgebieten längst in der Defensive und sind in unserer Hand. Wir arbeiten mit allen Mitteln und nach einem großen Plan. Doch das ist eine andere Sache. Sie wissen von Fu, daß Deutschland das Monopol für den Bezug des indischen und chinesischen Eisens erhalten soll, auch für die russischen Manganerze."

"Dann hätte also Fu auch bei dem Streif in Tschiaturi seine Hand im Spiele?" fragte Wegener erstaunt.

"Lassen wir das einstweilen," sagte Halim Bey, „nehmen Sie das als eine Generalprobe für den Ernstfall. In Tschiaturi wird in den nächsten Tagen alles wieder in Ordnung kommen. Also ich wiederhole: Jetzt könnte Deutschland den drohenden Ausfall der schwedischen Erze durch Annahme von Fu's Vorschlag parieren. Übrigens verfügt auch Rußland über phosphorreiche Eisenerze, die das schwedische Erz vorläufig teilweise ersetzen könnten. Sie

wissen das noch nicht. Aber es entspricht den Tatsachen. Mit dem billigen asiatischen Eisen — Rußland zählt in diesem Falle zu Asien — kann Deutschland Werkzeuge und Maschinen so preiswert herstellen, daß es die englische, französische und amerikanische Maschinenexportindustrie einfach totmacht. Nichts kann gegen Sie auskommen. Sie heben Westeuropa und Amerika mit deren hohen Arbeitslöhnen wirtschaftlich einfach aus den Angeln. Aber Sie müssen jetzt in Deutschland Mut haben. Sie müssen jetzt wollen. Jetzt ist der letzte Moment, der Ihnen offen bleibt. Dazu kommt ein anderes. Ihr Freund Thomson braucht sich keine Sorgen zu machen. Er soll mit Ihnen nach Deutschland zurückkehren, Sie finanziert auch seine künstliche Baumwolle, Thomson kann in Deutschland sofort mit der Fabrikation im Großen beginnen; Sie machen Lancashire von heute auf morgen mit der neuen billigen Faser tot. Deutschland wird die große, durch nichts mehr zu unterbietende Fabrik, die das billige asiatische Eisen und die neue Baumwolle verarbeitet und hat alle nichtangelsächsischen Länder der Erde als sicheren Exportmarkt."

„Sie vergessen, Halim Bey, daß das eine wirtschaftliche Kriegserklärung gegen Westeuropa sein wird. Man wird das indische und chinesische Eisen nicht in unsere Häfen hineinlassen und wird den Export der billigen deutschen Baumwollwaren aus der Kunstfaser verhindern. Man hat Flotten und hat sie schon einmal im Kriege gegen uns benutzt und uns erdrückt."

„Selbstverständlich, und man könnte vielleicht auch auf den Gedanken kommen, das noch einmal zu tun."

„Man könnte," fuhr Wegener fort, „irgend einen wichtigen Vorwand suchen, um das wehrlose Deutschland zu überfallen. Gasbomben, über unseren Industriestädten abgeworfen, könnten Deutschlands wirtschaftliche Kraft sofort ersticken."

Halim Bey lächelte. „Es ist auch das vorgesehen. Man wird aber gegen Sie keinen Krieg führen. Asien schützt Deutschland. Oder glauben Sie, daß Sie Deutsch-

Land wirtschaftlich vorschickt, ohne ihm politisch und militärisch die Flanke zu decken?"

„Alles sehr schön, Halim Bey. Aber bevor Asien Deutschland helfen kann, wird in wenigen Tagen alles erledigt sein, und das helfende Asien wird in Deutschland nur noch einen Trümmerhaufen finden. Ich vermag Ihnen nicht zu glauben, Halim Bey. Als Friedrich der Große seinen Gesandten einst beauftragte, in London zu erklären, hinter ihm ständen hunderttausend preußische Soldaten, entgegnete der ihm: „Majestät, man wird mich in London fragen, ob diese hunderttausend preußische Soldaten auch schwimmen können . . .“

Der Türke wehrte lebhaft ab. „Das war einmal, verlassen Sie sich darauf, es ist wirklich für alles gesorgt.“

„Fu's Pläne sind umspannend. Ich komme mir vor wie ein Blinder, der andern einen Weg weisen soll,“ sagte Wegener dumpf.

„Fahren Sie morgen mit dem Dampfer nach Konstantinopel. Im Tokatljan werden Sie Thomson finden, und am Montag fahren Sie mit dem Orientexpress mit ihm und Ihrer Freundin nach Berlin. Lassen Sie sie nicht hier. Hier ist sie in Gefahr.“

Eine Stunde darauf kehrte Halim Bey mit dem Flugzeug nach Angora zurück.

„Das war eine lange Unterhaltung mit Halim Bey,“ sagte Hilde, als sie Wegener tief in Gedanken allein fand.

„Ich muß heim,“ sagte Wegener. Rolle nur Deinen Gebetsteppich, ich meine die Kaffeedecke, wieder zusammen. Packe auch Du Deine Sachen, wir kehren hierher nicht wieder zurück.“

„Und warum so plötzlich?“ fragte sie erstaunt.

„Komm, setz Dich hierher.“ Und er erzählte ihr von Halim Bey's Mission und von Fu's Plänen.

„Ein großes Werk, wenn es gelingt,“ sagte sie. „Ich habe ja auch nirgends eine Heimat. Ich fahre natürlich mit Dir zurück nach Berlin, vielleicht, daß ich Dir auch dort nützen kann. In einer Stunde bin ich fertig.“

Im Tokatljan in Konstantinopel trafen sie Thomson. Ganz zufällig, wie der meinte. Wegener wußte es besser. Auch Thomson wurde anscheinend an einem Leitseil gehalten.

„Und denken Sie,“ sagte Thomson freudig erregt, „noch in Adana kam der Vertreter einer großen mitteldeutschen Kunstseidenfabrik zu mir und wollte mir seine Maschinen für die Herstellung und Verspinnung der Faser zur Verfügung stellen. Da alles fertig ist, kann ich, wenn ich die nötigen Fabrikanlagen zur Verfügung habe, gleich im Großen beginnen. Es fehlt mir nur an Kapital.“

„Ich glaube, das wird die geringste Sorge sein,“ sagte Wegener geheimnisvoll. „Ich glaube einen Geldgeber zu haben, der Ihnen alle Möglichkeiten eröffnen kann.“

„Und der wäre?“

„Ein sehr mächtiger Mann, vielleicht der mächtigste Mann auf der Welt.“

„Sie reden in Rätseln, Wegener.“

„Nun, wir werden ja sehen.“

Stambul mit seiner alten Märchenpracht lag hinter den Dreien. Der Orientexpress führte sie der Heimat zu. Thomson war sehr hoffnungsfroh. „Dieses Angebot der deutschen Kunstseidenfabrik ist eigentlich das Beste, was mir in den Weg laufen konnte. Sie wissen, Wegener, daß sich meine Baumwollfaser nur unwesentlich von der Kunstseide unterscheidet. Die Herstellung ist technisch fast dieselbe. Und die Umstellung einer solchen Fabrik auf die Baumwollfaser ist sofort möglich. Ich werde gleich von Berlin aus zu der Fabrik hinfahren und wenn Sie wirklich einen kapitalkräftigen Geldgeber haben, könnten wir ernsthaft an die Sache herangehen.“

In Berlin fand Hilde eine Depesche ihres Hauses in St. Louis vor, die ihr über Ineboli nachgesandt worden war. Sie wurde darin zur schleunigen Rückkehr aufgefordert. Sie antwortete, daß sie ihren Urlaub abbreche und sofort mit dem nächsten Dampfer heimkehren werde.

Die deutschen Zeitungen waren erfüllt von den Erörterungen über das bevorstehende schwedische Ausfuhrverbot für Eisenerz. Graue Sorge hockte in allen Kontoren,

zumal auch aus Paris verlautete, daß Frankreich sich mit der Absicht trage, einen Ausfuhrzoll auf Eisenerze zu legen.

Jetzt fühlte man wieder die drückenden Sklavenketten, von denen man sonst oft recht leichtthin gesprochen hatte. Die deutsche Industrie und mit ihr Millionen deutscher Arbeiter waren in Gefahr, einfach erdroffelt zu werden.

Wegener ließ sich beim Reichswirtschaftsminister melden. Er war erst seit wenigen Wochen im Amt und war jetzt verreist.

Wegener hatte eine Nachricht von Fu erwartet. Sie war ausgeblieben. Seit der Unterredung mit Halim Bey war er ohne jede Information. Auf der chinesischen Gesandtschaft, wo er vorsichtig angefragt hatte, tat man, als ob man nichts wüßte von Nachrichten für ihn.

Er geleitete Hilde bis nach Hamburg. Noch einmal saßen sie auf der Terrasse vor Wiezels Hotel am hohen Elbufer und blickten auf das bunte Gewimmel des Hafens hinab. Drüben die Werften und die tief zwischen den Warenspeichern einschneidenden schmalen Grachten mit ihren doppelten Reihen von Schiffen. Die breitbrüstigen Hafendampfer, die das braune Elbwasser in dickem Schwall vor sich aufwarfen, pflügten unablässig das Fahrwasser. Das Gedröhn der Dampfpfeifen und das taktmäßige Hämmern und Ticken auf den Werften vereinigte sich zu einer gewaltigen Symphonie der Arbeit.

„Ich habe diesen Hafen auch schon anders gesehen,“ sagte Wegener ernst. „Damals im Kriege. Da war es auf den Werften still, hier und da ein paar Schiffe, die die Blockade zurückhielt, ein paar einsame Fährdampfer, die gleichsam verlegen hin- und herfuhren. Das war alles. Jetzt ist es wieder wie einst.“

Dann galt es Abschied zu nehmen. Mittags ging der Dampfer, der die Passagiere bis nach Cuxhaven brachte. Noch einmal lag sie in seinen Armen.

„Leb wohl, Reinhold, vergiß mich nicht. Möge ein Segen auf Deinem Werke ruhen, das ist mein ganzer Wunsch.“

„Ich bleibe einsam zurück,“ sagte er leise. „Wer wird mir jetzt helfen, wenn ich eine liebe Hand brauche.“

„Wenn Du mich brauchst, dann rufe mich, dann komme ich wieder,“ sagte sie und bot alle Kräfte auf, um stärker und fester zu scheinen, als ihr eigentlich zu Mute war. Sie wandte sich rasch um und ging mit ihren schnellen Schritten über den schmalen Steg an Bord.

Begener sah ihr eine Weile nach, bis sie in dem Gemühl an Deck verschwand. Er hatte noch auf einen letzten Blick von ihr gehofft. Aber es ist vielleicht besser so, daß wir uns das Herz nicht schwer machen, dachte er.

Mit dem Nachmittagszug kehrte er nach Berlin zurück.

Ria.

Mr. French gähnte, nahm seine Hornbrille ab und setzte sie umständlich wieder auf. Dann gähnte er wieder.

„Worauf warten Sie denn eigentlich noch? Ach so, der Hamburger Zug. Wann trifft er ein, Mr. Weinend?“

„Um 11.16.“

„Also noch eine halbe Stunde.“

„Ich werde noch einmal einschenken“, sagte Winand und füllte die Gläser mit Whisky und Soda, dem angelsächsischen Pain-Exceller. Alle drei tranken schweigend. Winand sah French prüfend an.

„Mit Ihrer neuen Verzierung und der Hornbrille können Sie sogar Wegener ruhig unter die Augen gehen.“

„Die deutschen Ärzte sind sehr geschickte Chirurgen“, sagte French. „Ein bißchen teuer, aber gut. Eine Schußverletzung, Granatsplitterandenken an Opern. Man hätte viel früher darauf kommen sollen, jetzt verändert es den Steckbrief. Es hat mir in den letzten zwei Wochen schon manchen deutschen Händedruck eingetragen. Die Deutschen sind immer sehr interessiert und fragen gleich, wann und wo ich verwundet worden sei. Am 10. Oktober 1915. Ich kenne für diesen Zeitpunkt alle deutschen und englischen Regimenter, die sich bei Opern gegenüberlagen. Wozu gibt es eine Kriegsliteratur! Dann tauscht man Kriegserinnerungen und dabei frage ich meine Leute unauffällig aus.“

„Na“, sagte Winand, mit einem Versuch kordial zu werden, „Shake Hands haben Ihre neuen Landsleute, die Engländer, auch nach Maubeuge noch mit uns machen wollen.“

„Maubeuge“, sagte French wegwerfend. „Ja, damals stand die Sache auch noch wie eine Fußballpartie. Schlimm wurde es erst, als man in London die jungen Leute aus den Kontoren zu holen begann.“

Winand wollte etwas erwidern. Er fühlte aber, wie French zwischen sich und ihm einen deutlichen Strich zog. Er schwieg deshalb verstimmt.

French wandte sich an seinen Nachbar: „Thomson halten Sie doch gut unter Augen, Dombey?“

„Sie können sich darauf verlassen“, sagte dieser. „Die ersten Webpartien liegen übrigens versandbereit. Die Stoffe sind gut und übertreffen angeblich die Erwartungen. In wenig Wochen kommt man mit der Sache heraus. „Collina“ soll der neue Stoff heißen.“

„Sehr ehrenvoll für Colin Thomson“, sagte French und hüllte sich in eine Dampfwolke.“

„Und was werden Sie in Amerika dann tun?“ fragte Winand.

„Mr. Weinend . . .“

„Winand“, verbesserte dieser.

French wiederholte unbeirrt: „Mr. Weinend, ganz einfach, wir werden den Schlag parieren“.

„Womit?“

„Nun, wir werden den Preis für Baumwollwaren ebenfalls senken. Wir werden sehen, ob es dann den Deutschen gelingt, ihre Collina auf dem Weltmarkt einzuführen. Wallstreet hat einen langen Atem. Wir bleiben vor der Hand einfach immer unter den deutschen Preisen. Dann wird es sich zeigen, wer es länger aushält, der Dollar oder die Mark. Deutschland fehlt es doch an Kapital. Es wird sehr bald auf der Strecke bleiben, und kein Land ist daran interessiert, die Sache zu finanzieren und seine eigene Baumwollwirtschaft zu ruinieren. Die Collina wird sehr bald den Hungertod sterben, und Thomson und seine Leute werden eines Tages, wenn sie bis über die Ohren im Defizit stecken, froh sein, ihre Fabriken an uns zu verkaufen. Für uns ist das ein etwas kostspieliges Experiment, aber zum Kriegführen gehört Geld. Gefährlicher erscheint mir Wegener mit seinem asiatischen Eisen.“

Winand sah wieder nach der Uhr. „Der Hamburger Zug ist seit zehn Minuten herein.“

Der Kellner trat an den Tisch der drei. „Darf ich um Zahlung bitten? Ich werde abgelöst.“

„Ich erwarte noch ein Telefongespräch. Edgar Winand. Ich bitte mich gleich zu rufen, aber bitte ohne Aufsehen.“

„Ich werde das an der Bar melden. Bitte 24,80 M.“

French beglich die Beche. „Ihr Institut und Ihre Erfahrungen in Ehren, Mr. Ueinend,“ sagte er, „aber gehen Sie nicht etwas zu forsch vor?“

„Ich glaube nicht,“ sagte Winand. „Sie müssen bedenken, Wegener hat von seiner Freundin Abschied genommen. Der Abschied war, wie mir Neumann heute Mittag telefonierte, wirklich rührend. Es war höchste Zeit, daß wir die Buchwald abschoben. Wenn sie in St. Louis merkt, daß das Telegramm gefälscht war, das wir an sie abgehen ließen, und daß sie in eine Falle gegangen ist, dann liegt der Atlantic zwischen ihr und ihrem Seladon. Drüben ist sie außerdem in unseren Händen. „Ich komme wieder, wenn du mich brauchst,“ hat sie beim Abschied gesagt. Na, dafür werden wir schon sorgen, daß sie nicht zu früh kommt. Kurz und gut, Wegener ist noch in Abschiedsstimmung, sitzt mit seinen Gedanken allein im Zuge, und da serviere ich ihm Ria als trauernde Witwe. Hochanständig, hilfsbedürftig, bittet um eine Gefälligkeit. In solch rührseliger Stimmung sind Männer immer mitteilksam. Das Idyll von Ineboli liegt doch gerade hinter ihm.“

„Mitteilksam?“ sagte French, „das ist mir neu. Ich nicht.“

„Sie natürlich nicht? Mr. French, und Mr. Dombey auch nicht und ich auch nicht. Aber Wegener bleibt ein Deutscher . . .“

„Und ist noch nicht so abgebrüht wie der Besitzer des Heiratsvermittlungsbüros „Securitas“ mit doppeltem Boden, Mr. Ueinend,“ grinste French. „Vielleicht haben Sie recht. Ich habe sich das zwischen ihm und der Buchwald damals an Bord des Hapagdampfers anspinnen sehen.“

„Und hier im Hotel ist alles vorbereitet. Wetten wir, daß Wegener in fünf Tagen spätestens als erster Untermieter die hochherrschaftliche Wohnung von Frau Ria von Brandenstein beziehen wird. Es riecht dort förmlich nach

Anständigkeit. Ahnenbilder bis zum Siebenjährigen Krieg hinauf, alte Möbel und Familienkristall. Es hat schweres Geld gekostet."

"Nun, ihre Rechnungen sind auch nicht niedrig, Mr. Ueinend."

"Winand," verbesserte dieser wieder vergeblich, "Nia wird hoffentlich ihre Familiengeschichte unterwegs ordentlich gelernt haben."

"Mr. Ueinend, Sie sagten: wetten wir. Dombey, wollen Sie notieren?"

"Was gilt's?"

French dachte nach: „Zehn Prozent der Kostenrechnung auf und ab. Gewinnen Sie, bekommen Sie zehn Prozent mehr, sonst ebensoviel weniger."

"Dann wetten nicht Sie, sondern Ihre Auftraggeber," sagte Winand.

"Ich pflege Wettrbeträge nie aus meiner Tasche zu bezahlen. Aber wie Sie wollen."

"Gut, abgemacht. Also in fünf Tagen muß Wegener einziehen."

"Abgemacht, Mr. Ueinend. Wie soll dann aber die Sache weitergehen?"

"Das müssen wir zunächst Nia überlassen. Sie wird schon mit Wegener fertig werden, und sie hat auch schon stärker verteidigte Festungen genommen."

"Wie meinen Sie das?" fragte Dombey.

"Ich pflege die Damen, mit denen ich arbeite, nie nach den Mitteln zu fragen, mit denen sie ihr Ziel erreichen," sagte Winand. "Das ist ihre Sache. Mich interessiert nur das Ergebnis, und dafür zahle ich."

"Herr Edgar Winand, bitte ans Telefon!" sagte der Kellner.

"Sehen Sie, sie ist da," sagte er, als er eilig davon ging.

"Trauen Sie Ueinend ganz?" fragte French leise. "Sie haben ihn mir zugeführt."

"Für Geld ist er absolut zuverlässig."

"Und an Geld wollen wir es nicht fehlen lassen. Wir müssen feststellen, mit wieviel Kapital China in Deutschland

einspringen will und müssen die Grenze der Leistungsfähigkeit der asiatischen Eisenproduktion kennen. Auf gedruckte Statistiken gebe ich nichts."

"Steht eigentlich Thomson durch Wegener auch mit China in Verbindung?"

"Wir haben bisher nichts feststellen können. China würde doch dadurch auch seinen eigenen Baumwollbau ruinieren."

"Möglich ist alles, passen Sie auf!"

"Es klappt," sagte Winand, als er zu dem Tisch der beiden zurückkehrte, „Ria telefoniert eben. Wegener löst jetzt auf dem Bahnhof ihr Gepäck ein, zu dem sie den Schein verloren hat. Das Wappen derer von Brandenstein wird seine letzten Zweifel beseitigen. Ria ist ans Telefon gegangen, um, wie sie ihm gesagt hat, ihr Mädchen zu benachrichtigen, damit sie die Wohnung noch offen findet. Sind Sie nun zufrieden?"

"Bisher ja," sagte French, „aber nicht zu früh triumphieren! Offen gesagt, der Name Ria klingt mir etwas zu parfümiert. So heißt heute jede zweite Filmdiva. Solider wäre Maria gewesen, besonders in Verbindung mit der Trauerkleidung."

"Halbtrauer," verbesserte Winand.

"Gut, meinetwegen Halbtrauer, ich achte auf solche Nuancen nicht."

"Ist aber sehr wichtig," sagte Winand. „Etwas muß man den Männern schon bieten, daß sie daran schnuppern können, sonst bekommen sie nicht die rechte Witterung. So ein paar fehlende Anfangsbuchstaben wirken oft Wunder, ich weiß das."

"Sie sind ein alter Routinier," sagte Dombey lachend, oder sagen wir doch gleich kürzer Roué."

"Vielleicht nur ein guter Psychologe," versetzte Winand, „und das ist die Hauptsache."

*

Dasselbe Gefühl hatte auch Wegener gehabt, als er die Karte Ria von Brandenstein las. Ria . . . ?

"Es ist die Abkürzung meines Namens Maria," sagte

sie und senkte den Blick. „Man trennt sich nicht so leicht von solchen Erinnerungen.“

Im übrigen hatte sich die Sache ganz nach Winands Erwartungen entwickelt. Wegener hatte bei der Abfahrt in Hamburg eine Anzahl Zeitungen neben sich angehäuft, hatte darin geblättert und sie dann beiseite geschoben. Dann hatte er zum Fenster hinausgeblickt. Er blieb während der Fahrt allein mit Ria. Daß sie gleich zu Anfang den Schaffner durch ein Trinkgeld von ihrem Wunsche verständigt hatte, konnte er nicht ahnen.

Eine halbe Stunde etwa fiel zwischen ihnen kein Wort. Aber Winand war in der Tat kein schlechter Psychologe. Allein mit seinen Gedanken suchte Wegener eine Ablenkung. Da begann Ria zu suchen. In ihrer Geldtasche, in ihrer Handtasche und nochmals in der Geldtasche. Dann holte sie mit einem raschen Ruck ihre Reisetasche aus dem Kesk, ein wertvolles Necessaire blinkte auf, duftendes Leder.

„Anscheinend aus guter Familie,“ konstatierte Wegener, den das Suchen bereits nervös machte.

„Suchen Sie etwas, gnädige Frau?“ fuhr es da Wegener heraus.

„Ja, meinen Gepäckschein. Ich muß ihn verlegt haben,“ sagte sie ärgerlich.

„Suchen Sie alles noch einmal durch,“ riet er.

Auch das war vergeblich.

„Wann haben Sie denn Ihr Gepäck ausgegeben?“

„Schon heute Vormittag. Dann habe ich noch einige Einkäufe gemacht. Sie wissen ja, Frauen müssen in einer fremden Stadt immer etwas kaufen,“ sagte sie lächelnd.

Wegener dachte an Hilde, die vor der Abreise aus Hamburg auch noch schnell ein Paar Schuhe kaufen mußte. Seltsam, dachte er, wie sich in solchen Dingen doch alle Frauen gleich find.

„Und wo hatten Sie Ihren Gepäckschein verwahrt?“

„Hier in der Geldtasche. . . Doch da fällt mir ein, ich hatte darin auch einige Kassenquittungen aus verschiedenen Geschäften, die ich dann auf dem Rathausmarkt, als mir der Straßenbahnschaffner die Fahrkarte gab, fortgeworfen

habe. Mein Gott, was mache ich da, um mein Gepäck wieder zu bekommen?"

„Um was für Gepäck handelt es sich?"

„Um einen neuen Lederkoffer. Ich war zwei Wochen bei Verwandten auf einem Gute bei Kiel."

„Darf ich Ihnen in Berlin auf dem Bahnhof behilflich sein? Übrigens: Wegener."

Er erhob sich.

„Danke sehr freundlich, Herr Wegener. Ein Mann erreicht den Beamten gegenüber immer leichter etwas. Nehmen Sie nur hier meine Karte. Die Anfangsbuchstaben stehen auf dem Schild des Koffers. Nicht M. v. B. sondern R. v. B."

„Ich werde mein Möglichstes tun."

„Wünschen die Herrschaften Plätze zum Abendessen?" fragte jetzt der Speisewagenkellner in das Abteil hinein.

„Eigentlich könnte man wohl," sagte Wegener, „die Zeit vergeht auch schneller."

„Ja, Sie haben recht", sagte Ria.

Und so saß man am selben Tisch im Speisewagen und die Unterhaltung ging weiter. Dabei erfuhr Wegener, daß Ria seit einigen Monaten Witwe war und sich nach einer Rücksprache mit ihren Verwandten entschlossen hatte, einen Teil ihrer Wohnung in Berlin zu vermieten. „Es ist eine gute Lage, ruhig, in der Barbarossastraße. Ich muß leider vermieten, wenn man auch seine Zimmer, an denen so viele Erinnerungen hängen — ein kleiner Seufzer unterstrich die Erinnerungen — nicht gern in fremde Hände gibt. Denken Sie doch, wie weh es schon tut, wenn eine Tischdecke lieblos behandelt wird."

Eine Tischdecke... Wegener dachte an Hilde. „Meine gelbe Tischdecke ist wie der Gebetsteppich der Türken. Breite ich sie aus, so bin ich überall daheim," hatte sie damals in Ineboli gesagt. Wie weit lag jetzt schon der Abschied hinter ihm. Jetzt war sie wohl über Helgoland hinaus. Auf der Herreise hatten sie beim Passieren Helgolands gerade zusammen an der Reling gestanden. „Kennt denn einer des andern Herzensunruhe und Herzensruh...?" kam es ihm

in den Sinn. Er sah an Nia vorbei und spielte, in Gedanken verloren mit seiner Messerbank.

Nia beobachtete ihn scharf und fand zunächst keinen Faden zum Fortspinnen der Unterhaltung.

Da klang von einem andern Tisch das Wort *Balmyra* herüber.

„Was meinen Sie, Herr Wegener“, fragte sie, „ich sah Sie vorhin die Zeitung lesen. Glauben Sie nicht auch, daß die Franzosen sich mit ihrem Feldzug in Syrien zu weit vorgewagt haben?“

„Das läßt sich schwer sagen“, meinte Wegener obenhin. „Jedenfalls wird man gut tun, die Bewohner Syriens und Kurlistans nicht zu unterschätzen.“ Er hatte gerade gedacht, wozu belade ich mich hier mit einer fremden Frau, die ihren Gepäckschein verloren hat!

Aber Nia ließ nun nicht mehr los. „Warum meinen Sie das, Herr Wegener? Kennen Sie diese Länder? Sie sind gewiß viel im Auslande gewesen.“

Was soll das? dachte Wegener. Ich kann ihr hier unmöglich einen Vortrag über Vorderasien halten.

„Ja“, sagte er, „aber das ist lange her. Wollen wir übrigens nicht wieder in unsern Wagen hinübergehen?“

Beide beglichen ihre Rechnung. Wegener blieb einsilbig.

„Hoffentlich bedauern Sie nicht, mir Ihre Hilfe versprochen zu haben. Ich bin etwas unselbständig. Ich bin das Alleinreisen nicht gewöhnt“, sagte sie mit einem leisen sentimentalen Augenaufschlag. Schließlich hatte sie damit auch recht, wenn auch in anderm Sinne.

Auf dem Lehrter Bahnhof ging Nia zunächst ans Telefon, um, wie sie sagte, ihre Wohnung anzurufen, damit sie sie bei der Heimkehr offen fände, und verständigte Winand von dem Verlauf der Fahrt.

Wegener hatte inzwischen den Koffer ausfindig gemacht. Da Nia die Schlüssel dazu hatte und den Inhalt des Koffers angeben konnte, so war schließlich nur ein Formular auszufüllen. Wegener nahm ein Auto und bestand darauf, seine Reisegefährtin bis zu ihrer Wohnung in der Barbarossastraße zu bringen. So behielt er die Hausnummer im Gedächtnis.

Als er in seinem Hotel den Zimmerschlüssel forderte, erschien der Geschäftsführer und fragte, ob er vielleicht damit einverstanden sein würde, wenn man ihm für die nächsten fünf Tage ein anderes Zimmer gebe, da seins und die benachbarten drei von den Mitgliedern eines Kongresses auf mehrere Tage bestellt seien.

Wegener war das einerlei. Er machte dann aber in seinem Zimmer die Entdeckung, daß an seinem Schreibtisch, zu dem er den Schlüssel in der Tasche hatte, ein fremder Schlüssel steckte. Er war ärgerlich. Überall dasselbe Herumsplonieren, nirgends war man vor neugierigen Leuten sicher. Ich bin für diesen Herrn anscheinend zu früh zurückgekehrt. Es wäre vielleicht besser, wenn ich hier verschwinde und mich möglichst jeder Nachforschung entziehe. Suchte nicht Ria — wie schnell er sich doch an den Namen gewöhnt hatte — einen Mieter? Bei ihr wäre er jedenfalls sicherer und unbeobachtet.

Um 9½ Uhr war er am andern Morgen mit einem Auto wieder in der Barbarossastraße.

„Gnädige Frau, ich möchte aus gewissen Gründen nicht mehr im Hotel wohnen. Ich liebe das Getriebe dort nicht, ich möchte arbeiten. Telefon haben Sie doch?“

„Natürlich.“

„Darf ich dann fragen, ob Sie mich als Ihren ersten Mieter annehmen wollen?“

„Sie sind mir herzlich willkommen,“ sagte sie lächelnd. „Wer hätte das gedacht, daß mein Gepäckschein, mit dem jetzt der Wind auf dem Rathausplatz in Hamburg spielt, mir meinen ersten Zimmerherren zuführen würde.“

Im Hotel schückte Wegener eine unerwartete Abreise vor und ließ sich vom Portier ein Auto kommen.

„Nach dem Potsdamer Bahnhof?“ fragte dieser bei der Abfahrt.

„Nach dem Lehrter Bahnhof,“ sagte Wegener.

„So, ich hatte verstanden, Sie wollten wieder nach Magdeburg,“ sagte der Portier.

„Nein, ich fahre mit dem Hamburger Schnellzug.“

„Also 12,30, da haben Sie noch viel Zeit.“

Seeßtern, Ru.

Auf dem Büro „Securitas“ läutete das Telefon.

„Herr Wegener reist mit dem Schnellzug 12,30 nach Hamburg,“ teilte der Portier des Hotels mit.

Wichtiger war die andere Meldung, als Ria anrief: „Herr Wegener ist soeben als Mieter bei mir eingezogen. Er will ruhig wohnen und will, wie er sagt, arbeiten.“

„Wie haben Sie das angefangen, Ria?“

„Er ist meinem verlorenen Gepäckschein nachgespott, vielleicht auch seiner Verliererin.“

„Nicht zu hoch hinaus, Ria, da haben noch andere Dinge mitgespielt.“

„Wieso denn?“

„Nun sagen wir, ein in Gedanken stecken gebliebener Schreibtischschlüssel, der ihm erst sein Hotelzimmer vererkeln mußte. Aber Sie haben gut gearbeitet, Ria. Wenn Sie so weiter machen, erhöhe ich Ihnen Ihr Honorar um zehn Prozent.“

Winand legte den Hörer hin, da jemand ins Zimmer trat.

„Sie haben Ihre Wette verloren, Mr. French. Wegener ist soeben bei Ria eingezogen. Wie wäre es mit einem kleinen Aufgeld auf die zehn Prozent. Wir hatten doch auf längstens fünf Tage gewettet.“

„Ich pflege Wettbeträge nur wie abgemacht einzulösen, Mr. Ueinend,“ sagte der Amerikaner bestimmt. „Aber nehmen Sie diese Havanna als Aufgeld.“ Und er hielt ihm seine Zigarentasche hin.

Palmyra.

Auf der chinesischen Gesandtschaft hatte Wegener endlich neue Instruktionen und neue Unterlagen für die Verhandlungen mit der deutschen Regierung vorgefunden. Deutlich war darin unterstrichen, daß man zum letzten Male komme und jetzt eine Entscheidung wünsche. Das Angebot würde niemals wiederholt werden.

So saß er denn dem Reichswirtschaftsminister gegenüber und trug ihm die Sache vor. Der hörte mit steigendem Interesse zu.

„Ich verstehe meinen Amtsvorgänger eigentlich nicht, daß er den ersten Vorschlag nicht genauer geprüft hat.“

„Er wird irgendwo in den Akten liegen,“ sagte Wegener bitter, wahrscheinlich unter der Rubrik „Phantastische Projekte“.

„Das schwedische Erzausfuhrverbot gibt der Sache allerdings ein anderes Gesicht.“

„Sind Sie davon überrascht worden, Herr Minister? Das mußte doch eines Tages kommen. Es ist niemals klug, in wirtschaftlichen Existenzfragen von dem guten Willen anderer abhängig zu bleiben. Ist man aber in fremder Hand, so trifft man in aller Stille seine Vorsichtsmaßregeln, um im Moment der Gefahr gerüstet zu sein.“

„Das ist allerdings versäumt worden. Wir sind von Schweden völlig überrascht worden. Aber schließlich ist die Eisenwirtschaft so völlig ein Ganzes, daß wir Eisen zum Weltmarktpreise überall bekommen werden.“

„Nachdem Deutschland seine Hochofen wird ausblasen müssen, bleibt es völlig abhängig vom guten Willen seiner wirtschaftlichen Gegner. Asien will sein Eisen fast zur Hälfte des Weltmarktpreises nur an Deutschland liefern.“

„Damit gleiten wir dann aus der Hand Schwedens in

die Hand Chinas. Ich sehe keinen Unterschied. Denn der Tag wird kommen, wo der wirtschaftliche Egoismus Chinas seinen Eisenpreis einfach dem Weltmarktpreis anpaßt. Dann steckt China die Differenz zwischen den Kulilöhnen und den Löhnen europäischer Arbeiter in die Tasche und wir haben es mit der einen wie der anderen Seite verdorben."

"Meine Auftraggeber wollen sich für einen längeren Zeitraum binden und das Monopol der asiatischen Eisenlieferungen in deutsche Hände legen."

"Aber wird Asien wirklich liefern können? Wird es so viel liefern, wie wir brauchen? Die Annahme des chinesischen Angebots ist eine Kriegserklärung gegen das europäische und amerikanische Eisen. Kann Asien nicht das liefern, was es nach Ihrer Denkschrift verspricht, so bleiben wir auf der Strecke. Wirtschaftliche Sieger sind noch mitleidloser und unerbittlicher als die Sieger auf dem Schlachtfelde. Ich werde Sie in einigen Tagen wieder zu mir bitten und werde inzwischen mit einigen Fachleuten der Eisenindustrie sprechen, wie hoch sie die Liefermöglichkeit Chinas und Indiens einschätzen."

"Herr Minister, diese Herren können Ihnen nur mit veralteten Statistiken kommen. Und frisierte Statistiken gibt es nicht nur in Europa. Sie wissen, daß der Engländer sagt, es gibt drei Lügen: Die einfache Lüge, die Notlüge und als dritte die Statistik. Alle offiziellen asiatischen Statistiken über Eisenproduktion und Erzgewinnung sind falsch. Ihre Fachleute können ruhig zu Hause bleiben. Nur die Ziffern in meinem Exposé nach den Angaben meiner Auftraggeber sind richtig."

"Die Entscheidung ist schwer, Herr Wegener. Ich komme mir vor wie ein Ingenieur, der über einen Abgrund eine Brücke schlagen und gewissermaßen in die freie Luft hinausbauen soll. Werden wir den Stützpunkt am anderen Ufer gewinnen?"

"Es dürfte sich empfehlen," sagte Wegener, "mit dem billigen asiatischen Eisen zunächst Maschinen- und Werkzeugsfabriken zu beliefern, die ihre Erzeugnisse wieder exportieren, und zwar Fabriken, die nahe der Küste liegen, um auch an

Eisenbahnfrachten hin und her bis auf das Letzte zu sparen. Maschinen und Werkzeuge, die aus asiatischem Stahl und Eisen hergestellt werden und vorläufig lediglich zum Export bestimmt sind, erhalten eine Marke, die sie als Exportwaren kenntlich macht. Nennen Sie es A-Eisen oder A-Stahl, wie Sie wollen. Der deutsche Markt kann je nach der Größe der asiatischen Lieferungen dann auch allmählich deren Vorteile genießen. Das ist ein einfaches Rechenexempel. Aber Herr Minister, meine Auftraggeber kommen zum letzten Male. Es handelt sich jetzt darum, unauffällig und lautlos eine Entscheidung zu treffen, damit sie wissen, woran sie sind."

"Und wenn wir nicht annehmen?"

Begener zögerte einen Augenblick: „Dann machen meine Auftraggeber das Geschäft ohne Deutschland. Dann machen sie es selber. Es wird langsamer gehen, mit langsamerem Wendelschlag, aber es wird gehen. Die deutschen Hochöfen sind durch das schwedische Erzausfuhrverbot sowieso erledigt und müssen ausgeblasen werden. Dadurch werden zehntausende deutscher Arbeiter und Ingenieure existenzlos. China und Indien werden diese deutschen Arbeiter und Ingenieure rufen und werden mit ihnen auf eigenem Boden das versuchen, was ich Ihnen im Sinne meiner Auftraggeber für Deutschland vorschlage."

"Der Kampf würde auf Tod und Leben gehen," sagte der Minister nach einer Pause. „Ich fürchte, man wird uns in allen Ländern mit Antidumpingzöllen auf die deutsche Maschineneinfuhr antworten. Amerikas und Englands Arme reichen weit."

"Ich muß es Ihnen überlassen, Herr Minister, zu beurteilen, wessen Arm weiter reicht, der Arm Englands und Amerikas oder der meiner Auftraggeber. Schließlich ist das eine Sache des Vertrauens."

"Ich komme mir, wie gesagt, vor wie jemand, der auf einem Sprungbrett steht und sich vor dem Abspringen ins Wasser scheut."

"Gewiß, ich verstehe das," sagte Begener, „aber schließlich weiß doch der, der auf dem Sprungbrett steht, daß er ein-

mal hat schwimmen können. Trauen Sie sich nicht, die Probe aufs Exempel zu machen? Dann werden eben andere schwimmen. Es täte mir leid."

Der Minister schwieg.

"Außerdem," sagte Wegener, "wird man in New York und London in den nächsten Tagen schon eine etwas peinliche Überraschung erleben."

"Und die wäre?"

"Sie erinnern sich doch noch der Erfindung von Colin Thomson."

"Richtig," sagte der Minister, "war das nicht etwas von künstlicher Baumwolle? Man hat nie wieder etwas Zuverlässiges davon gehört."

"Die ersten Partien von Webstoffen aus künstlicher Baumwolle liegen hier in deutschen Fabriken versandbereit. Und damit wird Deutschland die fremde Textilindustrie mit einem Schlage unterbieten. Baumwollländer mit Aultlöhnen, die ihre eigene Baumwolle am Ort zu groben Gebrauchswaren verarbeiten, scheiden dabei natürlich aus. Die Weltwirtschaft wird also auch, ohne daß Deutschland das Angebot meiner Auftraggeber annimmt, über eine unvermutete deutsche Konkurrenz in Unruhe und Bewegung kommen."

"Das ist mir sehr interessant zu hören," sagte der Minister. "Woher wissen Sie das?"

"Colin Thomson ist ein guter Freund von mir. Ich habe ihn arbeiten sehen und seit einiger Zeit seine Versuche verfolgen können. Er lebte anfangs in Amerika, mußte aber das Land verlassen, weil die dortigen Baumwollmagnaten ihm in bedrohlicher Weise das Leben sauer machten. Dann hat er seine Versuche anderswo fortgesetzt und abgeschlossen und hat in Deutschland seine künstliche Faser im Großen verspinnen lassen. Jetzt sind, wie gesagt, die ersten Stoffe fertig."

"Ich habe hie und da behaupten hören, daß man mit der künstlichen Baumwolle — und war nicht auch von Seide die Rede? — weiter gekommen sei. Aber ich hielt es für Zeitungsgeschwäg."

„Colin Thomson ist einer der wenigen Menschen, die rechtzeitig und lange genug zu schweigen verstehen, bis es Zeit ist zu reden,“ sagte Wegener. „Er ist nur einmal unvorsichtig gewesen und das hätte ihm leicht verhängnisvoll werden können. Die Spionage der amerikanischen Interessenten ist ihm auch in den letzten Monaten auf der Spur gewesen. Er lebt heute in Deutschland, und es genügt ein Anruf durch diesen Apparat, und Sie könnten Herrn Thomson in einer Viertelstunde in diesem Zimmer sprechen.“

„Das ist ja eine ganz neue Überraschung,“ sagte der Minister. „Wir stehen damit vor einer neuen großen Frage. Wären wir frei und könnten politisch und wirtschaftlich unsere eigenen Entscheidungen treffen, dann wäre die Sache einfach. Lassen Sie mich offen reden, Herr Wegener. Glauben Sie, daß Staaten, die ihre gesamte Kraft im Kriege gegen uns eingesetzt haben, einen Moment zögern würden, um ein solches Zusammengehen Deutschlands mit China zu hindern? Gründe für das Überschreiten der Grenze zwischen einem wirtschaftlichen und einem militärischen Kriege sind billig wie Brombeeren.“

„Herr Minister, ich bin Ingenieur und kein Politiker. Ich habe aber mit meinen Auftraggebern auch über solche Möglichkeiten gesprochen und habe stets die lächelnde Antwort erhalten: „Herr Wegener machen Sie sich darüber keine Sorge, auch darauf sind wir vorbereitet. Wenn wir etwas wollen, so wollen wir es ganz. Auch wir spielen um unsere Existenz. Näheres darüber kann ich Ihnen nicht sagen. Sie wissen, wie verschlossen die Asiaten sind. Die Konsequenz aber, mit der sie die Idee verfolgen, die ich Ihnen vorgetragen habe, gibt mir das Vertrauen, daß mein Auftraggeber alle Möglichkeiten mit in Betracht gezogen hat.“

„Und wie heißt Ihr Auftraggeber?“

„Ich darf ihn heute nicht nennen, und wenn ich den Namen ausspräche, so würden es drei chinesische Silben sein, die Sie, Herr Minister, wahrscheinlich zum ersten Male in Ihrem Leben hören.“

„Ein einzelner Mann?“ fragte der Minister erstaunt.

„Ein Einzelner, der alle Kraft in seiner Hand zusammenfaßt.“

„Kennen Sie ihn persönlich?“

„Ja, und auch er hat Vertrauen zu mir, denn sonst stünde ich nicht hier.“

„Und Sie sagten, er hat alle Fäden in seiner Hand?“

„Alle, und an einem solchen Faden hält er auch mich, wo ich auch bin.“

„Also ein großer Organisator?“

„Ich will Ihnen eins erzählen, Herr Minister. Durch Vermittlung dieses Mannes bekam ich im Schnellzuge zwischen Detroit und New York ein Bild, übrigens das Bild von Colin Thomson, zurück, das mir eine amerikanische Spionin vier Dampfertage östlich von Yokohama entwendet hatte. Derselbe Mann sandte mir in mein Büro in Tneboli in Kleinasien, wo ich die Drahtseilbahn nach Kure mit bauen half, einen Regierungsvertreter aus Angora, der mich vor einem armenischen Angestellten meines Büros warnte. Soll ich noch mehr sagen?“

In diesem Augenblick läutete das Telefon auf dem Schreibtisch des Ministers.

„Einen Augenblick, Herr Wegener. Es muß schon etwas Wichtiges sein, denn ich habe gebeten, mich während der Unterredung mit Ihnen nicht zu stören.“

Es schien in der Tat eine wichtige Mitteilung zu sein, denn der Minister hörte mit gespannter Aufmerksamkeit zu.

„Was Sie sagen, das ganze Expeditionskorps hat kapituliert? Ich danke. Rufen Sie mich bitte wieder an, wenn Sie nähere Einzelheiten haben, besonders wenn aus Paris Meldungen kommen.“

„Herr Wegener, ich werde vorläufig abbrechen müssen. Darf ich Sie bitten, das, was Sie mir eben mündlich vorgetragen haben, als Ergänzung Ihres Exposés kurz schriftlich zusammenzufassen. Ich werde dann einige Fachleute der Eisenindustrie zu mir bitten und deren Meinung hören. In etwa vierzehn Tagen wird die Entscheidung in Stockholm fallen, und wenn wir auf das Angebot Ihrer Auftraggeber eingehen wollen, so ist es höchste Zeit, die nötigen

Vorbereitungen zu treffen. Übrigens, damit Sie es gleich wissen: Das in Palmyra eingeschlossene französische Expeditionskorps in der Stärke von vierzigtausend Mann hat gestern Abend kapituliert. Die Nachricht ist eben eingetroffen."

"Das ganze Expeditionskorps kapituliert? Die Verbindung nach Alexandrette schien allerdings sehr dünn geworden zu sein, Nachschub unmöglich. Es ist nicht der erste Alexanderzug, der trotz Autos und Flugzeuge im Wüstenlande sein Ende findet."

"Man staunt über die militärische Leistungsfähigkeit dieser Wüstenstämme."

"Wüstenstämme?" versetzte Wegener lächelnd, „zwischen denen die Lücken von England und wohl auch von Rußland aus mit sehr leistungsfähigen Freiwilligen, oder wie sie es nennen wollen, ausgefüllt sind. Die Franzosen hätten sich niemals auf dieses Abenteuer einlassen dürfen. Jetzt wird man wohl in Paris merken, gegen wen man gekämpft hat."

"Möglich," sagte der Minister, etwas nervös werdend, denn das Telefon meldete sich schon wieder.

Auf der Straße gellten bereits die Rufe der Extrablatt-Verkäufer, und überall bildeten sich Gruppen. Wegener schob alle anderen Gedanken beiseite, als er daheim an seinem Schreibtisch saß, um kurz die Denkschrift für den Minister zu entwerfen. Dann übertrug er sie auf seiner Schreibmaschine, schloß seinen Entwurf und den Durchschlag sorgfältig ein und brachte ein Exemplar noch selber in das Reichswirtschaftsministerium. Dann ließ er sich vom Straßengewühl hin und her treiben, bis er einen Bekannten traf, der ihm vorschlug, gemeinsam zu Abend zu essen.

Wegener konnte nicht wissen, daß das Paar, welches am Nebentische saß, ihn beobachtete. Wie konnte er auch ahnen, daß der Herr mit dem Monokel, der dann in der Telefonzelle verschwand, Rias Nummer anrufen und ihr mitteilen würde, daß Wegener in Begleitung eines Herrn beim Abendessen sitze und daß die Luft somit rein sei. Während zwischen Wegener und seinem Begleiter die Niederlage von Palmyra

ausgiebig erörtert wurde, daß Mr. French mit Mia an Wegeners Schreibtisch.

„Ihr Freund hat uns die Arbeit sehr leicht gemacht,“ sagte French. „Wir können auf seiner eigenen Schreibmaschine die Denkschrift kopieren.“ Er machte sich sofort an die Arbeit.

Mia balancierte auf der Seitenlehne von Wegeners Schreibtischstuhl. „Wenn Sie fertig sind, Mr. French, habe ich noch eine Überraschung für Sie.“

„Und das wäre?“

„Was bekomme ich dafür?“

„Das hängt von der Güte der Ware ab,“ knurrte French.

„Sie erlauben doch, Herr Wegener,“ sagte sie mit einer ironischen Verbeugung, „daß ich eine von Ihren Zigaretten nehme.“ Und sie griff in die offenstehende Schachtel auf dem Schreibtisch.

„Seien Sie nicht so unvorsichtig, Mia,“ sagte French, holte aus seinem eigenen Etui eine Zigarette und legte sie wieder in die Schachtel. „Sie dürfen auch die kleinsten Dinge nicht aus dem Auge lassen. Sehen Sie, ich rauche vorsichtshalber dieselbe Marke wie Ihr Zimmerherr.“

„Ich habe ein Telegramm, das nicht an Sie gerichtet ist, Mr. French,“ sagte sie, indem sie eine Depesche aus ihrem Blusenausschnitt zog. „Was ist es Ihnen wert? Seine Hilde meldet sich darin an. Sie hat drüben anscheinend Lunte gerochen, ist erstaunt, daß sie auf ihre letzte Depesche keine Antwort bekommen hat und meldet ihre Ankunft in Hamburg für nächsten Freitag. Ihr Geliebter soll sie dort abholen.“

„Die kann lange warten,“ sagte French. „Wegener zu beschäftigen bleibt Ihre Sache. Jeder Tag, den wir gewinnen, ist wertvoll.“

„Also was zahlen Sie, Mr. French? Oder darf ich Ihnen meine Liquidation gleich mit überreichen?“ sagte sie. „Ich habe gerade eine unbezahlte Rechnung und erlaube mir, sie an das Telegramm anzuhängen.“ Sie entnahm einer Schale auf dem Schreibtisch eine Drahtklammer und schob French die Papiere hin.

„Sie sind wirklich unersättlich, Mia,“ sagte French. Für

sich aber fuhr er fort, als ein Blick die Endziffer der Rechnung streifte: Immerhin arbeitet sie noch ziemlich billig.

*

Es war eine Woche quälender Ungewißheit. In drei Tagen sollte Wegener eine Antwort des Reichswirtschaftsministers haben. Am Nachmittag hatte er noch telefonisch mit Thomson gesprochen. Der Versand seiner Textilstoffe konnte beginnen. Jetzt galt es, die Öffentlichkeit und die deutsche Presse zu informieren, um den großen Schlag zu führen. Wegener rief den ihm bekannten Chefredakteur eines führenden Berliner Blattes an. Er war im Reichstag und war erst am anderen Tage wieder zu sprechen.

Eigentlich merkwürdig, dachte Wegener, jetzt wissen ungefähr fünfzig Menschen um die Bedeutung der Collina und nichts ist durchgesichert. Welche Zufälle spielen immer mit. Damals kam Thomson fast in Lebensgefahr, als er in seiner ersten Freude mit einem New Yorker Reporter von seiner Erfindung gesprochen hatte. Hier bleibt alles verborgen.

Wegener graute vor dem Abend und vor der Einsamkeit in irgend einem Restaurant. Als er sich zum Fortgehen fertig machte, traf er Ria auf dem Korridor. Ein paar mal war er drüben bei ihr zum Tee gewesen und hatte mit ihr eine gemütliche Blaudeckelstunde verlebt. Ria . . .? Jedenfalls heute nicht allein sein.

„Gnädige Frau, ich bin Ihnen für Ihre freundlichen Einladungen schon längst eine Erwiderung schuldig. Wollen Sie mir das Vergnügen machen und nicht Nein sagen, wenn ich Sie bitte, mir heute beim Abendessen Gesellschaft zu leisten?“

„Herr Wegener, ich liebe die lärmenden Lokale nicht.“

„Ich auch nicht. Wir finden aber sicher irgendwo einen ruhigen Platz. Für Sie ist es auch gut, wenn Sie einmal fortkommen aus Ihrem Eimer. Ich bin heute menschenhungrig und möchte nicht allein sein.“

„Gut, Herr Wegener, ich nehme Ihre Einladung an.“

„Und wohin? Rheingold? Traube? . . .“

„Das will ich Ihnen überlassen. Ich kenne diese Lokale kaum. In fünf Minuten bin ich fertig.“

Eigentlich eine hübsche Figur in dem fließenden schwarzen Kleide, dachte Wegener, als er ihr nachsah.

So saß man denn im „Rheingold“. Zulezt hatte er mit Hilde hier gegessen. Warum sie ihn nur ohne Nachricht ließ?

„Es war übrigens heute mittag eine Dame da, die nach Ihnen fragte,“ sagte Nia. „Ich dachte, es sei die Dame, deren Bild auf Ihrem Schreibtisch steht, oder irre ich mich?“

Wegener sah Nia durchdringend an. „Das ist unmöglich, die Dame ist in Amerika. Ich habe lange Zeit nichts von ihr gehört und erwarte eigentlich täglich Nachricht von ihr.“

Aha, dachte Nia, dann hat er also keine andere Verbindung mit ihr als die, die durch unsere Hände geht. Laut aber sagte sie: „Wenn Sie einmal einen Brief aus Amerika bekommen, darf ich dann vielleicht um die Marken bitten? Ich habe einen Nessen, der mich immer um Briefmarken quält.“

In diesem Moment ging ein junges Paar an dem Tische vorüber. Sie sehr schlank und elegant mit einem Stich ins Demimondäne. Sie lachte mit ihrem Begleiter. Da traf ein Blick Nia, und schon fuhr sie auf sie zu.

„Ach Nia, endlich sieht man Dich einmal wieder, Du warst ja ganz verschwunden. Hast Du . . .?“ und ihre Augen richteten sich auf Wegener. Der glaubte einen Blick zwischen Nia und der Demimondänen aufzufangen, der ihn stutzig machte.

„Bitte, Ilka,“ sagte Nia, „laß mich, Du siehst, ich bin in Trauer.“

„In Trauer?“ kam die erstaunte Antwort.

„Ja,“ sagte Nia ablehnend, „ich bin nicht in der Stimmung.“

„Na, dann nicht,“ sagte die andere und wandte sich ärgerlich ab.

Wegener studierte scheinbar die Weinkarte. Nia schien erregt und verlegen. Was war das?, dachte er.

„Verzeihen Sie diesen Zwischenfall,“ begann Nia, „ein etwas peinliches Wiedersehen, das einem die Großstadt manchmal bringt. Eine ehemalige Pensionsfreundin, wie man so sagt, aus Lausanne, die dann später hier in Berlin

in schlechte Hände geraten ist. Sie hat sich schon manchmal an mich herangedrängt so wie eben jetzt wieder. Ich bedaure fast, Ihrer freundlichen Einladung gefolgt zu sein."

"Nehmen Sie diese Begegnung nicht tragisch. Jedenfalls soll sie uns den Abend nicht stören. Ich bin nicht abergläubisch, auch wenn mir eine bunte Raze über den Weg läuft. Da war ich einmal auf einer Jagdpartie in Bolivien. Wir mußten über eine öde Salpetersteppe. Man bekommt nämlich auch die schönste Salpetersteppe einmal satt, und so machten wir einen Ausflug in die Cordilleren . . ."

Ria verstand gut zuzuhören, und so verschwand die Demimondäne bald im Dickicht des Waldes am Abhang der Cordilleren, kaum daß ihr seegrünes Kleid noch hie und da zwischen den Stämmen aufleuchtete. Man hörte das Anarren und Tanken der Sättel und des Lederzeuges . . . Der Wein perlte in den Gläsern, und leise schmeichelte die Musik.

"Mein Gott, da sind Sie ja, Herr Wegener. Ich suche Sie seit gestern, ich hatte Ihre Adresse verlegt," unterbrach da plötzlich eine etwas lärmende energische Stimme den Jagdausflug.

Wegener blickte erstaunt auf. „Ach, Herr Generaldirektor . . .!“

„Darf ich einen Augenblick Platz nehmen?“

„Bitte! Generaldirektor Hoffmann — Frau von Brandenstein.“

„Frau von Brandenstein?“

Der Generaldirektor sah nachdenklich zu ihr hinüber. „Könnten wir uns nicht irgendwo einmal begegnet sein?“

„Nicht, daß ich wüßte, Herr Generaldirektor,“ sagte sie lächelnd. „Solange mein Mann lebte, haben wir viel in der Gesellschaft verkehrt, hauptsächlich landwirtschaftliche Kreise. Da wäre es immerhin möglich . . .“

„Sie kommen mir sicherlich bekannt vor,“ sagte der Generaldirektor hartnäckig. „Ich weiß nur nicht, wo ich Sie hinbringen soll. Na einerlei . . . Sagen Sie mal, Herr Wegener, ich habe Ihre Denkschrift vom Reichswirtschaftsministerium erhalten. Ein sehr ernst zu nehmender Vorschlag.“

„Könnten wir darüber vielleicht morgen in Ihrem Büro sprechen? Wann paßt es Ihnen?“ wehrte Wegener ab.

„Gut, sagen wir um neun Uhr,“ schlug der Generaldirektor vor und vermerkte sich die Zeit in seinem Notizbuch. „Aber fuhr er fort, „wo sind auf der anderen Seite die Garantien, daß die Sache glatt läuft? Denken Sie an den Gegensatz zwischen China und Japan, denken Sie an die letzten Unruhen in Shanghai. Die Japaner beuten die Chinesen wirtschaftlich aus und die bolschewistische Propaganda in China wehrt sich dagegen. Und da sollen beide Völker in einer solchen Frage zusammengehen und alles Trennende vergessen?“

„Gewiß,“ Herr Generaldirektor, „wenn es gegen Europa geht“.

„Können Sie sich vorstellen,“ fuhr der Andere fort, „daß Frankreich und Deutschland einer wirtschaftlichen Idee zu Liebe ihren Grenzstreit um geraubtes Land plötzlich abblasen und Hand in Hand gehen, wie Goethe und Schiller auf dem Denkmal in Weimar, oder wie Siemens und Schuckert?“

„Wir sprechen von Asien und nicht von Europa,“ sagte Wegener mit Nachdruck.

„Vielleicht werden übrigens die Nullilöhne bald der Vergangenheit angehören, wenn Amerika China durch das Washingtoner Abkommen den Achtstundentag aufzwingen sollte.“

„Aufzwingen? Herr Generaldirektor,“ sagte Wegener, „woher wollen Sie das wissen?“

„Es hat dieser Tage in der Zeitung gestanden.“

„Ach so,“ sagte Wegener wegwerfend, „die Meldung habe ich allerdings auch gelesen. Das war eine Meldung des „New York Herald.“ Aber solange mir die Chinesen nicht selber erklären, daß sie den Achtstundentag einführen wollen, glaube ich das alles nicht.“

„Die Meldung wies auch auf die Kinderarbeit in den chinesischen Fabriken und Bergwerken hin.“

„Das ist die „penetration humanitaire,“ mit der die Amerikaner in Ostasien moralische Eroberungen machen wollen. Die Amerikaner sollen erst einmal bei sich die Kinderarbeit abschaffen,“ sagte Wegener, „es ist überall dieselbe Komödie.“

„Penetration humanitaire,“ sehr gut, wiederholte der Generaldirektor. „Über gnädige Frau, wir langweilen Sie gewiß mit diesem Fachgespräch.“

„O nein,“ sagte Mia lebhaft, „mich interessiert das alles sehr. Ich habe viel über China gehört von einem Vetter von mir, der Kaufmann in China war.“

„Sie glauben also nicht an das Ende der Kuliarbeit?“

„Vorläufig nicht,“ sagte Wegener. „Was in zwanzig oder dreißig Jahren sein wird, braucht uns heute nicht zu interessieren. Wenn die Chinesen einigen Humor besäßen, so würden sie den Diplomaten in Peking antworten, man werde die Kinderarbeit in den chinesischen Fabriken in demselben Augenblick verbieten, in dem sie auch in den amerikanischen Kohlengruben und Fabriken abgeschafft werden wird.“

„Ich denke, sie ist dort verboten?“

„Auf dem Papier, ja,“ sagte Wegener. „Tatsächlich sind noch heute viele Tausende amerikanischer Kinder in den Bergwerken und in den Fabriken tätig. Ich habe das selber gesehen. Fahren Sie hin, und überzeugen Sie sich selber.“

„Entsetzlich,“ sagte Mia.“

„Und warum wird das Verbot nicht durchgeführt?“

„Weil in demselben Augenblick die Dividenden der Kohlengruben erheblich kleiner würden. Fragen Sie einmal einen Mann von der Presse, ob ein amerikanisches Blatt es riskiert, wirklich ernsthaft gegen die Kinderarbeit zu schreiben. Fragen Sie einen Zeitungsmann und er wird Ihnen schon ein Licht aufstecken.“

„Hier hängt er,“ ertönte da eine sonore Stimme. „Guten Abend, Herr Generaldirektor. Ich suche Sie seit heute Vormittag. Übrigens: Förster! Damit verbeugte er sich gegen Wegener.“

„Wegener,“ und mit einer Handbewegung: „Frau von Brandenstein.“

„Dann haben wir uns also gewissermaßen im Kreis herum gesucht. Ich suchte Herrn Wegener, Sie mich“, sagte der Generaldirektor lachend. „Das wird Sie übrigens interessieren, Herr Dr. Förster. Wir sprachen von China. Herr

Wegener, der lange in China gewesen ist, behauptet, die japanisch-chinesischen Raßbalgereien seien dort nur Fassade."

"Ein Kampfgewühl auf dem vorderen Teile der Bühne. Dahinter wird die wirkliche Politik gemacht," ergänzte Wegener.

Dr. Förster horchte interessiert auf. „Gerade deshalb suchte ich Sie, Herr Generaldirektor. Ich hörte gestern Abend, es bestünde ein Plan, das schwedische Eisenerz, das jetzt für uns ausfällt, durch chinesisches Eisen zu ersetzen. Haben Sie davon gehört?"

„Nur gerüchtweise," sagte der Generaldirektor.

„Herr Gott, ist denn alles hier wie ein Sieb?" dachte Wegener. Wer hat denn da wieder nicht dicht gehalten." Da fiel ihm Thomson ein. Hier war ja ein Journalist, den er für die Baumwollpropaganda suchte.

„Bei welcher Zeitung arbeiten Sie, Herr Dr. Förster?"

„Bei gar keiner. Ich bin der Leiter eines großen Korrespondenzbüros."

„So, es liegt mir daran, in den nächsten Tagen der deutschen und ausländischen Presse eine sehr wichtige Nachricht zu geben. — Nein, bitte, lassen Sie das stecken," sagte Wegener, als der Journalist seinen Notizblock hervorholte. „Hier nicht."

„Um was handelt es sich, wenn ich fragen darf?"

„Um künstliche Baumwolle."

„Ach um die alte Geschichte von Colin Thomson? Übrigens brachte kürzlich ein Blatt wieder etwas darüber. Thomson soll in Deutschland sein."

„Herr Dr. Förster, Colin Thomson ist in Deutschland. Ich habe erst heute Nachmittag mit ihm gesprochen."

„Bitte, Herr Doktor, hier ist der Aschbecher," sagte der Generaldirektor, als der Journalist seine Zigarre an dem Rand seines Weinglases abstrich.

„Das ist außerordentlich interessant. Und davon weiß man nichts."

„Man muß aufpassen, Herr Dr. Förster," sagte Wegener mit Nachdruck. „Aber wenn Sie mir helfen wollen, es liegt

mir viel daran, daß alle deutschen Zeitungen an demselben Tage mit der Sache herauskommen."

„Ein Schlager ersten Ranges," sagte der Journalist. „Ich werde Ihnen die Nachricht gut honorieren."

„Geld spielt keine Rolle in diesem Falle, es geht mir um die Sache. Ich werde Ihnen alles Material geben. Es kommt darauf an, daß kein Blatt zu früh losschießt. Vor allem brauche ich auch die amerikanische Presse."

„Dann kommt nur die „Associated Press" in Frage. Ich werde Sie mit deren hiesigem Vertreter bekannt machen."

„Wann?"

„Wenn Sie wollen, noch heute Abend."

„Heute Abend?"

„Ja, der Vertreter ist am sichersten zwischen 12 und 1 Uhr im „Palais de danse" zu treffen. Er kommt dann vom Dienst und braucht das, wie er sagt, für seine Nerven. Verzeihen Sie, gnädige Frau, solche Intimitäten des Berliner Berufslebens."

„Palais de danse?" wiederholte Ria. „Ich höre den Namen zum ersten Male."

„Ein Tanzpalast in der Behrenstraße," erklärte der Generaldirektor, „wo sich die beste Gesellschaft mit der oft weniger guten der besseren Hälfte der Menschheit trifft, woran man aber beiderseits keinen Anstoß zu nehmen pflegt."

„Also wie denken Sie, Herr Wegener?"

Der warf einen fragenden Blick auf Ria.

„Bitte, Herr Wegener, nehmen Sie auf mich keine Rücksicht."

„Ich hatte mir den Abend eigentlich etwas anders gedacht," meinte Wegener.

„Ich auch," sagte Ria leise und sah ihn fragend an.

„Was so ein paar Gläser Wein aus der stillen Frau machen," dachte Wegener und zögerte.

„Dann nehmen wir einfach ein Auto..." sagte der Journalist.

„... und bringen erst die gnädige Frau nach Hause," ergänzte der Generaldirektor verbindlich.

„Sie sehen," sagte Wegener, „wie des Schicksals Hand
Seeßtern, Su.

mich auch noch nachts in den Dienst zwingt. Übrigens muß ich Ihnen noch die Jagdgeschichte aus den Cordilleren zu Ende erzählen. Den Jaguar haben wir damals übrigens nicht erwischt. Aber man jagt doch auch nur, um zu jagen, so wie man reist, nicht um anzukommen, sondern um zu reisen."

"Vielleicht kommen Sie morgen zum Tee zu mir," sagte sie schelmisch, „dann müssen Sie mir vom „Balais de danse" erzählen."

Die Herren nahmen ein Auto und brachten erst Mia nach Hause.

Eine Viertelstunde später umging sie das lärmende Treiben des Tanzpalastes. Kaum fanden sie noch einen Tisch frei. Dr. Förster machte sich auf die Suche nach dem amerikanischen Journalisten. Er schien noch nicht da zu sein.

Wegener war in der ihm unbekannten Umgebung wortfarg. Der Rhythmus, in dem hier alles mitschwang, machte ihn etwas befangen. Der Generaldirektor trug mit Dr. Förster die Kosten der Unterhaltung allein. Die Musik setzte wieder ein, man trat zum Tanz an. Ein Paar, das am Nebentische gesessen hatte, drängte sich an Wegener etwas brüst vorüber. Der blickte ärgerlich auf. Ein Herr von südländischem Typ und eine Dame in seegrünem Crepe de Chine-Kleide. Sie drehte sich noch einmal um.

„Das ist übrigens Mia's neues Verhältnis," hörte Wegener sie im Weitergehen sagen.

„Mia's neues . . . ?" horchte Wegener auf. „Hatte er das seegrüne Crepe de Chine-Kleid nicht schon irgendwo gesehen? Richtig, das war doch die, von der Mia vorhin im „Rheingold" begrüßt worden war."

Mia . . . ? Wegener hatte ein etwas peinliches Empfinden. Er drehte sich unauffällig nach dem Nebentische um. Dort saß ein Herr mit einer Hornbrille und ein anderer von ausgesprochenem angelsächsischem Aussehen mit einer Orchidee im Knopfloch seines Fracks. Wegener hörte beide leise miteinander englisch sprechen. Ein Dritter, mit dickem, frischem Gesicht kokettierte auffallend mit einer Dame an einem anderen Tisch.

Jetzt kam der Südländer mit der Seegrünen zurück.

Natürlich, es war Ilka, wie Mia sie genannt hatte. Wegener erkannte sie jetzt genau wieder. Sie lächelte ihn etwas aufdringlich an.

Wegener nahm die Weinkarte zur Hand, so daß sie den Schall der Unterhaltung am Nebentisch etwas auffing.

„Haben Sie auch schon gehört, daß Japan in Südamerika Schiffe kauft, Mr. Gilbertson?“, hörte er den Südländer zu dem Engländer mit der Orchidee hinüberfragen.

„Was für Schiffe? Gehört habe ich auch davon,“ versetzte dieser.

„Die „Sao Paulo“ und die „Minas Geraes“.

„Alte Dinger. Die Japaner werden kaum etwas damit anfangen können. Aber darin sind Sie ja Fachmann, Kommodore,“ wandte er sich an seinen Nachbar. „Hören Sie mal einen Augenblick her. Die da drüben ist Ihnen ja ohnehin sicher.“

„Bitte, um was handelt es sich?“

„Die brasilianischen Panzer „Sao Paulo“ und „Minas Geraes“.

„Heute ohne jeden Gefechtswert, ohne Unterwasserschug. Was will Japan zahlen?“

„Weiß nicht. Was sind sie wert?“

„Vielleicht fünfhundert Contos über dem Schrottpreis.“

„Japan soll auch mit Chile verhandeln.“

„Was will es mit den Schiffen?“

„Weiß nicht.“

„Komm, laß uns tanzen!“ drängte Ilka. „Von Geschäften könnt Ihr morgen weiterreden. Übrigens spricht man nicht in einer fremden Sprache, wenn Damen dabei sind.“

„Ich sehe hier keine Damen,“ knurrte der mit der Hornbrille.

Ilka zog ihren Begleiter fort.

„Haben Sie gewählt?“ fragte der Kellner Wegener, der sich plötzlich durch dessen Danebentreten im Schallschatten befand. Wegener bestellte aufs Geratemohl.

Als der Kellner fort war, hörte Wegener den eben als Mr. Gilbertson Angeredeten sagen: „Viel wichtiger als diese

Schiffskäufe scheint mir das zu sein, was der japanische Sondergesandte dieser Tage mitbringt. Er kommt aus Moskau, wo er sich eine Woche aufgehalten hat."

"Wo steigt er ab," fragte der mit der Hornbrille.

Der andere nannte ein Hotel.

"Schade, daß Mia nicht frei ist. Sie arbeitet am zuverlässigsten," fügte er fast unhörbar hinzu.

"Sicher, in wenigen Wochen würde sie zur Verfügung stehen," sagte der mit der Hornbrille. „Wenden Sie sich an Winand, er hat noch eine blonde Teufelin auf Lager, die hängen Sie dem Japaner an."

"Sein Gepäck ist übrigens von Moskau direkt nach Paris expediert. Er wird sich nur kurze Zeit in Berlin aufhalten."

"Woher wissen Sie das von den japanischen Schiffskäufen?"

"Der kleine brasilianische Attaché drüben hat geschwagt. Er ist jetzt längst jenseits von Gut und Böse."

"Große Geheimnisse hat er auch nicht verraten können," mischte sich jetzt der Seemann wieder ein. „Interessanter wäre es zu wissen, wieviel U-Kreuzer Japan baut. Man spricht von acht solchen Schiffen."

"Nein, es baut sechzehn," sagte der mit der Hornbrille.

"Raum denkbar."

"Verlassen Sie sich darauf, ich weiß es."

"Und woher?"

"Auf der Leipziger Messe hat Japan vor einem Jahr einen Auftrag auf vierundsechzig W. G.'s für U-Boote erteilt. Vier mal sechzehn, die Rechnung ist sehr einfach. Als Versandhafen war Triest bestimmt. Die Dinger sind seit einem halben Jahr drüben. Man muß die Augen offen halten, Herr Kommodore."

"Weiß das die amerikanische Botschaft?"

"Ich arbeite nicht für die amerikanische Botschaft und muß es ihr überlassen, sich ihre Informationen, die sie braucht, selber zu besorgen. Bei mir war es nur ein Privatinteresse."

Wegener hatte unauffällig dem Gespräch mit gespannter

Aufmerksamkeit zugehört. Seinen beiden Tischgenossen, die eifrig ihre Beobachtungen über das sie umgebende Treiben austauschten, war sein Schweigen nicht aufgefallen. Jetzt kam Ilka mit ihrem Begleiter zurück. Wieder sah sie zu Wegener hinüber und flüsterte dann mit ihrem Nachbar. Er hörte, daß von Ria die Rede war.

Jetzt kam der Vertreter der „Associated-Press.“ Wegener legte ihm kurz die ganze Angelegenheit dar und bat bis zum Stichtage um völlige Diskretion. Er hatte den Text der ersten Meldung für die Presse bereits kurz skizziert und wollte sie dem amerikanischen Journalisten geben. Er suchte in seiner Briestafche, fand ihn aber nicht.

Da erinnerte er sich, er könne ihn daheim auch auf dem Schreibtisch haben liegen lassen, oder hatte er ihn verloren? Ein unbehagliches Gefühl erfaßte ihn. Konnte er noch in seiner Wohnung anrufen, um sich Gewißheit zu verschaffen? Ria hatte sich wahrscheinlich schon zur Ruhe gelegt. Drei Viertelstunden waren sie jetzt hier.

Wegener ging in die Telefonzelle und ließ die Verbindung herstellen. Die Leitung war besetzt. Wegener sah nach der Uhr, es war dreiviertel Eins. Was hatte Ria noch so spät zu telefonieren?

„Nein, Fräulein, ich werde hier warten und werde gleich wieder anrufen.“

Wegener wartete endlose Minuten. Bei solchem Warten schärften sich die Sinne. In der Nebenzelle sprach jemand. Wegener hörte genauer hin und konnte jetzt sogar den Andern verstehen.

„. . . wir müssen unbedingt die Tage ausnützen, wenn der Japaner hier ist. Hängen Sie ihm irgend eine Dame auf, die ihn dann irgendwo festhält. Wir müssen unterdessen seine Korrespondenz durchsehen. Ich habe einen Mann zur Hand, der japanisch versteht. Welche Dame soll die Sache übernehmen, Herr Winand? . . . So, die Blonde? Sie geht wohl als Schwedin?“

Jetzt setzte die Musik draußen wieder ein und übertönte die leisen Schallwellen von nebenan.

Wegener ließ die Verbindung nach seiner Wohnung nochmals herstellen. Ria war sofort am Apparat.

„Ach verzeihen Sie, gnädige Frau, daß ich Sie so spät noch einmal bemühe. Es kommt mir darauf an festzustellen, ob ich einen Zettel, der die Aufschrift trägt: „Für New York“, auf meinem Schreibtisch habe liegen lassen.“

„Warten Sie einen Augenblick . . . Ja, Sie haben Glück, hier liegt er. Es ist übrigens ein Zufall, daß Sie mich noch wach finden. Ich hatte noch etwas gelesen.“

Dann spricht sie also von meinem Apparate und nicht vom Flur aus, dachte Wegener. Mit wem vorher und so lange? Was sollte das heißen?

Da kam ihm ein Einfall. „Gnädige Frau, denken Sie das merkwürdige Zusammentreffen, an dem Tisch neben uns sitzt die Dame, die Sie heute Abend im „Rheingold“ begrüßte.

„Ach, Ilka Stahlberg. Sehen Sie sich nur als unbeschützter Junggefelle vor, Herr Wegener. Im übrigen: Gute Nacht!“

Jetzt legt sie den Hörer hin und sieht auf Hildes Bild, dachte Wegener. Gut vier Wochen war er ohne jede Nachricht von Hilde. Als ob sie das Weltmeer verschluckt hätte.

Beim Verlassen der Telefonzelle traf er mit dem Herrn aus der Nebenzelle zusammen. Es war der mit der Orchidee. Beide maßen sich mit einem kühlen Blick.

Als er wieder an seinem Tische saß und den amerikanischen Journalisten auf den folgenden Tag vertröstete, bemerkte er, daß Ilka mit ihrem Begleiter verschwunden war.

Schade, dachte Wegener. Ich wäre jetzt gerade auf mein Ziel losgegangen und hätte sie nach Ria gefragt.

Partant pour la Syrie.

Die Wunde von Balmyra brannte tief im französischen Ehrgeiz. „Ein asiatisches Sedan,“ hatten englische Blätter die Kapitulation des französischen Korps genannt. So empfand man auch diese Niederlage in ganz Frankreich. Revanche für Balmyra! haßte es von Boulogne bis Marseille und von Brest bis an die Ostgrenze. Neue Truppen wurden überall ausgerüstet, um von Alexandrette aus den Feldzug von neuem zu beginnen. Die Flotte lag in den Mittelmeerhäfen, um die Transportdampfer zu geleiten. Dabei schwelte noch immer der Brand in Nordmarokko. Hier stopfte man die Lücken in der Front mit der Legion und aus dem anscheinend unerschöpflichen Reservoir der schwarzen Armee. Nur daß stets, wenn man eine Lücke ausgefüllt hatte, eine neue wieder aufriß. Marokkanische Regimenter mußten wieder ausgewechselt werden, weil sie im Kampfe versagt haben sollten. Man stellte sie für den Abtransport nach Syrien bereit. Es blieb aber bei der Absicht, denn die Marokkaner weigerten sich, gegen Befenner des Islam zu marschieren.

Der Kern des neuen Expeditionskorps für Syrien sollte deshalb aus etwa 80 000 Mann schwarzer Truppen bestehen. Der Tag der Einschiffung der ersten fünf Negerregimenter in Marseille war bereits festgesetzt, aber die dichten Menschenmassen auf den Straßen warteten vergebens und wurden unruhig, als sie sich um das glänzende Schauspiel der Verfrachtung des schwarzen Kanonensutters betrogen sahen. Dann flog eine Nachricht durch alle Straßen! Die Negerregimenter weigern sich abzumarschieren. Das alte Siegeslied, unter dem einst Bonapartes Armeen zum syrischen Feldzug ausgerückt waren, war umsonst von den Militärkapellen gespielt worden. Auf den Kasernenhöfen

standen die Neger Gewehr bei Fuß und wollten nicht abrücken. Die Regimentskommandeure berichteten, im Büro des Stadtkommandanten rasselten die Telefone und ebenso im Kriegsministerium in Paris. Von dort kam der strikte Befehl: Die meuternden Truppen dezimieren! Die Führer an die Wand stellen! Es ging um Sein und Nichtsein. Vor den Augen der Regimentsfronten sollten 200 schwarze Soldaten, die man wahllos aus den Kolonnen herausgegriffen hatte, erschossen werden. Die Exekutivkommandos schossen in die Luft. Man hatte den Bogen überspannt. Man ließ weiße Bataillone die Kasernenhöfe besetzen und vollzog den Justizakt. 200 Neger wurden an Ort und Stelle eingescharrt. Die Front der schwarzen Truppen sah unbeweglich zu. Ein neuer Befehl zum Abrücken vom Kasernenhof nach dem Hafen blieb ohne Erfolg. Man verhängte die Zensur über die südlichen Küstenplätze, das Wichtigste drang dennoch nach außen. Man mußte die Abfahrt der Truppentransportschiffe verschieben, da es vor einigen Kasernen schon zu Gefechten zwischen schwarzen und weißen Truppen gekommen war. Die schwarze Armee verschanzte sich in den Kasernen, und als man sie auszuhungern versuchte, unternahm sie Blünderungszüge in die Stadt, bis man ihnen wieder ihre Rationen zukommen ließ.

Die Stimmung in Paris war auf dem Siedepunkt. Man fühlte seiner Hand eine Waffe entgleiten, mit der man der Welt gebieten zu können geglaubt hatte. Der französische Volksgeist sucht stets nach Schuldigen, aber niemals bei sich selber. Auch hier mußten angebliche „deutsche Intrigen“ herhalten, so wie einst in Nordmarokko, wo man sich den Widerstand der Risskabylen nur durch eine heimliche Unterstützung von deutscher Seite erklären zu können meinte. Dann schlug die Stimmung um. Vielleicht auf einen Wink von Quai d'Orsay aus. Wer war der Gegner bei Faschoda gewesen? Wer hatte Abd el Krim mit Waffen und Geld versorgt? Wer hatte den Gegner bei Palmyra unterstützt? Wem verdankte man diese Niederlage? Die Stimmung wandte sich gegen den „Verbündeten“ jenseits des Kanals. Die Panzergeschwader

aus Toulon, die die Transportschiffe nach Alexandrette hatten geleiten sollen, kehrten unter dem Vorwand bevorstehender Flottenmanöver nach den Nordhäfen zurück, und an der ganzen Küste wurden die Flugzeuggeschwader verstärkt. Einzelne Häfen wurden unauffällig für den Passagierverkehr gesperrt. Überall entdeckte man plötzlich englische Spione. Die gut disziplinierte englische Presse schwieg.

*

Am Tage der großen Interpellation in der französischen Kammer wurde die Welt mit der Kunde von Thomsons Erfindung überrascht. In den Artikeln der deutschen Presse wurde erklärt, daß die künstliche Faser bereits zu ansehnlichen Partien von Webstoffen verarbeitet sei, die versandbereit dalägen. Die Bremer Baumwollbörse reagierte auf die Mitteilung mit einem gewaltigen Kurssturz. Man wunderte sich, daß die Panik sich nicht stärker in New York auswirkte. Aber man schien dort vorbereitet gewesen zu sein, denn um die Stunde des Kurssturzes in Bremen erschien eine offizielle Erklärung aus Washington in der amerikanischen Presse, in der gesagt wurde, daß man dieses neue Dumping der deutschen Textilindustrie wohl abzuwehren wissen werde. Einer Überschwemmung des Weltmarktes mit billigen Collinastoffen, deren wirkliche Qualität ja erst noch festzustellen sei, werde man einfach dadurch begegnen, daß man auf fremden Märkten einstweilen unter dem deutschen Preise bleiben werde. So könne die Collina nur einen Augenblickserfolg haben. Im übrigen werde das gemeinsame Interesse aller baumwollbauenden Länder dazu führen, dieses deutsche Dumping durch entsprechende Einfuhrzölle unwirksam zu machen. Ein außerordentlicher Baumwollkongreß aller dieser Staaten werde in etwa zwei Monaten stattfinden. Damit blieb die New Yorker Börse vor solchen Erschütterungen, wie sie Bremen erlebte, bewahrt.

Nur die Kundigen hörten die ernste Sorge zwischen den Zeilen dieser beruhigenden Erklärung durchklingen. Da erwuchs eine neue Schicksalsfrage hinter der amerikanischen Abwehrfront. Mit einer Schnelligkeit, die den Verdacht,

daß hier eine fremde Hand im Spiele sei, immer mehr bestärkte, war plötzlich eine neue Bewegung da, die unter der Flagge Return to Afrika! die ganze Masse der Negerbevölkerung in den Südstaaten ergriff. Mit einer Ungeniertheit und Offenheit, die das Vertrauen auf den Erfolg dieser Bewegung deutlich erkennen ließ, wurde die Frage erörtert, daß die gesamte Masse der amerikanischen Neger in ihre alte Heimat zurückkehren solle, um dort im Dienste der Parole „Afrika den Negern“ die wirtschaftlichen Kräfte des ganzen Kontinents zu organisieren und mit den Vorarbeiten für eine Industrialisierung des schwarzen Erdteils sofort zu beginnen. Überall bildeten sich auf amerikanischem Boden Verbände, die, Hand in Hand mit der äthiopischen Bewegung gehend, plötzlich die schwarze Gefahr für Nordamerika zu einem akuten Problem machten.

Was sollte aus der Baumwollwirtschaft der Südstaaten werden, wenn die schwarzen Arbeiter, für deren Befreiung der Norden einst vier Jahre gekämpft hatte, das Feld räumten und die Plantagen verließen? Mit weißen Arbeiterlöhnen erzeugt, würde die amerikanische Baumwolle nirgends mehr konkurrenzfähig sein, und das machte auch die billige deutsche Kunstfaser jetzt wirklich bedrohlich.

Der Berliner Vertreter der „Associated-Press“ hatte den amerikanischen Botschafter um ein Interview gebeten.

„Nein, offiziell möchte ich mich nicht äußern,“ hatte der Botschafter gesagt. „Privatim kann ich nur sagen, daß ich kein Mittel sehe, unsere Neger auf amerikanischem Boden zurückzuhalten, wenn die Bewegung wirklich echt und nicht ein Bluff von irgend einer Seite ist, die ich noch nicht kenne.“

„Denken Sie aber, fünf Millionen Neger, die sich in Marsch setzen wollen.“

Der Minister wehrte ab. „Sie haben gesehen, wie die Türken und Griechen nach dem letzten Kriege eine Umsiedlung großen Stils vollzogen haben. Es hat sich um zwei Millionen Menschen gehandelt. Solche Konsolidierungen der Rassen und Völker werden wir künftig noch mehr erleben. Ich glaube, wir werden unsere Neger sehr bald verlieren. Solche Bewegungen sind unaufhaltsam. Es fragt

sich nur, woher wir Plantagenarbeiter als Ersatz bekommen. Thomsons Kunstfaser kommt gerade im unrichtigsten Moment, und dabei ist der Mann Amerikaner. Wäre der verdammte Kerl doch damals wirklich in die Luft geflogen. Jetzt müssen wir sehen, aus einer schlechten Sache das Beste zu machen."

*

Bei der Interpellation in der französischen Kammer wand sich der Ministerpräsident wie ein geölter Aal. Man dämpfte jedes unfreundliche Wort gegen England und ließ nur die Kommunisten toben. Schließlich einigte man sich auf eine Tagesordnung, deren Spitzen und Ranten man sorgfältig mit Watte umwickelt hatte. Um aber der öffentlichen Meinung etwas zu bieten, ließ man den überspannten Dampf nach einer anderen Richtung abblasen und beschloß mit einem deutlichen Blick nach Deutschland, dem man dadurch jedes Material für die Waffen- und Munitionsfabriken entziehen wollte, ein Ausfuhrverbot für französisches Eisen und Eisenerz. Da im schwedischen Reichstag die angekündigte Ausdehnung des schon seit Jahrzehnten bestehenden Ausfuhrverbotes für phosphorarme Erze auch auf phosphorreiche in den nächsten Tagen zu erwarten war, glaubte man so den Gegner im Osten matt gesetzt zu haben.

*

Am Abend desselben Tages war Wegener wieder beim Reichswirtschaftsminister. Die gespannte politische Situation und das eben durch Extrablatt bekanntgegebene französische Ausfuhrverbot für Eisen und Eisenerz hatte der ganzen Frage ein anderes Gesicht gegeben. Der Minister begrüßte Wegener sehr herzlich.

„Sie kommen zur rechten Stunde, Herr Wegener. Der Erfahrungssatz, daß sich manche Dinge durch einfaches Liegenlassen von selber erledigen oder zur Entscheidung reif werden, bewährt sich hier wieder einmal. Wir wollen das Anerbieten Ihrer Auftraggeber, Deutschland das Monopol des Bezuges asiatischen Eisens einzuräumen, annehmen. Vor einer Stunde ist in einer letzten Besprechung zwischen

mir und Vertretern der deutschen Industrie die Entscheidung in diesem Sinne gefallen. Aber," fuhr er fort, „und hier kommen unsere Bedenken: Wieviel Eisen und Stahl wird uns Asien liefern können? Wie wird sich ferner England zu dem Export indischen Eisens stellen? Wird es indisches Eisen und indischen Stahl überhaupt herauslassen? Wir müssen wissen, auf welche Mengen wir bestimmt rechnen können. Und weiter wissen Sie, daß Amerika und England gegenüber der neuen Baumwollfaser, über die Sie ja genau unterrichtet sind, schon jetzt mit Antidumpingzöllen vorgehen wollen. Wir müssen damit rechnen, daß sich wieder eine drohende Welle wirtschaftlichen Hasses gegen uns richten wird. Was aus dem französisch-englischen Konflikt werden wird, können wir nicht wissen. Aber nach allen bisherigen Erfahrungen müssen wir befürchten, daß wir Deutschen schließlich die Beche zu bezahlen haben werden.“

„Ich werde mich noch heute Abend mit meinen Auftraggebern in Verbindung setzen und hoffe, Ihnen morgen die Antwort überbringen zu können.“

„Gut," sagte der Minister, „um 11 Uhr. Die Antwort wird für uns entscheidend sein. Müssen wir doch, da uns die französischen und schwedischen Lieferungen gesperrt werden, darauf sehen, schnell Ersatz zu bekommen, bevor unsere Vorräte im Lande aufgebraucht sind.“

*

Als Wegener dem chinesischen Gesandten über den Verlauf seiner Unterredung im Reichswirtschaftsministerium berichtete und auf die Bedenken wegen der Lieferung der nötigen Mengen Eisen und Stahl an die deutsche Industrie hinwies, erklärte er ihm mit auffallender Bestimmtheit: „Herr Wegener, machen Sie sich keine Sorgen, Sie werden schon morgen voraussichtlich eine ganz bestimmte Erklärung von unserer Seite in der Hand haben.“ Woher diese Sicherheit? Und Morgen? Um 11 Uhr sollte er bei dem Minister sein.

Wegener suchte ein naheliegendes Kaffeehaus auf und sah schnell die Nachmittagsblätter durch. Als er von seiner Lektüre aufblickte, sah er, wie ein Herr und eine Dame

gemeinsam das Kaffee betraten. Der Herr nahm an seinem Tische Platz, die Dame — mein Gott, welche Ähnlichkeit mit Hilde! dachte Wegener, aber das ist ja unmöglich — setzte sich an einen Tisch am Fenster. Sie sah ein paar mal zu ihm herüber, aber ihr Blick galt doch wohl seinem Nachbar. Dann verdeckte ihm ein wippendes Zeitungsblatt das Gesicht der Dame. In dem Durcheinander des stark besuchten Lokales verlor er sie schließlich aus den Augen. Warum Hilde ihn nur ganz ohne Nachricht ließ? Alle seine Telegramme und Briefe waren ohne Antwort geblieben.

Wegener sann vor sich hin und blickte überrascht auf, als er Ria zusammen mit einem Herrn, der eine große Hornbrille trug, dicht an seinem Tisch vorbeigehen sah. Eine flüchtige Erinnerung huschte durch Wegeners Gedanken. Hatte er den mit der Hornbrille nicht am Abend im „Palais de danse“ gesehen? Ria und der mit der Hornbrille nahmen weiter hinten im Lokale Platz. Der Herr, der neben Wegener bisher seine Zeitung gelesen hatte, zahlte und ging. Wegener griff wieder zu den Zeitungen. Da fiel ein Schatten auf das Blatt.

„Sie erlauben wohl, Herr Wegener, daß ich hier Platz nehme.“

Beim Ton dieser klangvollen Stimme, die er aus Tausenden wieder erkannt hätte, fuhr Wegener zusammen. Hilde Buchwald stand vor ihm.

„Über Hilde! Woher so plötzlich? Und ohne mich irgendwie zu benachrichtigen? Da bist Du also doch die Dame gewesen, die da drüben saß?“

„Ich habe mich auch gewundert, daß Du nicht gleich zu mir kamst?“

„In der rauchigen Luft hier habe ich Dich wirklich auf die Entfernung nicht erkannt.“

„Du scheinst mich überhaupt etwas vergessen zu haben, Reinhold, warum hast Du mir nie geantwortet?“

„Geantwortet? Auf was?“

„Auf vier Telegramme und zwei Briefe.“

„Ich habe nie etwas von Dir erhalten.“

„Wirklich, Reinhold? Dann wirst Du wahrscheinlich

auch die Karte, die ich Dir gestern Abend schrieb, nicht erhalten haben.“

„Ich weiß von keiner Karte.“

„Nun vielleicht erhältst Du sie noch nachträglich.“

„Was soll das heißen, Hilde? Warum bist Du plötzlich hier?“

„Ich bin schon seit vier Tagen in Berlin.“

„Ohne es mich wissen zu lassen?“

„Lassen wir das, Reinhold.“

„Und nun Hilde, sei mir herzlich willkommen.“

„Das hattest Du vorher vergessen, mir zu sagen.“

„Ich war vollständig überrascht.“

„Wenn Du Deinen eigenen Gedanken nachgehst, vergißt Du die Umwelt um Dich ja stets. Aber vielleicht hast Du mir doch manchmal einen Gedanken geschickt, oder bist Du schon so intim mit der Dame da drüben, mit — Frau Ria von Brandenstein?“

„Und woher kennst Du sie, Hilde?“

Hilde antwortete nicht.

„Weißt Du, Reinhold,“ sagte sie nach einer Pause, „wir könnten sie eigentlich gleich mal fragen, wo die Karte geblieben ist, die mit der Mittagspost in Deiner Wohnung gewesen sein muß.“

„Warum willst du es wissen?“

„Wollen wir nicht mal zusammen zu ihr hinübergehen?“

„Unter welchem Vorwand, Hilde?“

„Ich möchte Frau Ria von Brandenstein gern kennen lernen. Ihr Nachbar da drüben am Tisch ist übrigens ein alter Bekannter von Dir.“

„Ein alter Bekannter?“ fragte Wegener völlig überrascht.

„Ja, Reinhold. Nimm ihm mal in Gedanken die Brille ab und decke die Schußverletzung unter seinem linken Auge zu, und dann denke mal an meinen Tischnachbar auf der Fahrt von New York nach Cuxhaven.“

„Mr. French?“

„Sawohl, Reinhold. Mr. French. Seine Maske täuscht mich nicht. Ihr Männer habt ja für so etwas keine Augen.“

„Und was hat er mit Frau von Brandenstein zu tun?“

„Das eben möchte ich wissen, oder vielmehr feststellen lassen. Wer Frau Ria von Brandenstein selber ist, weiß ich bereits.“

„Und woher, Hilbe?“

„Ich bin seit vier Tagen in Berlin, Reinhold, und habe mich etwas näher für Deine neue Umgebung interessiert.“

„Und Frau von Brandenstein?“

Hilbe zog ihr Notizbuch und blätterte darin. „Ria,“ sagte sie lächelnd, „ist ein sehr schöner Name und Brandenstein auch. Den Adel hat sie sich aus eigener Machtvollkommenheit zugelegt. Ria von Brandenstein heißt ursprünglich Maria Hedwig Müller, sie ist Agentin eines Spionagebüros, das unter der Firma eines Heiratsvermittlungsbüros geht und von einem gewissen Winand geleitet wird. Ist es nicht ganz interessant, Reinhold, in welche Falle Du hineingegangen bist? Um der Spionage zu entgehen, wird man Untermieter einer Spionin. Deshalb sind die vier Telegramme, deren amtliche Durchschläge auf dem Telegraphenbüro zu Deiner freundlichen Einsicht bereit liegen, und zwei Briefe von mir nicht angekommen, d. h. Maria Müller hat sie abgefangen und hat sie ihren Auftraggebern, deren einer drüben neben ihr sitzt, ausgeliefert. Meine Karte von gestern Abend wird sie wohl noch bei sich haben, um sie denselben Weg gehen zu lassen. Nicht wahr, du staunst, Reinhold, was eine Frau in vier Tagen nicht alles fertig bringt, wenn sie an einer Sache interessiert ist . . .“

„Aufrichtig gesagt, ja, Hilbe. Wenn alle Stricke reißen sollten, kannst du ein Detektivbüro aufmachen.“

„Ich wäre dann um meine Existenz gänzlich unbesorgt. Und nun Reinhold, wollen wir die letzten Aufräumarbeiten machen. Das andere wird dann der Herr erledigen, der eben hier neben Dir saß und jetzt drüben die Beiden im Auge behält. Ich brauche Dir wohl nicht zu sagen, daß es ein Kriminalbeamter ist.“

„Deshalb sahst Du so oft zu ihm herüber, dort vom Fenster her?“

„Ich sah zu Dir herüber, Reinhold.“

„So dumm wie in diesem Moment bin ich mir in meinem Leben noch nicht vorgekommen, Hilde,“ sagte Reinhold. „Wie ein Schulbube, der einen dummen Streich gemacht hat und sich nicht mehr helfen kann.“

„Na komm nur, Reinhold, das alles können wir nachher besprechen. Komm, wir tun so, als ob wir jemand hier suchen. Da mache ich Dich auf Mr. French aufmerksam.“

Sie gingen dicht neben dem Tisch, an dem Mia mit ihrem Gefährten saß, vorüber. Hilde blieb stehen. „Ach,“ sagte sie, „Herr Wegener, ist das nicht unser Fahrtgenosse vom Sapagdampfer, Mr. French?“

„Richtig!“ sagte Wegener etwas unsicher.

„Ach, Mr. French,“ rief Hilde erstaunt aus und trat auf ihn zu.

„Sie müssen sich irren, gnädige Frau,“ sagte der mit der Hornbrille. „Meine Name ist Bainbridge.“

„Lassen Sie doch die Komödie, Mr. French, ich erkenne Sie auch mit Ihrem Granatsplitter von Opern und Ihrer Hornbrille wieder. Ein Frauenauge täuscht solche Maskerade nicht. Wir sind doch alte Bekannte. Vielleicht erlauben Sie, daß Herr Wegener und ich hier einen Moment Platz nehmen. Wollen Sie uns der Dame vorstellen?“

Mr. French machte Mia mit den beiden bekannt. Nach ein paar Minuten ging Hilde auf ihr Ziel los.

„Was für eine entzückende Handtasche Sie haben, gnädige Frau. Erlauben Sie sie mir einen Augenblick? Wo haben Sie die gekauft? Ach, in Hamburg? Bevor Sie Herrn Wegener damals kennen lernten?“

Mia sah Hilde betroffen an. „Hat Herr Wegener Ihnen erzählt . . .?“

„O nein, das ist nicht mehr nötig. In Hamburg haben Sie also das Täschchen gekauft? Ach nein, lassen Sie es mir einen Augenblick, gnädige Frau, ich möchte Herrn Wegener nur die Karte geben, die Sie sicher für ihn mitgenommen hatten. Sehen Sie, wie recht ich hatte. Hier ist sie ja.“

French war aufgesprungen. „Aber bitte, gnädige Frau, eine solche Indiskretion!“

„Nehmen Sie ruhig wieder Platz, Mr. French, das ist eine Angelegenheit, die zwischen Frau von Brandenstein, oder sagen wir lieber: Fräulein Müller — denn der Adelerer von Brandenstein ist doch erst einige Wochen alt — und mir spielt. Sie finden das dreist von mir, Fräulein Müller? Ach vermeiden Sie doch solche Ausdrücke. Wenn wir die Sache nicht ruhig unter uns erledigen wollen, würde ich den Herrn, der dort am Nebentische sitzt, bitten, das zu tun, was ich jetzt tue, nämlich eine an Herrn Wegener gerichtete Karte dem Adressaten auszuliefern. Bleiben Sie ruhig sitzen, Mr. French, Sie können nicht mehr an Herrn Winand telefonieren, denn seine Leitung ist seit zwei Stunden von der Behörde gesperrt. Und nun, Mr. French und Fräulein Müller, möchte ich Sie bitten, sich hier unauffällig von Herrn Wegener zu verabschieden, denn Sie werden ihn vorläufig nicht wieder sehen. Der Herr hier am Nebentisch — ja Sie sehen auf den richtigen Herrn — wird Sie jetzt zu einer kleinen Autofahrt einladen, gegen die Sie sich bitte nicht sträuben wollen. Es sind nämlich noch andere Herren in der Nähe, die sich für diese Angelegenheit interessieren. Sie wollen wissen, weshalb Sie verhaftet werden, Mr. French? Wegen Spionage. Und Frau von Brandenstein — der Name mag heute noch gelten — wegen Beihilfe zur Spionage und wegen anderer Dinge, die mich hier nicht weiter interessieren.“

French starrte böseartig vor sich hin, ergab sich aber in sein Schicksal. Die Hauptaufgabe, deretwegen er nach Deutschland gekommen war, hatte er ja erledigt. Man hatte drüben Thomsons Schlag einstweilen abgefangen, und der deutschen Industrie das asiatische Eisen zu sperren, war jetzt Aufgabe anderer. Etwas fassungsloser war Mia, die ein paar Tränen der Wut fortwischte.

„Darf ich die Herren bekannt machen,“ sagte Hilde, „Mr. French, Frau von Brandenstein — Herr Kommissar Günther, der das Weitere in die Hand nehmen wird. Auf Wiedersehen Mr. French, auf Wiedersehen, Fräulein Müller.“

„So“, sagte Hilde, „das wäre erledigt. Das hättest Du auch schon früher haben können, wenn Du Dich nach dem Vorleben der Frau von Brandenstein und dem Ursprung

ihrer Tätigkeit erkundigt hättest. Polizeiakten sind schließlich für den, den sie angehen, nicht unzugänglich.

„Gilde, ich staune über Dich.“

„Was tut man nicht für jemanden, den man nun einmal gern hat. So, jetzt komm. Mir ist sehr nach frischer Luft zumute. Unterwegs erzählst Du mir von dem Stande Deiner Angelegenheiten. Wenn ich mir auch nach dem, was sich in der Welt jetzt abspielt, ungefähr denken kann, wie alles zusammenhängt.“

Und dann im Auto erzählte Wegener und schilderte den kritischen Moment, in dem sich alle Dinge jetzt befanden. „Morgen soll ich dem Wirtschaftsministerium die letzte Antwort wegen der Eisenlieferung bringen,“ schloß er. „Auf der chinesischen Gesandtschaft tut man sehr zuversichtlich. Ich vermag diese Zuversicht aber nicht ganz zu teilen. Ich sehe ein brandendes Meer politischer Leidenschaften, von dem wir willenlos hin- und hergetrieben werden. Deutschland ist ein Spielball fremder Willkür.“

Wetterleuchten.

Eine Stunde später saß Wegener mit Hilde beim Abendessen. Es war noch recht früh, und infolgedessen war der große Saal des Hotels ziemlich leer.

„Ich komme mir vor,“ sagte Wegener, „wie Robinson, der sich aus einem Schiffbruch auf eine einsame Insel gerettet hat.“

„Nun, hoffentlich vergönntst Du mir auf dieser Insel auch ein bescheidenes Plätzchen.“

„Ich möchte Dich nie wieder von mir lassen, Hilde.“

„Wirklich, Reinhold?“ Und die großen grauen Augen blickten ihn forschend an.

Dann sprachen sie wieder von Tus Blänen.

„Merkwürdig,“ sagte Wegener, „wie sonst sehr intelligente Industrieführer immer nur die Fassade sehen und niemals die Dinge, wie sie wirklich sind. Immer höre ich dieselbe Antwort. Man verweist mich auf den ersten Streik in Shanghai und den chinesischen Boykott, der sich vornehmlich gegen England und Japan richtete. Niemand kann sich anscheinend zu der Auffassung aufschwingen, daß die Völker Asiens gemeinsamen Rassefragen und großen politischen Aufgaben zu liebe einmal vorübergehend den wirtschaftlichen Wettkampf vergessen können. Auch 1914 bauten unsere politischen Beamten auf den jahrhundertlangen Gegensatz zwischen Frankreich und England. Auch damals stimmte unsere Rechnung nicht.“

Hildes Blick ging an Wegener vorüber. „Sag mal, Reinhold,“ begann sie, „Du bist doch lange drüben gewesen. Kann man eigentlich Chinesen und Japaner auf den ersten Blick unterscheiden?“

„Darauf ist schwer zu antworten, Hilde. Im allgemeinen ja. Aber ein japanischer Oberst erzählte mir einmal, er als

Japaner habe das auch immer geglaubt. Da hat man chinesische Soldaten in ein japanisches Lehrbataillon eingestellt, und jenem Obersten ist es dann bei einer Besichtigung nach einem Vierteljahr tatsächlich unmöglich gewesen, die Chinesen in der Front, wobei allerdings die gleichmäßige Uniform mitsprach, unter den Japanern herauszufinden."

„Reinhold, sieh Dich mal jetzt nicht gleich um, aber da drüben ist das ein Chineser oder Japaner?"

Wegener blickte nach einer Weile unauffällig hinüber.

„Nun," fragte Hilde gespannt, „Chineser oder Japaner?" Als Wegener nicht antwortete, sagte sie: „Aber was hast Du, Reinhold, Du bist ganz blaß geworden? Was ist Dir? Ist Dir nicht wohl?"

„Ich habe dem Schicksal der Welt ins Auge gesehen."

„Dem Schicksal der Welt? Was heißt das? Ich verstehe das nicht."

„Denke Dir," sagte er leise, „Du sähest Dich hier um, und hinter Dir am Tische säße Napoleon. Wie würde Dir zumute sein?"

„Napoleon? Reinhold, jetzt verstehe ich Dich garnicht. Und was hat Napoleon mit diesem Chinesen oder Japaner hinter Dir zu tun?"

„Es ist Fu," sagte Wegener leise, „Fu, der Gildeführer. Er ist plötzlich hier. Ich weiß nicht weshalb." Und für sich dachte er: Deshalb also die sieghafte Zuversicht auf der chinesischen Gesandtschaft vorhin.

„Wenn Du zu ihm hingehen willst, nimm bitte auf mich keine Rücksicht."

Wegener dachte daran, daß Fu ihm gesagt hatte: Wenn wir uns irgendwo einmal unvermutet sehen sollten, so kennen Sie mich nicht und warten auf ein Zeichen von mir.

„Nein, bitte räumen Sie ab," sagte er zu dem Kellner. „Nehmen Sie alles fort. Oder nicht, Hilde?"

„Nein, Reinhold, laß nur. Ich mag auch nicht mehr. Fu sieht übrigens hierher. Willst Du nicht hinübergehen?"

Wegener erhob sich und ging an Fu's Tisch vorüber. Ihm war zumute, als seien ihm die Stiefelsohlen mit

Blei ausgegossen. Ein paar leise chinesische Worte verständigten ihn. Als er Hilde wieder gegenüber saß, sagte er: „Du wirst gleich herüberkommen. Auch Du wirst ihn kennen lernen.“

Dann stand der Gildenfürher plötzlich neben ihm und redete ihn englisch an.

„Hilde, darf ich Dir einen alten Bekannten aus Shanghai vorstellen? Er ist jetzt Handelsdelegierter hier bei der chinesischen Gesandtschaft.“

Fu holte seine Aktentasche von seinem Platz herüber und saß dann zwischen den Beiden an dem kleinen runden Tisch. Man war außer Hörweite der wenigen Gäste in dem Saale des Hotels.

„Sie dürfen es einem alten Chinesen nicht übel nehmen,“ sagte Fu verbindlich zu Hilde, „wenn er mit einem Freund seines Landes zunächst ein paar Worte in unserer Landessprache spricht.“

„O bitte sehr,“ sagte Hilde, „das begreife ich vollkommen.“

Fu war mittags mit dem Flugzeug in Berlin eingetroffen.

Sollte der japanische Sondergesandte aus Moskau auf der Durchfahrt nach Paris nicht auch gestern oder vorgestern in Berlin sein? Wegener fiel das Telefongespräch in dem „Palais de danse“ ein, und er erzählte Fu davon.

„Das hat sich schon erledigt,“ sagte der Gildenfürher. „Meinem japanischen Kollegen hat man ein blondes Mädchen aufgehängt, das ihn abends in einem Restaurant festsetzte. Inzwischen wollte man seine Korrespondenz durchstöbern. Das ist unangenehm, auch wenn man vorgesorgt hat, daß nichts zu finden ist. Ein paar Dju-Ditschu-Griffe brachten die beiden Herren, die sich während der Abwesenheit des Gesandten für seine Korrespondenz interessierten, lautlos zur Strecke. Dieser Herr Winand, ein sehr intelligenter und brauchbarer Mensch, ohne eine Spur von Gewissen, reiner Geschäftsmann, ist heute früh verhaftet. Es ist übrigens ein Mitarbeiter von Ihrem Freunde French vom amerikanischen Antidumpingdienste.“

„Auch Mr. French ist inzwischen gut aufgehoben,“ warf Hilde dazwischen, die der letzten englisch geführten Unter-

haltung gefolgt war. „Mr. French habe ich vor zwei Stunden mit seiner Mitarbeiterin, einer Frau von Brandenstein, bei der mein Freund, Herr Wegener, eine zeitlang Wohnung genommen hatte, den Händen der Polizei übergeben.“

Der Gildenführer lächelte verbindlich. „Ganz allein, Fräulein Buchwald?“

„Ja, eigentlich ganz allein. Herr Wegener hatte vergessen, mich rechtzeitig zur Mitarbeit auf diesem auch mir ziemlich neuen Gebiet zu veranlassen. Jetzt ist die Luft rein.“

„Herr Wegener, Sie hätten sich in dieser Sache bei der chinesischen Gesandtschaft erkundigen können,“ sagte Fu. „Übrigens ist es für eine Dame sehr unangenehm, Briefe, die sie an einen Herrn geschrieben hat, der ihr persönlich nahe steht, in fremden Händen zu wissen. Darf ich mir erlauben, Fräulein Buchwald, Ihnen diese Briefe, die wir dann wieder Mr. French fortgenommen haben, zu übergeben?“ Und er entnahm seiner Aktenmappe zwei Briefe mit der Adresse Wegeners.

„Wir spielen jetzt ein großes Spiel,“ sagte dann der Gildenführer mit Nachdruck. „Morgen früh um acht Uhr, Herr Wegener, werden Sie alles Nähere von unserer Gesandtschaft erfahren. Sie müssen mir aber erlauben, daß ich mich jetzt von Ihnen verabschiede.“

„In diesen Händen, die Dir eben Deine Briefe zurückgaben, liegt heute nicht nur das Schicksal unseres Vaterlandes, Hilde, sondern das Schicksal der Welt, Du magst es glauben oder nicht. Als ich Fu dort drüben eben sah, hatte ich plötzlich das Gefühl, als ob der Erdball zitterte.“

*

„Sie sagen eigentlich dasselbe, was Sie gestern gesagt haben, Herr Wegener, wenn Sie erklären, wir könnten uns darauf verlassen, daß Indien und China genügend Eisen und Stahl für unsere für den Export arbeitende Maschinenindustrie liefern werden. Was heißt verlassen?“

Wegener erhob sich. „Herr Minister,“ sagte er mit Nachdruck, „ich habe heute früh bei einer Besprechung mit meinem Auftraggeber selber auf der chinesischen Gesandtschaft Einblick in Dinge erhalten, die so über alle Vor-

stellungen hinausgehen, daß ich noch vollkommen überrascht bin. Wir stehen vor ganz großen entscheidenden Ereignissen. Wenn ich Ihnen sage: die deutsche Industrie kann sich auf diese Lieferungen verlassen, so weiß ich, was ich sage. Ich verstehe Ihre Zweifel, aber ich bin seit heute früh derartig fest überzeugt von der Sicherheit dieser Lieferungen, daß ich Ihnen nur raten kann, alle Bedenken beiseite zu stellen und einfach ja zu sagen. Es ist eine Schicksalsstunde für unser deutsches Vaterland, die wir hier in diesem Raume erleben. Sagen Sie heute nicht ja, so werden Sie es morgen bereuen. Ich kann und darf Ihnen nicht mehr sagen."

"Dann wollen wir Ihren Vorschlag annehmen. Ich bitte Sie nur, mir zu sagen, wann die ersten Transporte hier sein können."

"Herr Minister, die ersten Transporte sind bereits aus Shanghai und aus Kalkutta unterwegs. Die Dampfer haben versiegelte Order und gehen nach Ausweis der Schiffspapiere nach Häfen, die das Endziel der Fahrt nicht erkennen lassen."

"Dann hätten wir also in etwa sechs Wochen mit den ersten Transporten zu rechnen?"

"In längstens sechs Wochen," sagte Wegener fest.

"Bis dahin reichen unsere Vorräte vollkommen. Und wie groß sind die Transporte?"

"Es sind vorläufig 200 000 Tonnen."

"Gut, Herr Wegener, Sie haben die Zustimmung der Regierung, und hinter uns steht die deutsche Industrie. Alle Formalitäten werden morgen in Ihrem Sinne erledigt sein."

✱

Eine halbe Stunde hatte Wegener nur mit Fu zusammengeessen. Er hatte geglaubt, den Gildenführer zu kennen. Er glaubte, daß seine Ziele nur auf wirtschaftlichem und finanziellem Gebiete lägen. Jetzt wuchs dieser Mann, in dessen schmaler Hand das Steuer eines vierhundert Millionen-Volkes lag und der den wirtschaftlichen Kurs von weiteren vierhundert Millionen Asiaten bestimmte, jetzt wuchs dieser Mann vor seinen Augen zu einer gigantischen Größe empor.

Als Fu geendet hatte, sagte Wegener: „Dann war die französische Niederlage bei Palmyra auch Ihr Werk?“

„Auf der anderen Seite,“ sagte Fu, „kämpften ehemals türkische Truppen, und neben ihnen standen südrussische Kontingente, und hinter dem allen stand England mit Geld und Munition. Es finanzierte diesen Feldzug von rückwärts, wie es alle ähnlichen Kriege der europäischen Völker auch immer finanziert hat.“

„Und die Meuterei der schwarzen Truppen in Marseille?“

„Auch unser Werk,“ sagte Fu. „Wir unterhalten die besten Beziehungen zu der äthiopischen Bewegung mit der Tendenz: Afrika den Negern! Wir brauchen nur wenig mit Geld nachzuhelfen und richten unser Augenmerk einstweilen nur darauf, die Idee am Leben zu erhalten und hier und da zu unterstützen. Ausbreiten wird sich diese Propaganda ganz von selber. Das religiöse Moment tritt im Islam, soweit sich die Neger Afrikas zu ihm bekennen, von Monat zu Monat stärker in den Vordergrund. Der Tiefstand des religiösen Empfindens ist überall längst wieder überwunden. Die Neger, die sich nicht zum Islam bekennen, bearbeiten die äthiopische Bewegung.“

„Dann stehen Sie auch mit der Negerpropaganda Nordamerikas in Verbindung?“

„Sie werden nicht daran zweifeln, Herr Wegener. Sie kennen mich. Wir suchen unsere Verbündeten, wo wir sie finden, oder eigentlich laufen sie uns selber in die Arme. Ideen, die die Massen elektrisieren, brauchen immer einige Zeit, bis sie reif sind und Tragkraft gewinnen. Dann finden sich ganz von selber die Männer, die sich an die Spitze stellen!“

„Und was haben Sie weiter vor, Herr Fu?“

„Es ist sehr vieles vorbereitet, Herr Wegener. Wie wir es ausführen, hängt von einer Besprechung ab, die am Montag in diesem Raume stattfindet. Ich möchte mich vorläufig nicht darüber äußern. Kommen wir zum Ziele, so wird Ihr Vaterland auch seine Fesseln abwerfen, die ihm der Versailler Vertrag geschmiedet hat, oder vielmehr, sie werden ganz von selber zu Boden fallen. Es hängt alles von der Besprechung am Montag ab. Daß der

Reichswirtschaftsminister jetzt endlich unbesehen unser Anerbieten annimmt, hatte ich eigentlich nicht mehr erwartet. Jedenfalls danke ich Ihnen für Ihre Mitarbeit, die zum Erfolg geführt hat. Und dann, Herr Wegener, möchte ich Ihnen ganz persönlich auch noch zu der prächtigen Frau gratulieren, die ich die Ehre hatte, gestern durch Sie kennen zu lernen. Herr Wegener, wenn Sie dem Rat eines alten Mannes folgen wollen, halten Sie diese Frau fest."

"Herr Fu, Sie wissen gar nicht, was ich ihr schon alles verdanke. Mein Entschluß ist auch bereits gefaßt."

"Dann führen Sie ihn auch möglichst bald aus, Herr Wegener."

*

Die Luft war mit Elektrizität überladen. Am Horizont flammte heller Wetterschein. Fern grollte bereits der Donner. Auf die Zusammenziehung der französischen Flugzeuggeschwader an der Kanalküste war von englischer Seite offiziell nichts erfolgt. Die Beantwortung einer Anfrage der Opposition im Parlament war auf unbestimmte Zeit vertagt worden. Gerüchte, daß Reisende nach England einer strengen Kontrolle unterworfen seien, wurden öffentlich dementiert. Niemand glaubte dem Dementi. Man fühlte bereits das Wirken einer Nachrichtensperre. Der Funkverkehr litt täglich unter geheimnisvollen Störungen.

Dann kam der Zwischenfall mit dem „Sigurd Jarl.“ Ein französischer Zerstörer hatte den norwegischen Dampfer angehalten und nach Boulogne eingeschleppt. Die Ladung bestand aus Kriegsmaterial, besonders Gasgranaten. Als Bestimmungshafen wurde erst Hamburg, dann Stettin genannt. Die Pariser Presse schäumte auf. England will Deutschland gegen Frankreich waffnen! Dann gab Armstrong, nicht die englische Regierung, die Aufklärung, die Ladung sei für Danzig bestimmt. Es handle sich um eine ältere Bestellung der polnischen Regierung. Habe Frankreich etwas dagegen, wenn Polen in England Kriegsmaterial bestelle? fragte die „Daily Mail.“ Habe man nicht in Genf dem chemischen Krieg abgesagt? fragte

der Pariser „Matin“ dagegen. Irgendwo war auch vom Völkerbund die Rede. Der hatte anscheinend Ferien.

Wieder zuckte ein Wetterschein. Biskra am Rande der Sahara, Biskra, die Stadt der europäischen Touristen, war plötzlich in der Hand aufständischer Araber. Biskra, wo die Globetrotter so sicher waren wie in Kairo, betonte die Londoner Presse. Die Ereignisse in Biskra lagen schon zwei Wochen zurück. Die französische Zensur hatte die Meldung unterdrückt. Jetzt kam alles über Tripolis an den Tag. Auch in Italien war man in Sorge wegen der Senussi, die seit langem eine geheimnisvolle Tätigkeit entfalteten. Gleichzeitig wurde eine Meuterei schwarzer französischer Truppen in Abomey bekannt. In Paris überhörte man peinliche Fragen.

Dann hatte Reuter aus Peking die Meldung gebracht, daß an Fu-Wang-Tschöng die diktatorische Gewalt des Reiches übertragen sei. In einem Interview erklärte der Diktator, seine Mission sei die des Völkerfriedens. China habe aber den Anspruch, ebenso wie Japan als gleichberechtigter Faktor neben den europäischen Mächten gewertet zu werden. Die Reutermeldung und das Interview wurden kaum beachtet. Der Kulissenwechsel, in Peking war zu oft erfolgt. Ob dieser oder jener dreißilbige Chinese heute oder morgen oben war, wen mochte das interessieren.

Begener schob die Zeitung mit der Meldung Fu hinüber. „Sie lassen sich in Peking interviewen, während Sie in Berlin sind?“ sagte er. „Haben Sie einen Ersatzmann, einen Doppelgänger in Peking?“

Fu lächelte geheimnisvoll.

Wieder zuckte ein Wetterschein. Eine amerikanische Reisegesellschaft war unweit Gizah auf der Heimkehr von den Pyramiden überfallen worden und war seitdem verschwunden. Jetzt rührte man sich auch in Washington und fragte. London antwortete, die englische Garnison und die Besatzung der alten Zitadelle auf dem Mokkattam habe Kairo fest in der Hand. Zwei Tage darauf flog das Munitionslager, das man in der Alabastermoschee dort angelegt hatte, in die Luft. Die Moschee war eine Ruine. Man lege keine

Munitionslager in unersehbliche Kunstbauten, sagte der „New York Herald“ und erinnerte an das gleiche Schicksal der Akropolis von Athen. Damals waren es die Türken, jetzt die Engländer. Cook sagte alle Fahrten nach Ägypten ab, und Lloyds erhöhten die Prämien für die Fahrten durch den Suez-Kanal auf das dreifache. „Der Suez-Kanal ist gesichert,“ lautete eine offiziöse Erklärung des Foreign Office. Am nächsten Tage sank im Kanal, südlich der Ausweichstelle bei Ismailia ein Zehntausend-Tonnendampfer mit einer Ladung Eisen. Es war der erste Dampfer mit indischem Eisen aus Kalkutta, der für Deutschland bestimmt war. An eine Sprengung des Dampfers und eine Forträumung des Hindernisses war vielleicht in Wochen zu denken. Einstweilen war der Kanal gesperrt. Vier englische Kreuzer, die von Malta nach Singapore unterwegs waren, mußten zurückgepiffen werden. Sie sollten jetzt um das Kap herumfahren.

In London fühlte man die ersten Windstöße des heran nahenden Wetters. Alle Schiffe des asiatischen Geschwaders waren nach Singapore zusammengezogen, mit Ausnahme der Kreuzer, die in den chinesischen Häfen stationiert blieben. Konnte man sich auf Japan verlassen? Japan hatte ein Flottenmanöver in der Nähe von Singapore angesetzt. Etwas unbequem, so dicht vor den englischen Batterien. Man behielt in London aber seine Gedanken für sich und schwieg.

*

Der geheime Bündnisvertrag zwischen Frankreich und Japan war in Paris abgeschlossen. Die Dokumente waren unterzeichnet.

„Jetzt können wir England unsere Forderungen stellen,“ sagte der französische Ministerpräsident zu dem japanischen Botschafter. „Das ist unsere Revanche für Balmyra. Jetzt sind wir die Herren der Welt.“

Der japanische Gesandte lächelte. „Von Ihrem Standpunkte aus mögen Sie Recht haben,“ sagte er verbindlich. „Ich bin nun beauftragt, Ihnen zugleich von der chinesischen Regierung die Einladung zu einer Besprechung in Berlin zu überbringen, die wir für den nächsten Montag vor-

gesehen haben. Es können dort auch die Bedingungen eines militärischen Zusammenwirkens festgesetzt werden. Diese Zusammenkunft bleibt aber wohl besser geheim."

"Und warum in Berlin und nicht in Paris?"

"Der Bevollmächtigte der chinesischen Regierung besteht in diesem Falle darauf. Außerdem hat ja Frankreich auf Berliner Boden seine größten militärischen Erfolge erreicht."

Der Ministerpräsident vermutete eine versteckte Ironie, faßte dann aber den Vorschlag als eine Verbeugung gegen Frankreich auf und sagte zu.

"Ich möchte Sie bitten, selber an der Besprechung teilzunehmen, und bitte außerdem den Außenminister und den Kriegsminister zu delegieren, allerdings mit absoluten Vollmachten."

"Selbstverständlich," sagte der Ministerpräsident, "mit absoluten Vollmachten. Jedenfalls muß auch unsere Abreise nach Berlin geheim bleiben. Ich werde hier alles Nötige vorbereiten, daß unsere Abwesenheit nicht auffällt. Mit dem Flugzeug sind wir in zwei Tagen wieder zurück."

Mit einer etwas forcierten Lebhaftigkeit betraten der französische Ministerpräsident, der Außenminister und der Kriegsminister das kleine Konferenzzimmer der chinesischen Gesandtschaft in Berlin, geleitet von dem offiziellen Vertreter der chinesischen Republik. Außer ihm waren die Gesandten Japans in Berlin und Paris erschienen. Die sechs Herren nahmen einander gegenüber Platz. Hier Asien, dort Frankreich. Der Platz an der Schmalseite des Tisches blieb leer. Die Asiaten schienen noch auf irgend etwas zu warten. Jetzt öffnete sich die Tür noch einmal lautlos. Fu betrat das Sitzungszimmer und ging mit festen Schritten auf den Platz des Vorsitzenden zu. Man erhob sich noch einmal. Der Berliner chinesische Gesandte stellte vor. Der französische Ministerpräsident ließ sich den Namen wiederholen.

"Fu-Wang-Tschöng?"

"Seit einer Woche," ergänzte der chinesische Gesandte, "mit der diktatorischen Gewalt der chinesischen Republik betraut."

Fu verbeugte sich: „Meine Vollmachten . . . und er entnahm seiner Mappe ein Schriftstück, stehen Ihnen hier zur Verfügung.“

Der Ministerpräsident wehrte ab, und Fu legte das Schriftstück wieder zurück. Man nahm Platz und sah Fu erwartungsvoll an. Der chinesische Gesandte breitete auf der Mitte des Tisches eine Weltkarte aus, auf der einige Punkte blau umrandet waren.

„Es bedarf nicht mehr vieler Worte. Der Abschluß des französisch-japanischen Bündnisvertrages ist das letzte Stück unserer Vorbereitungen,“ begann Fu mit leiser Stimme. „Wir sind mit Japan in absolutem Einverständnis. Der Schlag, der fallen soll, richtet sich gegen England, unseren gemeinsamen Feind.“

Der französische Ministerpräsident nickte wortlos, und der Kriegsminister rückte seinen Stuhl näher an den Tisch und sah Fu gespannt an.

Nach einer kleinen Pause fuhr Fu fort: „Die Herren spielen doch sicher alle Schach.“

Der Außenminister nickte zustimmend.

„Die Partie,“ und Fu tippte mit dem Finger auf die Karte, „steht im Augenblick so, daß wir sagen können: Schach Britannia!“

Die Blicke der Franzosen folgten Fus Finger, der auf Singapore ruhte. Um Singapore war ein blauer Kreis gezogen. Auch Japan war auf der Karte blau umrandet. Ebenso war Hawaii von einer blauen Linie umzogen.

„Schach Britannia!“ wiederholte Fu.

Die Minen der Franzosen hellten sich auf. Das schien über Erwarten gut zu gehen.

„Ob die Partie zu Ende gespielt wird, hängt von mancherlei Dingen ab, die wir miteinander besprechen möchten,“ fing Fu wieder an. „Wir legen keinen Wert darauf, daß in diesem Spiel ein scharfer Schuß fällt. Sollten die europäischen Völker anderer Meinung sein, so ist das ihre Sache. Ich weiß nicht, wie weit die Lehren des letzten Krieges bei Ihnen schon vergessen sind.“

„Was erwarten Sie von uns, Excellenz?“ fragte der französische Premier etwas zögernd. „Wie haben Sie sich ein Mitwirken Frankreichs gedacht?“

„Wir erwarten von Ihnen nichts,“ sagte Fu mit Betonung, „als daß Sie in Ihrer gegenwärtigen Aufmarschstellung gegen England bleiben. Wir werden dieser Tage England ein Ultimatum stellen, gestützt auf den gegenwärtigen Stand dieser Schachpartie“ — er wies wieder auf die Karte — „wir werden England auffordern, seine Besitzungen in China an uns zurückzugeben. Die englischen Kaufleute können wie alle Europäer nach Verzicht auf die Sonderrechte der Fremden ruhig im Lande bleiben.“

„Wird England dieses Ultimatum annehmen?“ fragte der Außenminister erregt dazwischen.

„Es wird ihm keine andere Wahl bleiben,“ sagte Fu. „Asien den Asiaten! Das ist die Parole, die China und Japan heute absolut einigt und die auch die dreihundert Millionen Inder an unsere Seite stellt, ebenso die Filipinos. Denn dasselbe Ultimatum wird am selben Tage in Washington überreicht werden. Wahrscheinlich mit demselben Erfolg. Die Tage der europäischen Herrschaft auf asiatischem Boden sind vorüber.“ Fu's Hand schnitt wagemuth durch die Luft. „Sie gehören der Vergangenheit an.“

Der französische Außenminister schien aufspringen zu wollen. „Und Französisch Indo-China?“

Fu machte eine beschwichtigende Bewegung. „Frankreich räumen wir in diesem Falle eine Sonderstellung ein. Wir sind bereit, Frankreich diesen auf die Dauer unhaltbaren und kostspieligen Posten seiner Außenstellung für eine hohe Summe abzukaufen. Es war ja unlängst in Paris auch schon davon die Rede, Indo-China für 60 Milliarden zu verkaufen. Ein so phantastischer Betrag kann natürlich nicht in Frage kommen. Aber es werden schon Formen gefunden werden, abgestimmt auf das Empfinden der großen französischen Nation, die Ihnen einen solchen Verzicht erleichtern.“

„Unmöglich,“ sagte der französische Ministerpräsident.

„Das Wort „unmöglich“ sollte in der Politik, ganz be-

sonders bei einer so ungleichen Partie, keine Rolle spielen dürfen," sagte Fu mit Nachdruck. „Wir stehen am Ende einer langen Arbeit und eines langen Feldzuges ohne militärische Machtmittel. Sie dürfen das Vertrauen zu uns haben, daß wir alle Möglichkeiten vorher überlegt haben. Frankreich wird sich ebenso wie England politisch aus Asien zurückziehen und sich mit dem Verlust eines verhältnismäßig kleinen Teiles seines Außenbesitzes abfinden müssen, zumal wir ihm in Außerlichkeiten in jeder Weise entgegenkommen wollen. Aber es sind noch andere Fragen zu erledigen.“

Der französische Ministerpräsident warf seinem Nachbar, dem Außenminister, einen fragenden Blick zu und sah dann wieder Fu an.

„Die anderen Fragen betreffen Europa. Es ist Ihnen bekannt," begann Fu von neuem, „daß wir durch Lieferung asiatischen Eisens mit Deutschland in engere wirtschaftliche Beziehungen getreten sind. Wir haben infolgedessen ein Interesse daran, daß Deutschland seine alten Grenzen und den ihm im Vertrag von Versailles abgenommenen Landbesitz zurückerhält, ebenso daß nach den großen Leistungen, die Deutschland seither aufgebracht hat, über die finanzielle Seite des Versailler Vertrages ein Strich gemacht wird. Was bezahlt ist, ist bezahlt. Damit ist es aber auch genug.“

Der französische Ministerpräsident erhob sich und mit ihm seine beiden Nachbarn. „Erzählen, ich bin als Leiter der französischen Politik nicht in der Lage, derartige Bedingungen auch nur anzuhören und muß die Unterredung abbrechen.“

Die Asiaten blieben sitzen.

Fu lächelte. „Wollen die Herren nicht wieder Platz nehmen?" sagte er und deutete auf die Stühle. Er wartete. Die drei Franzosen sahen sich untereinander an und nahmen dann stumm wieder Platz.

„Wir fordern von Frankreich nichts Unmögliches," begann Fu nach einer Pause. „Wir schonen die Empfindlichkeit des französischen Volkes. Die alten Grenzen des Deutschen Reiches werden nach Osten ohne jeden Verlust wieder hergestellt. Darüber mögen Sie sich mit dem Ver-

treter der polnischen Regierung nachher unterhalten. Ich habe ihn hierher gebeten, und wir werden ihm das Resultat unserer Besprechung dann mitteilen."

Die Franzosen überlegten.

"Der Streitpunkt zwischen Frankreich und Deutschland ist Elsaß-Lothringen. Es würde sich überhaupt empfehlen, Frankreich und Deutschland durch eine neutrale Zone voneinander zu trennen, die den Zwischenraum zwischen Belgien und der Schweiz ausfüllt, das heißt, wir schlagen vor, daß Elsaß-Lothringen selber entscheiden soll, ob es zu Frankreich oder zu Deutschland will oder einen selbständigen Staat bilden will. Wahrscheinlich werden sich die Bewohner Elsaß-Lothringens, die nacheinander die deutsche und die französische Herrschaft gekostet haben, für die Schaffung eines eigenen Staates aussprechen. Damit wäre beiden Teilen geholfen. Und wenn Sie den Krieg gegen Deutschland unter der Parole des Selbstbestimmungsrechtes aller Völker geführt haben, wird sich sicherlich gegen unseren Vorschlag kaum etwas einwenden lassen. Darf ich die Meinung der Herren hören?"

Der französische Ministerpräsident stand auf. „Ich habe keine Gelegenheit, mich jetzt mit meinen Amtskollegen zu besprechen, bin aber sicher, daß ich auch ihre Meinung zum Ausdruck bringe, wenn ich erkläre, daß wir unmöglich auf die Bedingung einer Annullierung des Versailler Vertrages eingehen können, zumal in der Stellung, in der sich heute Frankreich befindet, gewissermaßen als . . .“, er vollendete nicht und schluckte den Schluß des Satzes hinunter, den er bereits auf der Zunge hatte, „als militärische Herren der Welt.“ Er kam ihm selber in diesem Augenblick wie eine leere Phrase vor.

Dann wandte er sich zu seinem Gegenüber, dem Pariser Vertreter Japans, und sagte: „Exzellenz, Frankreich hat den Bündnisvertrag mit Japan unter ganz anderen Voraussetzungen abgeschlossen. Es hat nie annehmen können, daß ihm dieser Vertrag einen Verlust an Macht und Prestige eintragen soll.“

Der Japaner antwortete nicht.

„Ich muß Sie,“ begann Fu von neuem, „einer Illusion berauben, Herr Ministerpräsident. Sie dürfen nicht denken, daß Europa noch eine asiatische Macht gegen die andere ausspielen kann. Der französisch-japanische Bündnisvertrag ist,“ er verbeugte sich gegen seinen japanischen Nachbar, „unser beider Werk. Geben Sie den Gedanken auf, daß in Fragen, wo es sich um gemeinsame Interessen der asiatischen Völker handelt, irgendwelche Lücke in unserer Front zu finden ist. Die Zeiten sind vorbei. Die Tragkraft des Gedankens, den heimatlichen Boden von einer fremden Herrschaft zu befreien, muß den Franzosen doch ganz besonders verständlich sein. Einstmals war es ein lothringisches Mädchen, das Frankreichs Heere zum Siege führte gegen den fremden Eroberer, diesmal ist es ein alter Chinese, der Ihnen hier an diesem Tische mittheilt, daß die Einigung der Völker Asiens gegen Europa eine Tatsache ist. Sie werden unsere Bedingungen annehmen müssen.“

„Ganz undenkbar,“ sagte der französische Kriegsminister und sprang auf. „Das militärische Prestige Frankreichs erfordert seine unbedingte Ablehnung.“

Fu schien gänzlich unberührt. „Nehmen Sie bitte wieder Platz, Herr Marschall. Wenn wir uns nicht verstehen sollten, muß ich deutlicher werden. Frankreich ist gar nicht mehr in der Lage, zu wählen, ob es unsere Bedingungen annehmen will oder nicht. Ich wiederhole nur eine Ihnen hinlänglich bekannte Tatsache, wenn ich Sie daran erinnere, daß ein Drittel der französischen Armee aus schwarzen Truppen besteht. Denken Sie an die Erfahrungen, die Sie legthm mit ihren schwarzen Truppen gemacht haben.“

„Sie meinen die Meuterei in Marseille?“ sagte der Kriegsminister leichtthin. „Erledigt!“ Und er machte eine wegwerfende Handbewegung.

„Der Aufstand der Babylonier und die Besetzung Biskras,“ fuhr der Chinese unbeirrt fort, „die Meuterei in Abomey.“

„Belanglose Vorfälle ohne Zusammenhang. Der Panislamismus ist eine Phrase gegenüber französischen Maschinengewehren. Nötigenfalls haben wir Gasgranaten.“

„Ich weiß,“ sagte Fu lächelnd, „à la guerre comme à la guerre. Mit und ohne Völkerbund. Der Panislamismus und die äthiopische Bewegung unter den Negern Afrikas und Nordamerikas schließen den Ring um Europa. Und dieser Ring wird von uns, verzeihen Sie, wenn ich ein technisches Bild brauche, mit Strom gespeist.“

„Von Ihnen, Excellenz?“ Die Augen der Franzosen hingen gespannt an Fus Lippen.

„Von mir, oder sagen wir von uns,“ sagte Fu.

Drückende Schwüle herrschte in dem kleinen Raum, und plötzlich fiel das hastige Ticken einer Uhr in die lautlose Stille, die dadurch immer drückender wurde.

„Haben Sie an einem Balmyra nicht genug?“ sagte Fu leise zu dem Marschall.

„An einem Balmyra?“ fuhr dieser auf. „Dann war Balmyra“

„Eine erste Warnung und mein Werk. Sie wollten diese erste Warnung nicht hören, ich mußte in Marseille deutlicher werden. Wenn Sie Biskra und Abomey auch jetzt noch nicht verstehen und England die heute erfolgende Sperrung des Suez-Kanals nicht verstehen will, dann kann ich Europa nicht mehr helfen. Wollen sich die Völker Europas noch einmal gegenseitig dezimieren, noch einmal durch Blut waten, so ist das nicht unsere Sache. Wir reichen Europa die Hand zu einer Verständigung ohne Blutvergießen.“

„Und wenn wir nicht annehmen, Excellenz?“ begann der französische Ministerpräsident.

„Dann, Herr Minister, könnten wir Sie zwingen. Denken Sie an Balmyra, an Marseille, an Biskra, an Abomey und“ — jetzt neigte er sich zu dem französischen Kriegsminister vor — „Herr Marschall, Sie werden es verstehen und begreifen, wenn ich Ihnen sage, daß ich sozusagen nur auf diesen Knopf zu drücken brauche“, und er wies auf den Knopf einer elektrischen Klingel vor seinem Platz, „und die schwarze Armee Frankreichs steht am nächsten Tage gegen die weißen Soldaten der Republik, und die Neger eines halben Erdteils, die Sie erst zu Soldaten gemacht haben, marschieren gegen Frankreich.“

Der Kriegsminister sprang auf. „Leere Drohung, Erzellenz, ich glaube Ihnen nicht. Die schwarze Armee ist fest und sicher in unseren Händen.“

Fu blieb unberührt von diesem Ausbruch. „Herr Marschall, es ist hier nicht der Ort,“ sagte er leise, „sich zu erregen. Hier in Berlin in einem der Museen hängt ein Bild, das die Kapitulationsverhandlungen bei Sedan darstellt. Verzeihen Sie, wenn ich Sie als französischen Marschall daran erinnere. Die französische Armee in Sedan war eingeschlossen. Bei den Verhandlungen über die Kapitulation sprang General Wimpfen auch so auf wie Sie jetzt, und Moltke sagte darauf: ‚Herr General, wenn Sie die Verhandlungen abbrechen, dann schießen wir morgen wieder, und damit ist die französische Armee erledigt.‘ Herr Marschall, Sie sind in derselben Lage wie Ihr Kamerad bei Sedan. Europa ist in diesem Moment eingekreist und wenn Sie den Ernst der Situation nicht verstehen und nicht verstehen wollen, so drücke ich auf diesen Knopf und morgen schießen wir, schießen gegen Sie. Sie haben jetzt noch die Wahl, aber Sie brauchen einem alten Chinesen nicht zu glauben. Hier!“ und er entnahm seiner Mappe ein Papier, das mit einer Reihe von Namen bedeckt war, und reichte es dem Kriegsminister hinüber.

Der sah ihn fragend an.

„Es sind die Namen der erschossenen schwarzen Soldaten, die Sie in Marseille bei der Meuterei füsilieren ließen. Es sind die ersten Opfer auf dem Schlachtfeld Asiens gegen Europa. Überspannen Sie den Bogen nicht! Und dies hier,“ fuhr er fort, und reichte dem Marschall eine andere Liste, „dies sind die Namen der Führer der schwarzen Armee, die in dem Moment an deren Spitze treten, wo ich auf diesen Knopf drücke. Geben Sie sich keine Mühe, Herr Marschall, die Namen im Gedächtnis zu behalten. Sie finden ihre Träger doch nicht. Sie dienen unter anderem Namen in ihrer schwarzen Armee. Aber verlassen Sie sich darauf, ein Druck auf diesen Knopf, und die Namen hier auf dieser Liste gehören der Weltgeschichte an als Vorkämpfer der von Franzosen erzogenen schwarzen Armee

eines halben Erdteils. Herr Marschall, soll ich auf den Knopf drücken? Ich will Ihnen auch sagen, was das bedeutet. Das bedeutet, daß von einer bestimmten Stelle aus ein bestimmtes Wort durch Funkpruch an alle französischen Militärstationen gegeben wird. Ich kann Ihnen weiter erklären, daß alle Funkapparate der schwarzen französischen Armee in diesem Moment schon in den Händen von Leuten sind, die auf Befehle von uns warten. Schließt sich dieser Kontakt hier auf dem Verhandlungstisch, so fällt Ihnen die schwarze Armee in den Rücken. Herr Marschall, soll ich auf den Knopf drücken? Oder wollen Sie unsere Bedingungen annehmen? Ich mache Ihnen den Vorschlag, daß die Vertreter Frankreichs sich eine Viertelstunde lang miteinander besprechen können. Das Nebenzimmer hier ist dafür reserviert. Bedenken Sie, Herr Ministerpräsident," sagte er, „daß auf Ihnen die Verantwortung der Entscheidung in einer Schicksalsstunde für Frankreich ruht. Zeit haben wir nicht mehr. Übrigens bestände natürlich auch die Möglichkeit, daß Sie sich gegen uns mit England verständigen. Diese Möglichkeit gibt es aber nicht mehr. Es ist undenkbar, daß von dieser Stunde ab durch den Draht oder durch den Funkpruch noch irgendwelche Mitteilungen von Paris nach London gehen. Sie müssen also in diesem Raum die Entscheidung treffen. Auf Wiedersehen in einer Viertelstunde, meine Herren.“

*

Eine Viertelstunde später erklärte der französische Ministerpräsident dem Diktator Tu, daß Frankreich in der eben geschilderten Zwangslage die Vertragsbedingungen annehme.

„Ich wußte es, meine Herren," sagte Tu, indem er dem französischen Ministerpräsidenten die Hand gab. „Ich sagte Ihnen ja auch, daß wir in einer halben Stunde fertig seien. Wollen wir jetzt das Resultat unserer Besprechung dem Gesandten der Republik Polen mitteilen? Damit er informiert ist und sich keine vergeblichen Hoffnungen auf eine französische Unterstützung macht, wenn die polnische Volkseele, unmittelbar vor Tatsachen gestellt, in Warschau ex=

plodieren sollte. Daß wir die Polen verständigen, hat heute keine Bedenken mehr, denn hinsichtlich der Nachrichtenübermittlung sind sie genau so isoliert wie Frankreich."

Der Pole erschien, wurde vorgestellt und Fu setzte ihm das Ergebnis der Verständigung mit Frankreich in großen Zügen auseinander. „Sie verstehen," sagte er, „Exzellenz, daß Polen auf keine Hilfe von außen rechnen kann. Polen wird sich an den Gedanken gewöhnen müssen, daß es eine Zeit lang Nutznießer des Zusammenbruches Deutschlands gewesen ist und daß es fremdes Eigentum wieder herausgeben muß. Ich darf im Einverständnis mit der russischen Regierung erklären, daß der polnische Staat den Landbesitz, der ihm aus ehemals russischem und österreichisch-ungarischem Gebiet erwachsen ist, behalten darf, daß es aber alles ehemals deutsche Gebiet herauszugeben hat. Ich teile Ihnen das nach der zwischen Frankreich und uns erzielten Verständigung mit, damit Sie keine unüberlegten Schritte machen. Eine Verständigung mit Deutschland über eine Umsiedlung der deutschen und polnischen Bevölkerung diesseits und jenseits der Grenze wird voraussichtlich in absehbarer Zeit allen politischen Streit begraben können."

„Aber wir brauchen einen Seehafen," wandte der Pole ein.

„Auch die Schweiz, ein Industriestaat von größerer Bedeutung als Polen und erheblich größerer Exportfähigkeit kommt ohne einen Seehafen aus," erwiderte Fu kühl. „Jedenfalls wird sich Polen so oder so mit den gegebenen Tatsachen abfinden müssen. Der verantwortliche Leiter der französischen Republik wird Ihnen bestätigen können, was ich Ihnen gesagt habe."

„Ich kann allerdings," nahm dieser das Wort, „der polnischen Regierung nur dringend raten, im Sinne des eben vorgetragenen Abkommens zu verfahren und sich mit der Macht der Tatsachen abzufinden."

„Dann wären wir also einig," sagte Fu, „und ich darf den Herren danken für die Bereitwilligkeit, mich anzuhören und den sicherlich nicht ganz leichten Entschluß zu fassen, unsere Vorschläge anzunehmen."

„Wir fahren sofort mit dem Flugzeug zurück," erklärte der französische Ministerpräsident und verabschiedete sich von Fu.

„Noch einmal, Herr Ministerpräsident," sagte dieser, „ich warne Sie vor jedem Versuch, sich telegraphisch, durch Funkspruch oder durch Flugzeuge mit England in Verbindung zu setzen. Flugzeuge begeben sich in die Gefahr augenblicklicher Vernichtung, sobald sie über die Küstenzone hinausfliegen sollten."

„In Gefahr?" sagte der französische Kriegsminister.

„Ich bitte Sie, entsprechende Befehle zu erteilen, schon von hier aus," sagte Fu ernst. „Ich kann mich auf Einzelheiten nicht einlassen, aber ich warne Sie."

Zwei Welten.

Wenn ich Sie recht verstehe, Herr Fu," sagte der Reichspräsident und rückte sich in seinem Stuhl zurecht, "so zielen alle Ihre Vorbereitungen darauf hin, England und die Vereinigten Staaten in eine Situation hinein zu manövrieren, in der Sie zu ihnen sagen können: Schach matt!"

"So ist es," sagte Fu. "Ich gebrauchte selber bereits den Vergleich mit einer Schachpartie."

"Das Schachbrett ist sehr groß geworden, es ist heute wirklich die Welt, die Erde. Bei uns ist man mit dem Worte „Welt“ immer zu schnell bei der Hand, auch wenn man nur Europa meint."

"Der letzte Krieg," sagte Fu, "den man hier einen Weltkrieg nannte, war ein europäischer Krieg und hat keine weltpolitischen Fragen entschieden, er hat sie nur gestellt und reif gemacht zur Beantwortung. Ein Weltkrieg in seinen Wirkungen war eher Friedrichs des Großen Kampf um Schlesien. Seine Siege über Österreich und Frankreich machten Englands Kräfte frei zur Begründung seiner Macht in Kanada und Indien."

"Mein Großvater war noch Offizier unter Friedrich dem Großen," sagte der Reichspräsident finnend.

Fus Blick ruhte auf der mächtigen Gestalt des Reichspräsidenten. "Ihr Großvater war noch Offizier unter Friedrich dem Großen?" wiederholte er.

Es war ganz still geworden in dem hohen Raum, in den nur leise der Lärm von der Straße hereinklang. Die Schatten einer großen Vergangenheit wuchsen empor. Hier saß einer, der mit seiner Person und seinem Erinnern drei Jahrhunderte verkörperte, der die Macht seines Landes und die Macht Europas noch hatte wachsen sehen und jetzt die Abend Schatten sich verlängern sah.

„Verzeihen Sie es einem alten Manne, wenn er sich in Erinnerungen verliert,“ sagte der Reichspräsident. „Als ich mit meinem Schützenzuge bei Königgrätz eine österreichische Batterie nahm, zogen Ihre Heere,“ er blickte zu dem japanischen Gesandten hinüber, „noch in Rüstung und mit Schwert und Lanze in den Krieg. Die Truppen der Shogune kämpften noch mit denselben Waffen wie unsere Ritterheere im Mittelalter. Dann ist es schnell gegangen bei Ihnen . . .“

„Meiji,“ nickte der Japaner.

„ . . . und heute pochen Sie an die Tore von Europa und wollen England Schach bieten.“

„Wir sind unserer Sache sicher. Die europäische Technik entwertet selber sehr schnell jede neue Waffe. Wir haben wirklich das, was Europa oft zu haben behauptet hat: Flugzeuge sind heute wirkungslos geworden. Unsere T-Strahlen holen jedes Flugzeug herunter. Praktisch könnte die Waffentechnik wieder zu Schwert und Lanze zurückkehren. Übrigens ist der moderne Soldat mit seiner Schuttrüstung gegen Gaswirkungen schon fast wieder so schwerfällig geworden wie der gepanzerte Reiter des Mittelalters. Ein ewiger Kreislauf.“

Der Reichspräsident nickte und nahm dann den Faden wieder auf. „Wenn der Jäger das Wild umstellt, muß er ganz sicher sein, daß er es wirklich im Netz hat. Sind Sie dessen sicher? Sonst, wenn es ausbricht, hätten wir, hätte Deutschland die Kosten zu tragen. Die Rache des Siegers haben wir schon einmal zu kosten bekommen. Alles, was seit 1918 geschehen ist,“ fuhr er fort, „waren Auseinandersetzungen der Westmächte über koloniale Machtfragen und über Landbesitz in anderen Erdteilen, Streitigkeiten, die sich auf deutschem Boden auswirkten.“

„Gewiß,“ sagte Fu, „aber auch wir arbeiten seit 1918. Seit daher datiert unsere Einkreisung Westeuropas. Wir spielen eine Macht gegen die andere aus. Die Erfolge in Angora — gegen England. Palmyra — gegen Frankreich. Der Rif-Feldzug — gegen Frankreich, denn Frankreich ist militärisch am stärksten. Dann Marseille. Mit Palmyra schoben wir Frankreich gegen den Kanal vor. Der Gegner

ist eingekreist. Die japanische Flotte liegt vor Singapore und vor Honolulu."

„Sie sagten, Sie schieben Frankreich gegen England vor," fragte der Reichskanzler.

„Ja," sagte Fu, „Frankreich ist nicht mehr Herr seiner Entschlüsse, es ist ein Stein auf unserem Schachbrett, den wir verschieben. Ich habe dasselbe heute Vormittag hier in Berlin dem französischen Kriegsminister gesagt: Herr Marschall, habe ich ihm erklärt, wenn ich auf diesen Knopf drücke, dann steht die schwarze französische Armee gegen die weißen Truppen der Republik."

„Hier in Berlin?" fragte jetzt der Reichskanzler interessiert.

„Hier in Berlin," wiederholte Fu. „In Gegenwart des französischen Ministerpräsidenten und des französischen Außenministers. Wir haben ihnen garantiert, daß hier in Europa, soweit uns die Sache angeht, kein scharfer Schuß zu fallen braucht."

„Hier in Berlin?" fragte der Reichskanzler noch einmal, „davon wissen wir nichts."

Fu lächelte und schwieg.

„Dann stehen Sie auch mit der äthiopischen Bewegung in Afrika in Verbindung?"

„Wir glauben, sie dirigieren zu können," sagte Fu.

„Man behauptet, die äthiopische Bewegung habe einen bolschewistischen Einschlag?"

„Das englische Schreckgespenst für Europa. Bolschewismus made in England. Die Negerbewegung hat so wenig mit Moskau zu tun, wie China und Indien und die Türkei."

„Und doch ist Rußland jetzt anscheinend Ihr Verbündeter," wandte der Reichspräsident ein.

„Wir nehmen unsere Bundesgenossen, wo sie sich uns bieten. Auch England suchte nach Schimonoseki, als man Japan hier nicht mehr verstand, ein Bündnis mit Japan. Wir haben von der europäischen Diplomatie viel gelernt. Innerlich haben wir mit Moskau nichts zu tun. Im übrigen verdankt die chinesische Armee ihre größte Schlagfertigkeit

deutschen Offizieren.“ Er verbeugte sich leicht nach dem Reichspräsidenten.

„Auch in unserer Armee leben deutsche Traditionen,“ sagte der japanische Gesandte. „Meckels Arbeit ist bei uns unvergessen. Ich selber habe die deutsche Armee jahrelang studiert. Bei Liaojang habe ich mich einst lebhaft an eine Situation in einem deutschen Manöver bei Raumburg erinnert, wo Sie, Herr Reichspräsident, 1903 . . .“

„Der damalige japanische Attaché, der mir in Raumburg vorgestellt wurde,“ sagte der Reichspräsident, „trug meines Wissens einen anderen Namen.“

„Gewiß, das war der Oberstleutnant Mikutaro. Ich besand mich damals inoffiziell in Deutschland,“ lächelte der Gesandte.

Der Reichspräsident nahm den früheren Faden wieder auf. „Ja, wenn Sie sicher sind, den Gegner im Netz zu haben . . . Bei Sedan erfuhren wir das erst, kurz bevor wir Schach sagen konnten. Zufällig war ich es selber, der am Tage vor der Schlacht, als ich mir in Carignan in einem Sattlerladen eine Reitpeitsche kaufte, von dem geschwägigen Ladeninhaber hörte, daß Kaiser Napoleon bei der Armee sei. Ich gab die Nachricht weiter, aber man glaubte mir nicht. Nachher war es doch so.“

Wieder wuchsen die Schatten der Vergangenheit empor. In den fernen Lärm der Straße, der in der Stille wieder hörbar wurde, mischten sich jetzt taktmäßige Klänge, markiert durch das dumpfe Schlagen einer Pauke. Irgendwo marschierte eine Soldatenabteilung . . . Fridericus Rex, unser König und Herr . . . Klang die Weise.

Der Reichspräsident bewegte lautlos die Lippen.

Su sah erwartungsvoll zu ihm hinüber.

„Wir müssen Ihnen schon glauben, wenn Sie behaupten, Sie könnten England Schach ansagen,“ begann der Reichspräsident von neuem. „Aber was wollen Sie von uns? Wozu sind Sie hier? Wenn Ihr Plan mißlingt, dann kann schon der Verdacht des Einverständnisses für uns Vernichtung bedeuten. Frankreich steht noch auf deutschem Boden. Um Singapore und Honolulu wird England, wird

Amerika vielleicht keinen Krieg führen. Aber der Weg von London nach Hamburg ist hundertmal kürzer als der nach Bombay und" — er stockte — „wir sind mehrlos . . .“

„Gerade deshalb haben wir Deutschland außerhalb unserer Aktion gelassen.“

„Und wozu sind Sie heute hier?“

„Um die deutsche Regierung vorher von dem Schlag zu informieren, der am Donnerstag fallen wird,“ sagte Fu lebhaft. „Ich selber werde dem englischen Ministerpräsidenten in seinem Amtszimmer Schach bieten.“

„Sie selber, Herr Fu?“

„Auch Friedrich der Große stand selber im Feuer.“

Der Reichspräsident nickte zustimmend. „Was verlangen Sie von England?“

„Liquidation allen europäischen Besitzes jenseits von Singapore. Überlassung Singapores an Japan, unsere“ — er sah den japanischen Gesandten an — „militärische Vormacht . . . Abbau der englischen Verwaltung in Indien unter Kontrolle des asiatischen Völkerbundes, Zoll- und wirtschaftliche Selbständigkeit Indiens. Indo-China kaufen wir vielleicht den Franzosen ab.“

„Und die Holländer?“

„Holland stört uns nicht und die Malayen Indonesiens sind politisch noch nicht reif. Sie brauchen noch Zeit.“

„Und die Vereinigten Staaten?“

„Werden nach dem Falle Honolulu auf die Philippinen verzichten. Vielleicht werden sie sich anderswo schadlos halten.“

„Anderswo?“

„Wir werden sie an die Monroe-Doktrin erinnern und müssen es ihnen überlassen, was sie zu tun gedenken.“

„Und weiter?“ fragte der Reichspräsident.

„Rassierung des Versailler Vertrages . . .“

Der Reichspräsident stützte sich mit beiden Händen auf die Seitenlehnen seines Stuhles. „Rassierung des Versailler Vertrages!?“

„. . . Wiederherstellung der deutschen Grenze nach Osten,“ fuhr der Diktator fort, „Abstimmung der Bevölkerung Elsaß-Lothringens, ob so oder so“ — er ließ seine Hand

in der Luft nach beiden Seiten kippen — „Bolen muß nachgeben und wird verzichten. Es ist auch schon davon unterrichtet. Frankreich haben wir durch seine schwarze Armee in der Hand. Auf der anderen Seite steht Rußland.“

Der Reichspräsident hatte sich erhoben.

Su war gleichzeitig aufgestanden.

Zwei Zeitalter standen sich Auge in Auge gegenüber.

„Rassierung des Versailler Vertrages . . .“ wiederholte der Reichspräsident. „Und warum fordern Sie das?“

„Weil wir Deutschland brauchen, um uns eine eigene chinesische Wirtschaft aufbauen zu helfen.“

„Ich weiß,“ sagte der Reichspräsident, „Sie wollen uns Eisen liefern. Ich bin über das Abkommen unterrichtet.“

„Der erste Dampfer mit Eisen aus Kalkutta soll bald eintreffen,“ warf der Reichskanzler ein und sah Su an.

Der japanische Gesandte, der in einem Schriftstück geblättert und darin eine Stelle markiert hatte, beugte sich zu dem Diktator hinüber und sprach leise mit ihm. Su nickte. Dann wandte er sich an den Reichskanzler.

„Sie erwarten jetzt den ersten Dampfer mit Eisen aus Kalkutta, aber — Sie erwarten ihn vergebens, denn eben zu dieser Stunde,“ er zog seine Uhr und wies auf das Zifferblatt — „wird er südlich von Ismailia im Suez-Kanal von uns versenkt. Der Kanal ist damit auf vier Wochen gesperrt. Eine Eisenladung von 8000 Tonnen kann man auch mit Dynamit nicht fortchaffen oder man zerstört den Kanal selber, was auf das Gleiche herauskommt.“

Su wandte sich wieder an den Reichspräsidenten. „Ich sagte Ihnen, daß wir Deutschland brauchen, um uns eine eigene Wirtschaft in China aufzubauen, eine chinesische Industrie. Wir brauchen eine Atempause, wir brauchen Zeit und brauchen die Hilfe deutscher Ingenieure und Arbeiter. Glauben Sie, Herr Reichspräsident, daß es uns ein Vergnügen ist, Europa mit Kulilöhnen zu unterbieten? Sie sind für uns auch nur ein Mittel zum Zweck. Ist der Zweck erreicht, ein wirtschaftlich selbständiges Asien, dann“ — er schnitt mit der Hand durch die Luft — „werden sie bald

der Vergangenheit angehören. Auch Chinas Völker sollen leben, nicht vegetieren.“

„Also kein Krieg,“ sagte der Reichspräsident aufatmend.

„Wir haben nicht das mindeste Interesse daran,“ entgegnete Fu, „Sie wissen also jetzt Bescheid, was am Donnerstag geschehen wird. Ich wollte Sie nur unterrichten und hoffe, Sie verstehen uns, Herr Reichspräsident.“

„Vollkommen, Herr Fu. Nehmen Sie meinen herzlichen Dank.“ Er reichte dem Diktator die Hand, dann geleitete er seine Gäste bis an die Tür. Der Reichskanzler sah ihn fragend an.

„In einer halben Stunde,“ sagte er, „lassen Sie mich jetzt allein.“

Mit schweren Schritten ging der Reichspräsident auf und ab. Hier an diesem Tisch hatten sie eben noch gegessen. War es nicht wie ein Traum? Am Donnerstag wollte Fu in London sprechen? Suchend ging sein Blick über die Bilder an der Wand. Da war es. Er trat vor das Bild, aus dem ihn die blauen Augen Friedrichs des Einzigen anschauten. Alles andere versank um ihn. Sollte der Weg seines Volkes wirklich wieder aufwärts gehen? Lange hielt er so stumme Zwiesprache mit dem Manne, dessen letzte Schatten einst noch über die Tage seiner Kindheit gefallen waren. Er brauchte die Augen vor seinem König nicht niederzuschlagen.

Eisen und Gold.

Auf Wegeners Schreibtisch lagen Stöße von Briefen. Das französische Verbot der Eisenerzausfuhr, im Anschluß an die Einbringung des gleichen Verbotes im schwedischen Reichstag, wodurch auch die Verhüttung der nord-schwedischen phosphorreichen Eisenerze dem eigenen Lande vorbehalten wurde, hatte die Frage der Eisenversorgung der deutschen Industrie plötzlich akut gemacht. Das deutsch-chinesische Eisenabkommen, mit dessen Mitteilung durch ein Berliner Blatt die Welt überrascht worden war, hatte dann den Ausweg gezeigt. Jetzt galt es höchste Eile. Deutsche Experten, deutsche Hüttenleute, Ingenieure und Facharbeiter wurden in großer Zahl gebraucht, um die Ausbeutung der asiatischen Erzgruben zu forcieren. Fu hatte die Leitung dieser Sache ganz in Wegeners Hand gelegt. Auf ein Inserat in allen deutschen Zeitungen, das den Plan kurz darlegte, liefen gleich am ersten Tage hunderte von Bewerbungen ein, und jede Post häufte neue Massen von Briefen auf Wegeners Schreibtisch. Sein Sekretär hatte bis in die Nacht hinein zu tun, um ihm die Angebote vorzusortieren.

„Fu wird zufrieden sein,“ dachte Wegener, als er für den ersten Transport dieser technischen Avantgarde seine Leute beisammen zu haben glaubte.

„Fertigen Sie diese Verträge hier aus und machen Sie sie bis morgen früh zur Unterschrift bereit,“ sagte er zu seinem Sekretär und deutete auf einen Stoß Briefe zu seiner Rechten.

„Es ist ein Extrablatt da, Herr Wegener.“

„Ein Extrablatt? Ist etwas mit Frankreich?“

„Nein, der Suezkanal ist gesperrt.“

„Gesperrt? Wodurch?“

„Ein Dampfer mit einer Eisenladung ist im Kanal gesunken.“

„Wann geht unser Dampfer von Bremen ab?“

„Am Donnerstag nächster Woche.“

„Nun, vielleicht ist dann die Passage wieder frei. Machen Sie auf alle Fälle die Verträge fertig. Ich bin dann heute nicht mehr zu sprechen.“

„Ich werde Anweisung geben, Herr Wegener.“

„Ein Dampfer mit einer Eisenladung . . .?“ wiederholte Wegener. „Der erste Dampfer von Kalkutta müßte jetzt ungefähr im Kanal sein. Sollte Fu . . .?“

Es klopfte. Ärgerlich über die Störung, rief Wegener: „Herein!“

„Bitte etwas freundlicher, wenn eine Dame kommt, Herr Wegener,“ klang es zurück.

„Du, Hilde!“

„Ja, Herr Wegener, schauen Sie einmal von Ihrer Arbeit auf. Wie gefalle ich Ihnen in diesem Kleid?“

„Business as usual,“ lächelte Wegener, auf seinen Schreibtisch deutend. „Auch mitten im Kriegslärm. Das Kleid? Gut, Hilde.“

„Nur gut?“

„Ich sehe nur Dich, Hilde.“

„Ihr Männer bleibt Euch doch immer gleich.“

„Ihr Männer? Hilde, denke daran, was Du mir versprochen hast.“

„Na gut, der Mann . . . Das Andere sage Dir bitte selber. Übrigens hast Du mir wieder nicht einmal guten Tag gesagt.“

„Welche Abgründe liegen doch zwischen Mann und Weib. Sie denkt an ein Kleid und hat Launen, während hier Weltgeschichte gemacht wird. Ewal!“ dachte Wegener. — Laut aber sagte er: „Also guten Tag, Hilde.“

Sie sah an ihm vorüber. „Also, Reinhold, ich komme, um Abschied zu nehmen. Mein Haus in St. Louis fordert mich energisch an. Hier lies das Telegramm.“

„Wegener reichte ihr die Depesche zurück. „Und wann willst Du fahren?“ fragte er etwas kühl.

„Am Freitag. Ich war schon auf dem Wege zum Schiffsfahrtsbüro.“

„So schnell schon?“

„Was soll ich noch hier? Du fährst nach Hankau . . .?“

„Hilbe!“

„Bittel!“

„Hilde, komm mal her!“

„Bitte, ich sitze hier ganz gut. Angeboten hast Du mir den Stuhl ja auch nicht. Weißt Du übrigens, daß der Suezkanal gesperrt ist?“

„Ich hörte eben davon. Da hätten wir ohnehin vielleicht warten müssen.“

„Wir?“

„Meine Ingenieure und Du.“

„Extrablatt! Extrablatt!“ tönte es von der Straße herauf. Hilde trat ans offene Fenster. „Schon wieder etwas Neues? Ich will ein Blatt heraufholen lassen!“

„Nein, laß nur. Ja, wovon sprachen wir gleich . . .“

„Von Deiner Abreise und von meiner.“

„Richtig. Es hat ja keinen Sinn mehr, davon zu reden, Du willst ja am Freitag fahren.“ Wegener spielte nervös mit dem Bleistift. Er wandte sich nach ihr um. Sie sah aus dem Fenster, den suchenden Blick in weite Fernen gerichtet. Wie er diesen Blick an ihr liebte.

„Hilde, sei vernünftig. Ich dachte, Du kämest mit nach Hankau.“

„Als was?“

„Als . . .“

„ . . . Deine Privatsekretärin vielleicht? Nein, Reinhold.“

„ . . . als meine Frau,“ sagte Wegener.

„Reinhold, seit wann hast Du Dir das überlegt?“

„Vor einer Stunde. Ich wollte gerade zu Dir, um Dir das zu sagen.“

„Reinhold! Wirklich?“

„Ja Du liebe, gute . . . Du mein schönes Weib!“ Da lag sie in seinem Arm, und leise hörte er die Worte: „Ich habe Dich ja auch so unsinnig lieb, Reinhold.“ Sie ruhte lange still an seinem Herzen.

„Und Du meinst, Du willst es mit mir versuchen?“

„Ja, Hilde, meine Wanderjahre werden wohl nie ein Ende nehmen, da wandern wir eben zusammen. — Aber nun laß Dein Kleid bewundern.“

„Also endlich. Einen schönen Gruß auch von Thomson. Ich traf ihn eben, und er läßt fragen, wie Dir dieser Collina-Stoff an Deiner . . .“

„ . . . an meiner Frau gefällt, willst Du sagen. Aber gib endlich einmal Distanz . . . Sehr gut, Hilde.“

„Na also. Thomson ist überglücklich. Die Bestellungen wachsen ins Riesenhafte. Er richtet schon drei weitere Fabriken ein. Ein gewaltiger Schlag. Wenn uns der Krieg nur keinen Strich durch die Rechnung macht.“

Wegener wurde ernst. „Ja, es sieht böß aus.“

Es klopfte wieder. Der Boy brachte einen Brief. Wegener riß den Umschlag auf. Es lag nur eine Karte darin.

„Fu,“ sagte er zu Hilde.

„Führen Sie den Herrn herauf,“ sagte Wegener. Er schloß vorsichtig den Fensterflügel. Für alle Fälle, dachte er.

„Wie weit sind Sie mit Ihren Vorbereitungen, Herr Wegener?“

„Alles fertig. Die ersten Verträge werden heute unterzeichnet. Aber der Suezkanal ist gesperrt.“

„Wir haben gestern den ersten Dampfer mit indischem Eisen bei Ismailia versenkt. Die zehn nächsten Dampfer gehen ums Kap und sind schon weit. Auch ihr Loyddampfer wird wohl ums Kap gehen müssen oder über Panama. Sie fahren doch selber mit?“

„Wir fahren mit,“ sagte Wegener mit Betonung. „Meine Frau und ich.“

„Ihre Frau, Herr Wegener?“

„Ja, meine Frau. In wenig Tagen werden wir auf immer verbunden sein.“

„Herr Wegener, Sie haben eine gute Wahl getroffen. Aber Sie haben Ihre Freundin lange warten lassen. Ich sagte Ihnen das schon.“

Fu zog einen Ring vom kleinen Finger: „Darf ich Sie bitten, Frau Wegener, diesen Ring als Andenken an einen alten Chinesen zu tragen, der Sie sehr verehrt. Es ist chinesisches Gold,“ fuhr er nach einer Weile fort. „Der Ring ist schon seit tausend Jahren in meiner Familie. Sein Stein trägt einen Glückzauber.“

Er streifte ihr den Ring über.

„Ich danke Ihnen, Herr Fu, der Ring wird mir Glück bringen.“

Fu hielt noch ihre Hand. „Chinesisches Gold an der Hand einer deutschen Frau,“ sagte er nachdenklich. „Chinesisches Gold. Es hat einst ganze Völker in Bewegung gesetzt. China ist arm an Gold. Asiens Gold stammt aus Rom. Vielleicht auch das Gold dieses Ringes, Rom bezahlte Asiens Seide und Gewürze mit Gold, das es sich überall zusammenraubte. So floß Roms Gold nach China ab. Dann kam der Venezianer und erzählte ...

„Marco Polo,“ sagte er mit einem Seitenblick nach Wegener.

„... der Welt von goldenen Tempeln und Palästen im fernen Osten. Nach dem Golde Zipangus fuhr dann der Genuese aus und fand eine neue Erde. Gold war der Magnet für Europas Völker, und das Gold ward rot von Blut. Jetzt fahren sie dem Eisen nach. Eisen ist wichtiger als Gold. Tragen Sie den Ring, wenn Sie mit Ihrem Mann die Fahrt nach Chinas Eisen antreten, und lernen Sie über unser Volk auch so denken wie er. Und vergessen Sie den alten Chinesen nicht und auch diese Stunde nicht. Ich habe noch einen schweren Gang vor mir. Geben Sie mir einen guten Wunsch mit, Frau Wegener.“

Fus Blick ruhte fest in Hildes Augen, Auch sie war ernst geworden.

„Die tausendjährige Kraft Ihres Volkes soll in Ihnen lebendig werden zu dem Werke, das zu vollenden Sie bestimmt sind,“ sagte sie wie unter einer Eingebung.

„Ich danke Ihnen, Frau Hilde,“ sagte Fu bedeutungsvoll und beugte sich über ihre Hand, die er in der seinen hielt. Dann reichte er Wegener die Hand: „Sie haben gut gearbeitet, Herr Wegener, ich danke Ihnen. Lassen Sie sich nicht durch das beirren, wovon übermorgen die Welt überrascht werden wird.“

„Krieg?“ fragte Wegener unsicher.

„Nein, ich werde ihn zu verhindern suchen. Aber alles steht auch nicht in meiner Macht,“ sagte Fu.

Harmageddon.

Glühend brannte die Sonne auf den Decksplatten von S. M. S. „Primose“. Die „Primrose“ war bei der Entsendung der Kampfeinheiten des indischen Geschwaders nach Singapore auf der Reede von Colombo zurückgeblieben, um dort Englands Macht zu repräsentieren. Gefechtswert hatte der kleine Kreuzer nicht, und so mochte er hier mit dem gleichmäßigen Pendelschlag des Tagesdienstes seiner Besatzung diesem wichtigen Hafen zeigen, wie die englische Seemacht, an allen Küsten des Erdballs gegenwärtig, stets vom gleichen Pulsschlag getrieben, ihren Blutdruck allen Völkern von London aus mitteilte, das nun doch einmal das Herz der Welt war und mit stählernen Nervensträngen sie alle wie in ein ungeheures Netz einspannte, aus dem es kein Entrinnen gibt.

Der weiße Leib der „Primose“ hob und senkte sich leise auf den unwahrscheinlich blauen Wellen. Born auf der Back wurde exerziert. Kurze Kommandorufe akzentuierten die taktmäßigen Bewegungen der Mannschaft in ihren weißen Anzügen. Eine fast unmerkliche Brise entfaltete auf einen Moment den Union Jack, dann wickelte sich das Tuch wieder müde zusammen und schlug klappend an den Flaggenstock.

Kapitän Higginbotham, der mit mehreren Offizieren auf dem Achterdeck stand, sah prüfend zu den drei gelben Schloten empor, dessen letztem ein leichter blaugrauer Rauchstreifen entströmte.

„Sie feuern Cardiff-Kohle?“ wandte sich der Kommandant zu dem ersten Ingenieur und deutete nach oben.

Der legte die Hand an die Mütze. „Befehl, Herr Kommandant, wegen der Alarmbereitschaft.“

„Ja, ich weiß,“ sagte der Kommandant, „aber feuern Sie daneben auch indische Kohle!“

Die „Brimose“ befand sich in Alarmbereitschaft, und die Besatzung bekam keinen Landurlaub mehr, seitdem es vorige Woche eine ernste Schlägerei im Hafenviertel und dabei mehrere Vermundete gegeben hatte. Unter der heimischen Bevölkerung machte sich eine unerklärliche Unruhe bemerkbar.

Der Funkoffizier trat mit seiner Mappe heran. Kapitän Higginbotham sah die eingelaufenen Funksprüche durch.

„Hatten Sie schon Singapore?“

„Noch nicht, der Funkturm am Lande auch noch nicht. Singapore scheint heute stark überlastet zu sein wegen der japanischen Flottenmanöver.“

Dann schalten Sie die Kriegswelle ein und lassen sich den Tagesbericht geben. Aber nehmen Sie selber die Meldung ab. Ich möchte unnötige Beunruhigungen an Bord vermeiden. Es wird schon genug über dieses japanische Manöver geschwagt.“

Der Kommandant sah dem Funkoffizier nachdenklich nach. „Eigentlich eine Dreistigkeit, dieses japanische Manöver, gewissermaßen unter den Geschützen von Singapore,“ wandte er sich dann zu seinem Ersten Offizier.

„Gewiß, aber ich sehe doch eigentlich nichts Beunruhigendes,“ sagte dieser. „Es ist uns zwar schwer geworden, den japanischen Admiral mit seinen Schiffen nach dem Kriege wieder aus Singapore abzuschieben. Die Herrschaften, unsere damaligen Verbündeten, fühlten sich dort doch schon allzusehr zu Hause. Es war damals von uns unüberlegt, sie in alles hineinschauen zu lassen. Aber seitdem ist Singapore ein anderes geworden. Wir machen solche Dummheiten nicht wieder, und die neuen Werke kennen die Japaner nicht.“

„Sind Sie dessen so ganz sicher?“ sagte der Kommandant. „Glauben Sie, daß die neuen Forts, an denen hunderte von chinesischen Arbeitern beschäftigt waren, den Japanern ein Geheimnis sind?“

„Kraum.“

„Unter den Augen von hunderttausend Chinesen und Japanern gibt es keine militärischen Geheimnisse in Singapore.“

„Ja, wir sitzen dort mit allem, was wir tun und treiben, wie auf einer offenen Veranda an einer belebten Straße. Und im Ernstfalle wird man Gebrauch von dieser Kenntnis machen.“

„Im Ernstfalle? Mit uns kann Japan doch nicht ‚Port Arthur‘ spielen.“

„Port Arthur?“ wiederholte der Kommandant ernst. „Das ist es, zwar heute nicht und nicht in zehn Jahren, aber irgendwann einmal doch. Aber wir werden ja gleich Bescheid wissen.“

Der Funkoffizier war wieder herantreten und reichte dem Kapitän ein Blatt mit einem Streifen des Morse-schreibers.

„Ich verstehe das nicht. Das ist das, was Singapore auf Welle 860 an uns herübergibt.“

„Machen Sie keinen Scherz, Leutnant Perkins,“ sagte der Kommandant. „Das hat Singapore gemeldet?“

„Wörtlich.“

Der Erste Offizier sah mit auf das Blatt, während der Kommandant las:

„Siehe, ich komme als ein Dieb. Selig ist, der da wachet. . . . Und er hat sie versammelt an einem Orte, der da heißt Harmageddon. . . .“

„Leutnant Perkins, das kann doch keine Meldung auf Welle 860 sein. Sie sind in die Morgenpredigt eines Missionars hineingeraten. Legen Sie noch einmal Singapore an oder nehmen Sie Hongkong auf derselben Welle, oder lassen Sie besser — wir reichen wohl nicht so weit — den Funkturm in Columbo anfragen.“

Drei Viertelstunden später stand Leutnant Perkins wieder vor dem Kapitän.

„Der Funkturm am Lande hat eine ähnliche Antwort aus Hongkong bekommen.“ Er reichte dem Kommandanten das Blatt.

„. . . Herunter Jungfrau, Du Tochter Babels, —“ las der Kapitän mit wachsendem Erstaunen, . . .

„lege Dich in den Staub . . . Du dachtest, ich bin ein König ewiglich. Denn Du hast Dich auf Deine

Klugheit verlassen. Du dachtest, man sieht mich nicht. Darum wird über Dich ein Unglück kommen, daß Du nicht weißt, wann es daherbricht . . ."

„Das hat Hongkong gegeben?"

„Ja, auf Welle 860."

„Dann scheint Hongkong auch seinen frommen Tag zu haben," versuchte der Kapitän zu scherzen.

Leutnant Berkins meinte, die Stelle sei aus einem der Propheten des alten Testaments. Der Funkturm am Lande bekomme seit einer Stunde auch immer nur Bibelsprüche. Hongkong und Singapore.

„Und Singapore?" fragte der Kapitän jetzt totornst. „Aus Singapore auf Welle 860, der Kriegswelle?"

Der Kommandant drückte auf den Knopf der elektrischen Klingel. Eine Ordonnanz erschien.

„Bitten Sie sofort den Ersten Offizier hierher. Und Sie, Leutnant Berkins, behalten Sie die Sache für sich. Sprechen Sie mit niemandem darüber. Wollte Gott, daß es sich um einen Irrtum handelt, um ein Mißverständnis. Aber ich fürchte, es gehen hier Dinge vor, die uns noch viel zu schaffen machen werden."

■

Das amerikanische Geschwader unter Admiral Pearson befand sich auf der Fahrt von Panama nach Honolulu. Gestern früh war über der Horizontlinie noch die unverkennbare Silhouette des Mauna Kea in zarten Umrissen zu sehen gewesen. Wie ein Feuerschein hatte dann die brandrote Fumarole des Vulkans während der ganzen Nacht als ein seltsames Phantom am Himmel gestanden. Heute Mittag sollte man in Pearl Harbour eintreffen. Wie leichte Schatten waren schon die Berge von Oahu über der Kimmelinie zu erkennen.

Der Admiral saß an seinem Schreibtisch. „Lassen Sie doch in Honolulu anfragen, welche Bojen draußen für uns bereit sind," hatte er zu seinem Adjutanten gesagt.

Der Funkoffizier fragte nach der Station von Pearl Harbour hinüber.

„Boje 6—8 und 10—12 für die großen Schiffe des Geschwaders reserviert," tickte der Apparat. „Die Zerstörer und Beischiffe sollen..." Dann hatte der Morseapparat plötzlich ausgefetzt. Leutnant Wilson wartete ein paar Minuten. Als dann nichts weiter kam, fragte er nach der Brücke, ob Honolulu vielleicht Gewitter habe. Die Brücke meinte, es könne allerdings ein Frühgewitter sein. Dampf grollte in einzelnen Schlägen der Donner herüber.

Der Funkoffizier ging selber auf die Brücke.

„Anscheinend doch wohl Gewitterstörung drüben," sagte er zu dem wachthabenden Offizier. „Wir sind unterbrochen. Nun, wir haben ja noch Zeit. Ich fragte gerade an wegen unserer Liegeplätze, da setzte die Leitung aus."

Der wachthabende Offizier suchte mit seinem Glase den Horizont und die bereits deutlich hervortretenden Berge von Oahu ab. Honolulu selber war noch nicht zu sehen.

„Dort rechts ist der Diamond Head und hier über Pearl Harbour liegt eine dicke Rauchwolke. Aber Gewitter, meinten Sie? Dann müßten die Berge über der Stadt verschleiert sein. Die Luft ist klar. Sehen Sie selber."

Der Funkoffizier sah durch das Glas. „Nein, Gewitter kann es nicht sein. Aber Sie hörten doch auch den Donner."

„Ich habe nicht darauf geachtet."

Der Funkoffizier ging an eine Telefonleitung auf der Brücke.

„Versuchen Sie die Verbindung mit Pearl Harbour noch einmal, ob die Station drüben reagiert... Noch nicht? Dann muß die Störung diesseits liegen."

„Darf ich Sie bitten, die Antenne prüfen zu lassen," sagte er zu dem wachthabenden Offizier. „Ich gehe selber wieder hinunter. Geben Sie mir Nachricht, wenn irgend etwas an der Antenne ist. Sonst nehme ich die Hilfsantenne."

Und wieder saß er an seinem Morseschreiber. Neben ihm schrillte ein Telefon: „Diesseits keine Störung. An der Antenne alles in Ordnung," meldete die Brücke.

„Haben Sie Meldung wegen unserer Liegeplätze?" fragte Kapitän Malyon an einem anderen Telefon.

„Bojen 6—8 und 10—12 sind für uns frei,“ rapportierte der Funkoffizier. „Ich warte noch auf Antwort wegen der Begleitschiffe und der Zerstörer. Wir wurden unterbrochen.“

„Geben Sie dem Admiral einstweilen Bescheid. Er fragte eben, und geben Sie den Rest nachher, wenn Sie wieder Verbindung haben.“

Der Funkoffizier versuchte wieder auf Welle 380. Pearl Harbour antwortete nicht. Dann begann der Apparat plötzlich wieder zu ticken, und der schmale Papierstreifen rückte wieder vor.

„... Besichiffe sollen ...“

Las Leutnant Wilson mechanisch die letzten Worte. Dann fuhr der Morsefschreiber fort:

„... Wehe, wehe, Du große Stadt, in welcher reich geworden sind alle, die da Schiffe im Meere hatten, denn in einer Stunde ist die vernichtet ...“

Leutnant Wilson war entsetzt. Die schmale weiße Papier-schlange ringelte sich und rutschte von der Tischplatte herunter, sich unten weiter und immer weiter ringelnd.

Was war das? Das konnte nicht Welle 380 sein! Es war Welle 380. Das konnte doch nur eine durch Rundfunk über den Archipel weitergegebene Morgenpredigt sein, die von der Antenne an Bord aufgenommen wurde. Er rückte und drehte an dem Apparat. Der blieb bei seinem Bibeltext.

„... und ein starker Engel hob einen großen Stein auf und warf ihn ins Meer ...“

fuhr der tickende Taster fort und hörte nimmer auf.

Da zerschnitt der Leutnant den Streifen und klebte ihn auf ein Blatt des Dienstformulars und eilte selber zum Admiral, während der Apparat unablässig drohende Worte aus der Offenbarung St. Johannis ausspuckte.

„Seltsam,“ sagte der Admiral, „Pearl Harbour schickt uns wohl noch eine verspätete Sonntagspredigt. Schalten Sie die Kriegswelle ein.“

Die Kriegswelle antwortete mit dem siebenten Kapitel des Propheten Nehemia.

„Alle Funkstationen scheinen mit Bibelsprüchen verstopft zu sein.“

Der Leutnant ging wieder auf seine Station. Noch immer Bibelsprüche. Dann aber kam nach einer Weile etwas, was ihn zuerst an eine Sinnestäuschung glauben ließ, als er auf dem langsam weiterlaufenden Papierstreifen las:

„Admiral Kamura an Admiral Pearson: Seit einer Stunde ist Honolulu mit seinen Werken und allen Schiffen in unseren Händen. Die japanische Flagge weht über allen Batterien und Forts. Wir fordern Sie auf, mit Ihrem Geschwader auf 15 km Entfernung von der Küste zu bleiben. Seit gestern abend werden Sie von japanischen U-Kreuzern begleitet. Jeder Versuch des Widerstandes ist nutzlos und würde gleichbedeutend mit sofortiger Vernichtung Ihrer Schiffe sein. Jedes aufsteigende Flugzeug wird sofort durch unsere T-Strahlen heruntergeholt. Die Regierung in Washington wird soeben von dem Fall Honolulus verständigt. Guam und Pago-Pago sind auch bereits in unsern Händen.“

Um Leutnant Wilson lärmten und tobten Telefone, er achtete nicht darauf, er las nur die Worte auf dem Papierstreifen.

„Himmel Donnerwetter, Leutnant Wilson, sind Sie denn plötzlich taubstumm geworden?“ tönte plötzlich die Stimme des Kommandanten neben ihm. „Auf das Telefon hören Sie nicht. Die Ordonnanz kommt unverrichteter Sache zurück. Was ist Ihnen?“ Und in Gedanken setzte er hinzu: „Mein Gott, wie sieht der Mensch aus!“

Der Leutnant raffte sich zusammen, und nahm eine dienstliche Haltung an.

„Herr Kapitän,“ stotterte er, „Pearl Harbour . . . alles . . . Der Feind . . .“

„Der Feind? Sie haben wohl einen Sonnenstich?“

„Bitte, Herr Kapitän,“ sagte der Leutnant und riß den Streifen an einer Stelle ab.

Der Kapitän las:

„... sprich zu mir, was siehst Du? Ich aber sah einen fliegenden Brief, der ist zwanzig Ellen lang und zehn Ellen breit...“

Der Kapitän wurde dunkelrot und fauchte den Leutnant an: „Ich verbitte mir solche Dummheiten. Ich werde Sie in Arrest stecken.“

„Prophet Sacharja,“ sagte Wilson.

„Sie hätten Prediger werden sollen, aber nicht Leutnant auf der U. S.-Marine.“

„Ich bitte, weiterzulesen, Herr Kapitän,“ sagte der Leutnant.

Und der Kapitän ließ den Streifen weiter durch die Finger gleiten. Der Leutnant sah ihm gespannt zu und verfolgte den wechselnden Ausdruck auf dem Gesicht des Kapitäns.

„Bleiben Sie am Apparat, Herr Leutnant, und lassen Sie hier niemand herein. Ich gehe zum Admiral.“

Doch vorher rief er noch die Brücke an.

„Wie weit sind wir von Pearl Harbour entfernt? ...
18 Seemeilen? ... Und welche Fahrt haben wir jetzt? ...
15 Seemeilen? ...“

„Gehen Sie mit der Fahrt auf 10 herunter und melden Sie in die Admiralskajüte, sobald wir 10 Seemeilen von Pearl Harbour sind.“

Der Kapitän rechnete: „Also noch zwanzig Minuten, wenn das hier,“ er schüttelte das zu einem Gewirr von weißen Spänen zusammengeballte Papier in seiner Hand, „wahr sein sollte.“ Und zum Leutnant: „Jede weitere Meldung in die Admiralskajüte weitergeben!“

*

„Die 20 Minuten sind gleich um,“ sagte der Kapitän und zog seine Uhr und sah fragend zum Admiral hinüber.

Der Admiral schwieg.

„Ich möchte noch abwarten, was sie drüben machen werden,“ sagte er dann.

„Aber das ist doch eine gottverdamnte Schweinerei,“ fuhr jetzt der Adjutant auf und schlug mit der Faust auf den Tisch.

„Fluchen Sie nicht, Pemberton, das ist erstens unchristlich und zweitens wird hier anscheinend mit uns Geschichte gespielt. Aber,“ sagte er, sich erhebend, „wir wollen auf die Brücke gehen. Nicht hier unten. Sind die Japaner wirklich im Besitz Pearl Harbours, dann werden wir ja sehen.“

Und so standen die vier Männer auf der Brücke.

„Wie weit sind wir noch von Pearl Harbour?“ fragte der Admiral den wachthabenden Offizier.

„8 Seemeilen,“ rapportierte dieser.

„Also noch fünf Minuten,“ sagte der Admiral, „dann werden wir es wissen.“

Drüben lag jetzt Honolulu und links davon Pearl Harbour, vor den grauen Bergen dahinter deutlich erkennbar. Auf der leichten Dünung des Pacific glitzerte die brennende Sonne. Ein weißer Passagierdampfer kam von Süden heran. Seine braune Rauchfahne schleppte lange über der blauen Wasserfläche nach. „Der heizt japanische Kohle,“ dachte der Admiral und wunderte sich, wie er in einem solchen Moment höchster Spannung ganz belanglose Dinge beachtete. Dann sah er wieder nach der Uhr.

Da blickte es unter einer der Panzerkuppeln von Diamond Head auf. Heulend flog eine Granate heran und platschte etwa hundert Meter vor dem Vordersteven des Admiralschiffes ins Wasser, das Deck mit einer gleißenden Fontäne überschüttend.

„Es ist so,“ sagte der Admiral, und dann zu seinem Adjutanten: „Das Geschwader macht gefechtsklar und stoppt die Fahrt und bleibt 8 Seemeilen von der Küste.“

„Was sollen wir machen?“ sagte der Admiral zum Kommandanten. „Auch nach meinem Sinne wäre es mehr: Drauf und heran an sie! Aber für die 40-Zentimeter da drüben, in unseren Batterien, die der Feind jetzt hat, sind wir wehrlose Zielscheiben. Eine Aktion von zwanzig Minuten‘ würde man es nennen. Und nur als Vorwurf für

ein heroisches Schlachtengemälde ‚Admiral Pearsons Untergang vor Pearl Harbour‘ sind mir unsere Leute und unsere Schiffe zu schade. Wir müssen über Zwischenstation Verbindung mit Panama oder Frisco nach Washington suchen. Ich werde dem japanischen Admiral zunächst mitteilen, daß ich hier liegen bleibe. Das weitere wird sich dann finden.“

Auf dem ganzen Geschwader rasten jetzt Signale. Die Winkflaggen auf den Brücken trugen durch ihr buntes Farbenspiel die Befehle von Bord zu Bord. Die Schrauben schlugen rückwärts, und um die Ruderstegen gurgelte die See wie blendend weißes Seifenwasser empor. Die langen Rohre der Türme hoben sich automatisch, dann drehte das Geschwader nach Backbord ab und fuhr in Kiellinie eine liegende Acht, immer dieselbe Entfernung zu Diamond Head haltend, der wie eine bissige Bulldogge drohend und zähnefletschend recht neben Honolulu hockte, ein ungefährlich gewordener Wachhund, den der Feind an die Kette gelegt hatte. Und lautlos gingen die Funkprüche hin und her zwischen dem Geschwader Admiral Pearsons und dem Funkturm von Pearl Harbour, über dem die weiße Flagge mit dem roten Sonnenball Dai Nippons im Winde flatterte.

Schach.

Nach einer Kabinettsitzung, die bis vier Uhr morgens gedauert hatte, war der englische Premierminister etwas nervös und abgespannt, als ihm sein Sekretär die Liste der für heute angesetzten Besprechungen und Empfänge vorlegte. Dann öffnete der Sekretär seine Mappe.

„Bitte nur Wichtigstes, und dann alle Meldungen aus den Kanalhäfen und aus Singapore sofort.“

Der Minister nahm die ersten Schriftstücke vor und machte mit Bleistift Bemerkungen am Rande.

„Ist Nachricht aus Ismailia da?“

„Seit gestern Abend nichts weiter.“

Die kleine Uhr auf dem Schreibtische schlug hastig zehn mal.

Der Premierminister schaute auf. „Schon so weit? Wer ist zuerst dran?“

„Der japanische Botschafter und der chinesische Gesandte.“

„Beide zusammen? Weshalb?“

„Es ist noch ein dritter Herr dabei.“

Der Premierminister nahm die drei Karten von der Platte und las mechanisch die Namen. Seine Gedanken waren bei ganz andern Dingen. „Ich wollte, ich könnte die Nächsten auch gleich paarweise oder zu dritt abfertigen. Nicht wahr, Sie vergessen Ismailia nicht! Es ist zu wichtig, daß wir den Kanal wieder frei bekommen.“

Der chinesische Gesandte entledigte sich umständlich seines amtlichen Auftrages, der englischen Regierung offiziell anzuzeigen, daß die diktatorische Gewalt des ganzen Reiches in die Hände Su Wang Tschöng gelegt worden sei. Der Premierminister hörte der amtlichen Mitteilung dieser ihm bereits bekannten Tatsache gleichgiltig zu. Er schielte nach der Empfangsliste auf dem Tisch. Als nächster stand der Staatssekretär von Indien darauf. Eisenausfuhr nach Deutschland! war hinter seinem Namen vermerkt.

Der Ministerpräsident antwortete mit ein paar höflichen Worten und glaubte seine Besucher damit los zu werden. Er machte Miene, sich zu erheben, um seinerseits das Aufbruchsignal zu geben.

Der Sekretär erschien in der Tür: „Die Admiralität bittet, den Herrn Premierminister dringend sprechen zu dürfen.“

„Einen Moment, meine Herren,“ sagte der Premierminister und folgte dem Sekretär ins Nebenzimmer.

Als er wieder eintrat, hielt er ein Blatt Papier in der Hand. Er las seinen Inhalt noch einmal, schüttelte den Kopf und sah gedankenverloren die drei Asiaten an.

„Meine Herren, ich danke Ihnen, aber wir waren wohl fertig. Sie sehen, wie ich in Anspruch genommen bin. Sollten Sie jedoch noch besondere Wünsche haben,“ fuhr er verbindlich fort, „dann bitte! Nur würden Sie mich verpflichten, wenn Sie Angelegenheiten, die nicht unbedingt dringlich sind, auf eine gelegенere Zeit verschieben würden.“

„Unsere Mission ist noch nicht zu Ende, und auf eine gelegенere Zeit ist sie nicht zu verschieben,“ sagte der Begleiter des chinesischen Gesandten.

Der Premierminister griff wieder nach den vor ihm liegenden Karten. Da schrillte das Telefon auf dem Schreibtisch. Der Premierminister nahm den Hörer. „Was, auch Hongkong? . . . Bibelsprüche? . . . Sie sagen, der ganze Erdball sei von Bibelsprüchen umspült? . . .“

Der Premierminister drückte auf den Knopf einer Klingel. Dem eintretenden Sekretär sagte er: „Die für 11 Uhr angelegte Kabinettsitzung soll sofort stattfinden.“

Der Sekretär verbeugte sich. „Die Admiralität bittet den Herrn Premierminister von diesem seltsamen Funksspruch aus Singapore Kenntnis zu nehmen.“ Und er reichte ihm ein Blatt Papier.

„ . . . Wehe, wehe, Du große Stadt Babylon. Auf Stunde ist Dein Gericht gekommen, und die Kaufleute seine auf der Erde werden weinen und Leid tragen, daß ihre Ware niemand kaufen wird . . .“

las der Premierminister halblaut. Er sah seine Besucher an, die mit unbewegten Gesichtern vor ihm saßen.

„Unsere Mission ist noch nicht zu Ende," wiederholte der Begleiter des chinesischen Gesandten.

„Dann bitte," sagte der Premierminister und warf einen Blick auf die Karten, die er noch in seiner Hand hielt. „Fu-Wang-Tschöng," las er mechanisch. Fu-Wang-Tschöng?... Hatte ihm nicht der chinesische Gesandte eben mitgeteilt, daß die diktatorische Gewalt Chinas Fu-Wang-Tschöng übertragen sei? Er strich sich mit der Hand über die Augen, als ob er einen Schleier fortwischen wollte.

„Fu-Wang-Tschöng," wiederholte er laut, „der Diktator Chinas?" und sah den Chinesen fragend an. „Wenn ich mich recht erinere, brachte dieser Tage die Presse ein Interview eines englischen Journalisten mit dem Diktator in Peking? Auf dieser Karte lese ich auch den Namen Fu-Wang-Tschöng. Ist das ein Irrtum?"

„Es ist kein Irrtum," sagte der Chineser und erhob sich. „Der Diktator Chinas steht vor Ihnen."

Der Premierminister sah überrascht auf. „Und das Interview?" fragte er zögernd.

„Mein Stellvertreter in Peking!"

Der Premierminister erhob sich gleichfalls. „Und welchem Umstande verdanke ich den Vorzug, Sie hier zu sehen?"

„Um Ihnen die Meldung zu erläutern, die Sie in der Hand haben."

„Den Bibelspruch?"

„Sie bemerkten eben bereits am Telefon, daß der Erdball von Bibelsprüchen umspült sei. Wir antworten Europa heute in der Sprache, die es unser Volk gelehrt hat. Alle Funkstationen im Bereiche unserer Macht geben seit heute früh fortlaufend nur noch Bibeltexte, um jeden anderen Funkverkehr unmöglich zu machen. Wir überfluten den Erdball mit Bibelsprüchen und ersticken damit die Möglichkeit irgendwelcher anderen Benachrichtigung."

„Im Bereiche Ihrer Macht... Herr Fu?"

„Die Meldung, die Sie eben erhalten haben, sagt uns hier," — er wies auf seine beiden Begleiter — „daß jetzt die

japanische Flagge über Singapore weht. England baut seit Jahren Singapore zu einer Riesenfestung aus. Gegen Japan, wie man hier zu verstehen gab, gegen Indien für den äußersten Fall, wie man sich in eingeweihten Kreisen zuflüsterte, und darf ich daran erinnern, daß der 'New York Herald' kürzlich sagte, in Singapore werde Japan der letzte Erbe Englands sein."

"Ich erinnere mich," sagte der Premierminister.

"Nun, dieses Erbe hat Japan unter der Parole 'Asien den Asiaten' heute früh angetreten."

"Sie wollen behaupten . . . ?" fuhr der Premierminister auf.

"Keine Erregung, Herr Premierminister, sie ändert an vollzogenen Tatsachen nichts mehr. Wollen Sie mir nicht glauben, so gebe ich Ihnen für eine halbe Stunde Ihre Kriegswelle nach Singapore frei."

"Sie wollen mir drohen? Mich hier in die Enge treiben, Herr Fu? Denken Sie daran, daß ein feindliches Staatsoberhaupt keine exterritorialen Rechte genießt wie der Gesandte. Ich werde . . ."

Fu sah seinen Gegner unverwandt an. Er bemerkte, wie der Fuß des Ministers suchend unter dem Schreibtisch herumfuhr. Da läutete das Telefon. Der Minister ergriff hastig den Hörer.

"Ja, bitte. Geben Sie mir die Abteilung J. B. C. . . . Sind Sie da? . . . Gut, dann schicken Sie mir die letzten zehn Nummern der „Times“ sofort auf mein Amtszimmer."

"Sie wollen mich verhaften lassen, Herr Premierminister," lächelte Fu. „Geben Sie sich keine Mühe. Sie haben eben mit dem Kommandanten der Sicherheitswache hier im Ministerium gesprochen, oder Sie glaubten mit ihm zu sprechen. Sie haben ihn um die Entsendung von zehn Mann ersucht. Sie werden aber nicht kommen. Sie haben nämlich mit unsern Leuten gesprochen. Fragen Sie nicht, aber verlassen Sie sich darauf, die Zeitung, die Sie eben benutzten, ist abgezweigt, und die Sicherheitswache ist für Sie vorläufig nicht erreichbar."

"Hier im Herzen von London!" fuhr der Premierminister dazwischen.

„Sie scheinen zu zweifeln, Herr Premierminister?“ sagte Fu. „Bitte überzeugen Sie sich.“

Fu ging an den Schreibtisch des Premierministers und trat mit dem Fuß auf den Kontakt am Boden. Das Telefon läutete wieder. „Wir haben überall sichere Helfer. Die Parole für heute ist der Name unseres verstorbenen Führers Sunyatsen. Sie mögen selber hören.“

Fu nahm das Telefon: „Hier scheinen Unklarheiten vorzuliegen. Geben Sie viermal die Parole!“

„Bittel!“ Er reicht dem Premierminister den Hörer.

Der Premierminister legte ihn betroffen wieder hin und sank in seinen Stuhl zurück.

„Übrigens wollte ich noch sagen,“ begann Fu nach einer Pause wieder, „auch Ihr Sekretär ist verschwunden, er befindet sich mit einem Schreiben von Ihnen gegenwärtig im Automobil unterwegs zum königlichen Schlosse. Se. Majestät der König wird darin von Ihnen gebeten, an der Kabinetts-sitzung in einer halben Stunde teilzunehmen. Ich dachte, es sei besser und das würde die Beratungen abkürzen. Ich habe mir erlaubt, in Ihrem Namen an Se. Majestät zu schreiben. Wir sind hier einstweilen allein und wollen vorläufig allein mit Ihnen verhandeln. Dann kann Ihr Kabinettsrat und Se. Majestät ja oder nein sagen zu unserer Forderung und können über Krieg oder Frieden entscheiden.“

Die Hand des Ministers zuckte nach dem Telefon hinüber.

„Lassen Sie das doch,“ sagte Fu. Dann lächelte er. „Sind Sie übrigens ganz sicher, daß wirklich der Diktator Chinas hier vor Ihnen steht und daß der vom „Daily Telegraph“ in Peking interviewte Diktator der Strohmann ist, oder ob hier der Strohmann steht und der Mann in Peking der Richtige ist? Mit dem Griff eines Londoner Polizisten meistern Sie die Weltgeschichte nicht, die Ereignisse sind schon zu weit.“

Der Premierminister griff sich an die Stirn. „Was wollen Sie?“

„Ich sagte bereits,“ begann Fu, „daß Singapore in der Gewalt Japans ist, der militärischen Vormacht Asiens.“

„Woher wollen Sie das hier in diesem Zimmer wissen?“

„Sie waren selber so freundlich, uns die Mitteilung zu machen.“

„Wieso?“

„Einen Mißerfolg der Aktion hätten Sie zuerst erfahren. Bei einem Teilerfolg sollte der Funkturm das erste Kapitel der Genesis geben. Die Offenbarung bedeutet: Erfolg auf der ganzen Front.“

„Uns wurde kürzlich mitgeteilt, daß Japan bei den süd-amerikanischen Republiken Kriegsschiffe kaufen wolle,“ sagte der Premierminister.

„Wer Ihnen diese Meldung aufgehängt hat, ist auf ein Scheinmanöver von uns hinein gefallen, das nur die Aufmerksamkeit von den entscheidenden Punkten ablenken sollte. Japan denkt gar nicht daran, alte Kriegsschiffe zu kaufen. Hoffentlich hat der englische Geheimdienst diese Nachricht nicht zu hoch bezahlt.“

„Und was verlangen Sie von England?“ begann der Premierminister wieder.

„Nichts weiter, als daß es seinen Landbesitz in Asien liquidiert. Mit anderen Worten: Daß es heute schon das tut, was es in fünf oder zehn Jahren doch tun müßte: Rückzug aus Asien. Entschließt sich England dazu, dann können wir weiter gute Freunde bleiben.“

„Und England soll diesen dreisten Friedensbruch, soll den Überfall auf Singapore ruhig hinnehmen? Niemals!“

„Wollen Sie Ihre Flotte angesichts der drohenden Haltung Frankreichs und wo überall auf der Stappenstraße nach Indien der Brand ausqualmt, nach China schicken? Es müßte schon die ganze Flotte sein, die auf Rostschewskis Spuren um das Kap herumfahren müßte. Denn den Suez-Kanal haben wir gesperrt.“

„Sie?“

„Ja, durch den bei Ismailia versenkten Dampfer. Wenn Sie Glück haben und den Kanal nicht ruinieren wollen, brauchen Sie vier Wochen, um das Hindernis fortzuräumen. Dann würde auf asiatischem Boden vielleicht kein Engländer mehr übrig sein, den Ihre Flotte noch an Bord nehmen

kann. Bedenken Sie das. Wir haben vier Wochen Vorsprung, und Ihre Flotte fährt an Frankreichs Küste vorbei und läßt die Heimat ungeschützt zurück."

Su sekte sich wieder und ließ seinem Gegner Zeit.

"Und wenn wir ernsthaft mit Ihnen verhandeln wollten," begann der Premierminister von neuem. „Wer gibt uns die Garantie, daß Sie morgen noch im Amte sind und daß Abmachungen eingehalten werden?"

Su lächelte. „Wer gibt uns die Garantie, daß Sie als Premierminister diesen Tag überleben und daß Ihr Nachfolger das unterschreiben wird, was wir hier festsetzen? Diese Gefahr ist in England größer als bei uns."

„Sie sprechen von Krieg und Frieden. Mit Ihrem Überfall auf Singapore" — er blickte zu dem japanischen Botschafter hinüber — „sind wir bereits im Kriege."

„Nicht nötig," sagte der Japaner. „Man braucht nur den ersten Gang wirklich auszufechten und kann dann verhandeln. England wollte doch auch vor der Marneschlacht noch mit Deutschland verhandeln. Alles weitere dezimiert nur Ihre Reihen. Sinnlose Blutverschwendung. Oder hat England soviel Menschen übrig? Denn diesen Krieg könnte es nur mit weißen Soldaten führen. Haben Sie genug davon?"

„Eine Konferenz der an Asien interessierten Mächte . . ."

„Nein, keine Konferenz, keine Verschleppung," sagte Su mit Nachdruck. „Hier in diesem Gebäude und jetzt sofort! In zwei Stunden können wir fertig sein. Unser Programm ist einfach und klar."

„Das wäre eine neue Methode."

„Wenn die neue Methode gut ist . . . Wir sparen viel an Kraft und Zeit und gehen als Freunde auseinander."

„Können Sie für das Leben der Europäer auf asiatischem Boden garantieren?" fragte der Premierminister nach einer Pause.

„Heute können wir es, wir und Japan, in jeder Beziehung. Ein Funkspruch von hier aus genügt. Ein einziges Wort."

„Haben Sie Ihre Truppen und Ihre Generäle wirklich in der Hand? Das Chaos, das wir in den letzten Jahren in China sahen, läßt auf das Gegenteil schließen.“

„Es gibt kein Chaos mehr in China. Ein Chaos sehen nur die Augen der Europäer. Alle Kräfte Asiens sind heute nach einer Richtung orientiert. Japan und China sind in dieser Frage ein einziger Block. Meine Diktatur ist das Ergebnis des Willens von vierhundert Millionen Chinesen und hundert Millionen Japanern. Dazu kommen Indien und die Malayen-Staaten. Meine Diktatur ist der Kristall, den eine übersättigte Lösung bildet, wenn man einen Faden hineinhängt. Der Kristall ist da und hat alle Kräfte gebunden.“

„Und der Bolschewismus? Fürchten Sie ihn nicht?“

„Sie verwechseln den Nationalismus Asiens mit dem Moskauer Bolschewismus.“

„Und doch stehen Sie mit Rußland im Bunde?“

„Wir nehmen unsere Verbündeten, wo wir sie finden. Auch England war einst Rußlands Verbündeter ...“

Der Premierminister wehrte ab.

„... und ließ die Deutschen Englands Schlachten gegen Rußland schlagen. Tannenberg zählte auf Englands Seite und machte Indien auf ein Vierteljahrhundert vom russischen Druck frei.“

„Und Frankreich?“ sagte der Premierminister.

„Sie haben Frankreich zu groß werden lassen, als Sie das deutsche Gegengewicht auf dem Kontinent abhängten. Jetzt droht Frankreich Ihnen wirklich, und die französische Luftflotte am Kanal würde England wirklich lebensgefährlich bedrohen, wenn wir nicht wären ...“

„Jetzt verstehe ich Sie nicht, Herr Fu.“

„Gut, dann muß ich deutlicher werden,“ sagte Fu. „Wir sind es, die Frankreich in diese Stelle hineinmanöviert haben. Palmyra ... der Riffeldzug ... Marseille ... Abomey ... Biskra ...“

„Ihr Werk?“

„Unser Werk: Frankreich steht mit der Front gegen Sie. Aber hinter der französischen Front steht die

schwarze Armee. Ich sagte das schon am Montag dem französischen Ministerpräsidenten in Berlin."

"In Berlin?"

Su überhörte die Frage. „Ein Funkspruch und Frankreichs schwarze Armee nimmt die Front gegen die weißen Truppen der Republik. Frankreich hat sich selber diese Gefahr geschaffen. Aber vor der französischen Front am Kanal liegen unsere U-Kreuzer."

"Ihre U-Kreuzer?"

"Fragen Sie nicht weiter. Aber sie sind da. Denken Sie an die Meldungen aus Ihren Kanalhäfen über das Auftauchen verdächtiger U-Boote am Dienstag. Das waren unsere U-Kreuzer. Und von diesen unseren U-Kreuzern hängt es ab, ob wir auch nur ein französisches Flugzeug über den Kanal lassen. Wir könnten also England gegen einen französischen Überfall schützen, wenn wir einig werden . . ."

"Welches sind Ihre Bedingungen?"

Su nahm das vor ihm liegende Schriftstück zur Hand: „Aufhebung der Exterritorialität aller Fremden in China. Gleichstellung aller Europäer mit den Bewohnern Chinas. Rückgabe von Hongkong und Singapore. Für Indochina erhält Frankreich eine Entschädigung in bar. Verwaltung aller gegenwärtig europäischen Besitzungen in Indonesien durch eine Regierung, die zur Hälfte aus japanischen und chinesischen Vertretern und zur anderen Hälfte aus Malayen und Vertretern der gegenwärtigen europäischen Besitzer besteht. Alles Privateigentum bleibt unangetastet. Singapore wird fortan ein Flottenstützpunkt Japans. Die Philippinen werden selbständig und erhalten eine heimische Verwaltung. Britisch-Indien erhält eine Regierung, die zu gleichen Teilen aus Engländern und Indern besteht. Indien wird in Zoll- und Wirtschaftsfragen völlig selbständig. Zurückziehung aller europäischen Kampfschiffe aus den asiatischen Gewässern . . ."

Su ließ das Blatt sinken. „Wir haben nämlich nicht den Ehrgeiz, erst eine chinesische Marine zu schaffen. Wir treiben wirkliche Friedenspolitik. Die japanische Flotte genügt zur Verteidigung Asiens."

„Und schließlich," Fu hob die Stimme wieder, „Kassierung des Versailler Vertrages und Wiederherstellung der alten Grenzen Deutschlands. Frankreich ist bereits mit einer Abstimmung in Elsaß Lothringen einverstanden. Polen muß sich fügen. Es soll die einst russischen und österreichischen Gebiete behalten, gibt aber den ehemals deutschen Besitz zurück."

„Kassierung des Versailler Vertrages...?" Der Premierminister war von seinem Stuhl emporgefahren. „Und warum?"

„Deutschland soll uns eine chinesische Wirtschaft aufbauen helfen, deshalb haben wir ein Interesse daran, Deutschland wieder völlig leistungsfähig zu machen. Das asiatische Eisenabkommen ist Ihnen bereits bekannt. Wir haben nun einmal eine Schwäche für Deutschland, besonders seit der Rückgabe von Kiautschou. Die Deutschen haben uns nur Kultur gebracht. Kultur und Technik, und haben niemals Opiumkriege gegen uns geführt."

Der Premierminister überhörte die Ironie und schwieg.

„Ich erlaube mir bereits, das abgefürzte Verfahren vorzuschlagen, Herr Premierminister, wir werden rasch zur Entscheidung kommen können. Ihre Herren warten bereits im Nebenzimmer. Wir können uns gleich an den Verhandlungstisch setzen."

„Sie verlangen viel, Herr Fu."

„Aber doch nicht mehr, als was England in den nächsten Jahren doch schrittweise gewähren müßte. Oder wollen Sie heute Nachmittag um Hongkong kämpfen, wo die Funkstation bereits von uns bedient wird. Eine Verteidigung der Festung ist auf die Dauer ebenso aussichtslos wie die von Tsingtau. Schonen Sie das Blut Ihrer Soldaten!"

„Und was können Sie uns auf der anderen Seite bieten?"

„Den Schutz Englands gegen die französische Luftflotte. England wird wieder eine Insel. Wir brauchen, wenn wir einig werden, das Geheimnis unserer T-Strahlen nur bis heute nachmittag. Dann mag es auch Ihr Eigentum werden."

„Und die Vereinigten Staaten?"

„Auch Honolulu ist bereits in unseren Händen. Amerika wird das tun, was es tun muß. Es wird auf die Philip-pinen verzichten.“

„Von Amerika trennt Sie die Gefahr der japanischen Einwanderung,“ sagte der Premierminister und blickte zu dem japanischen Botschafter hinüber.

„Herr Premierminister,“ sagte dieser, „vorher sprachen Sie von Bolschewismus, jetzt von der japanischen Einwanderung. Glauben Sie denn im Ernst, wir Japaner dächten an einen Einfall in die Vereinigten Staaten? Die Zeiten, da Cortez mit einer Handvoll gepanzerter Reiter ein Reich erobern konnte, sind vorbei. Solche Schlagworte sind doch nur Mittel der politischen Regie, Blendwerk für die Masse. Es gibt keine japanische Gefahr für die Vereinigten Staaten. In Washington weiß man das auch. Hunderttausend Japaner gegen hundert Millionen Amerikaner.“

„Aber warum, wenn Sie den Frieden wollen, der Überfall auf Singapore und Hongkong?“

„Irgendwie muß man doch anfangen, um die Dinge in Bewegung zu bringen,“ sagte Fu. „Si vis pacem para bellum!“

„Eine etwas drastische Friedenserklärung.“

„Wir kämpfen ja nicht gegen das England von heute, wir kämpfen gegen das England von einst.“

„Gegen das England von einst?“

„Gegen Lord Palmerston, der in diesem Gebäude einst China den Krieg erklärte, um uns das Opiumgift aufzuzwingen. Wir müssen vorsichtig sein und wollen wieder Herr im eigenen Hause werden.“

„Also eine späte Rache für Dinge, die in der Vergangenheit ruhen?“ fragte der Premierminister.

„Hat England je Majuba Hill vergessen?“ fragte Fu.

„Wollen Sie mit mir die Geschichte dieses Reiches, die Geschichte Englands, durchnehmen?“ sagte der Premierminister.

„Nein, aber Sie sehen die Dinge noch nicht richtig,“ versetzte Fu und erhob sich von seinem Plaze. „Das schlummernde China befand sich in einem Dämmerzustand. Da

pochte Europa laut und drohend an unsere Tore. Gewalt-
sam haben Sie sie geöffnet. Durch Krieg und Überfall haben
Sie uns gezwungen, Ihnen Ihre Fabrikate abzukaufen,
haben uns Maschinen geliefert und uns gezwungen, eine
Marine zu schaffen und haben uns weiter gezwungen, Ka-
nonen und Gewehre zu kaufen und haben gedacht, das lernt
der dumme Chinese nie. Hat Ihnen denn der Gedanke so
ganz fern gelegen, daß die europäischen Maschinen und die
europäischen Waffen nicht doch den Asiaten, der hinter ihnen
steht, zum Denken erziehen werden? Als dann unser Tschang-
Tschung in seinen Geschüßgießereien am Yangtse anfang,
Ihre Kanonen nachzubauen und Gewehre zu fabrizieren,
haben Sie wieder gelacht: Das wird nichts werden. Die
asiatischen Bopsträger waren für Sie ja immer nur das
Symbol absoluter Rückständigkeit. China war für Sie nur
ein Land fossiler Kultur. Wir waren für Sie für alle Zeiten
von der göttlichen Weltordnung nur zum Verbrauch Ihrer
Fabrikate bestimmt. „Hunden und Chinesen ist der Eintritt
untersagt,“ war am Eintritt des Parkes im europäischen
Settlement in Shanghai zu lesen. Das, Herr Premier-
minister, hat uns zum Erwachen gebracht. Wir schnitten
den Bopf ab, und das erwachende China war ein anderes
als das, dem Lord Palmerston noch durch Krieg das Opium-
gift aufzwingen konnte.“

„Sie haben vielleicht in manchem recht,“ sagte der
Premierminister, „aber wir kamen doch nicht nur als Aus-
beuter nach China. Wir haben Asien doch auch europäische
Kultur gebracht und waren doch vielleicht berechtigt, auf die
Dankbarkeit Ihrer Landsleute und Japans zu rechnen.“

„Dankbarkeit?“ sagte jetzt der Japaner eiskalt. „Dank-
barkeit, wofür? Sie und die Amerikaner haben sich in unser
Land eingedrängt. Wir hatten Sie nicht gerufen. Wir
waren glücklich und zufrieden, bevor Sie kamen, in unserer
alten Kultur. Was ist aus unserem Lande seit Kanagawa
geworden?“

„Kanagawa?“ fragte der Premierminister.

„Ja, seitdem Admiral Perry mit seinen Schiffskanonen
die Öffnung der japanischen Häfen erzwang.“

„Was aus Japan geworden ist, fragen Sie?“ sagte der Premierminister. „Ein Kulturland in europäischem Sinne. Sie brüsten sich ja selber mit Ihrer westländischen Kultur.“

„Kultur?“ — die schmale Hand des Japaners strich über die Tischplatte —. „So sehen Sie es. Ich will Ihnen sagen, wie wir es sehen. Was hat Europa, was hat Amerika uns gebracht? Sie haben uns geblendet mit den Außerlichkeiten einer Technik, die uns damals neu war. Europa hat uns Maschinen, hat uns Waffen verkauft und hat uns eingeredet, wir müßten Europäer werden. Und was hat uns Europa dafür genommen? Es hat uns eine vieltausendjährige Kultur zerschlagen, uns und China. Es hat uns das Erbe von Jahrtausenden zerstört. Es hat uns unsere Tempel und Paläste ausgeplündert, als wir uns um diese Dinge nicht mehr kümmerten, und hat diese unerseßlichen Schätze in seine Museen und Sammlungen verschleppt. Wenn wir heute wissen wollen, was die alte japanische und chinesische Kultur bedeutet hat, so müssen wir ihr über den ganzen Erdball nachreisen und müssen das, was uns einst gehört hat und was uns von Ihren Globetrottern abgeschwagt worden ist, in hundert Ländern zusammensuchen und dürfen es nur hinter den Glasscheiben Ihrer Museen anschauen. Unsern ererbten Besitz hat man uns geraubt. Unsern Frieden hat man uns genommen und unsere Kultur. Wir stecken heute in europäischer Kleidung, und für das, was man uns genommen hat, hat man unsern Völkern billige europäische Fabrikware in die Hand gesteckt, die niemand mag. Unser Volk muß zu Hungerlöhnen an europäischen Maschinen in den Fabriken arbeiten, nur um das nackte Leben fristen zu können. Und dafür, daß Sie uns eine Kulturwelt, die dreimal älter ist als die Ihre, vernichtet haben, und daß wir uns heute mit billigem europäischen Fabrikshund begnügen müssen, dafür sollen wir Ihnen dankbar sein? Lernen Sie doch die asiatische Welt einmal mit unseren Augen und nicht mit denen eines europäischen Storekeepers ansehen.“

Der Premierminister sah nachdenklich vor sich hin.

„Und Sie waren gewarnt,“ begann Fu leise von neuem.

„Unser Si-Hung-Tschang hat einmal gesagt: Ihr Europäer werdet es noch einmal bedauern, China aus dem Schlummer geweckt zu haben.' Haben Sie das überhört? Der wahnsinnige selbstmörderische Krieg Europas hat dann die Entwicklung beschleunigt. Wir sahen die Europäer auf heimischem Boden sich gegeneinander kehren. Als von englischer Hand das deutsche ‚Altis'-Denkmal in Shanghai umgestürzt wurde, da fühlten wir: Jetzt kommt die Zeit. Der Haß der Europäer untereinander ist größer als ihre Solidarität. Was bei Taku noch hielt, gibt es heute nicht mehr. Wo ist die europäische Front gegen China? Die Deutschen haben Sie abseits gedrängt. Rußland steht heute auf unserer Seite. Aus den paar tausend Taels, die wir aus Moskau erhielten, hat Ihre Presse eine bolschewistische Gefahr für China gemacht. Bolschewismus in China?“ er zuckte die Achseln. „Planmäßigen Selbstmord überlassen wir anderen Völkern. Die Parole: Asien den Asiaten! elektrisiert unser ganzes Volk. Sie hörten nicht und wollten nicht sehen, solange nur Ihre Handelsstatistik stimmte. Dann kamen die Unruhen in Shanghai und die Vorfälle in Hankau. Da wurden Sie stutzig. Es waren nur Vorproben. Als nichts weiter erfolgte, dachten Sie: Es geht wieder vorüber. Sie täuschen sich. Die gesammelte Kraft Chinas steht hier vor Ihnen in meiner Person. Nicht nur in meiner. Sie können mich hier verhaften und — wie das so geht — auf der Flucht erschießen lassen. Das nützt Ihnen nichts mehr. Falle ich auf dem Londoner Straßenpflaster, so tritt daheim ein anderer lautlos in die Front und übernimmt als Offizier die Führung. Sie denken: Warum macht Japan mit? Der Gedanke der Befreiung Asiens hält Japan an unserer Seite, und diesem Gedanken ordnen wir alles unter. Unsere Front ist von Stahl. Was Japan und wir sonst miteinander auszumachen haben, werden wir unter uns erledigen.“

Der Premierminister bewegte zweifelnd den Kopf.

Fu machte eine Pause. Dann begann er wieder: „Glauben Sie, Herr Premierminister, es ist so. Denken Sie an Ihre eigene Geschichte. Zwanzig Jahre lang hat England die Völker Europas gegen Napoleon zusammengehalten und

ließ sie alle für seine Politik bluten, bis Sie schließlich mit 24000 Grenadieren bei Waterloo selber den Schlußstrich unter den Weltherrschaftstraum des einen Mannes zogen. Wir haben keinen Weltherrschaftstraum. Singapore und Honolulu sollen die Grenzpfiler unserer Macht sein. Aber die brauchen wir. Wir wissen auch, wie kurz die Zeitspanne für weltpolitische Entscheidungen immer ist, und wir müssen sie nutzen. Zwanzig Jahre haben wir für diesen Tag gearbeitet. Gestützt auf Singapore und Honolulu, deren Fall nicht einmal viel Blut gekostet haben wird, denn unsere Truppen haben die Werke von innen überraschend überfallen, bieten wir Ihnen noch einmal die Hand, sich mit dem Verlust dessen abzufinden, was Ihnen doch verloren ist, was Sie nie wieder haben werden. Schlagen Sie diese Hand aus, die sich Ihnen jetzt entgegenstreckt, dann hört meine Verantwortung auf. Hinter mir steht die gelbe Flut, wie Sie es nennen. Schlagen Sie diese Hand hier aus, dann kommt die Flut in Bewegung und fünfhundert Millionen Asiaten fegen über hundertfünfzig Tausend Europäer auf asiatischem Boden dahin, und ich bin dann nicht mehr Herr dieser Flut. Sie selber wissen, welche uralten Instinkte in asiatischen Völkern ruhen, wenn der Bluttausch sie erfaßt. Man soll solche Instinkte nicht wecken," sagte er leise.

„Noch einmal, Herr Premierminister: In Ihrer Hand ruht das Schicksal von hunderttausend Engländern in Asien. Dort" — er streckte die Hand aus — „in der blauen Mappe vor meinem japanischen Kollegen ruht das Geheimnis der T-Strahlen, das England vor Frankreich schützen kann.

Übrigens," setzte er hinzu, „muß ich Ihnen noch eine Illusion nehmen. Ein Gewaltakt würde Ihnen nichts nützen."

Er nahm die Mappe vom Tisch und schlug sie auf. „Nicht wahr, weißes Papier! Das Dokument ist mit farbloser Tinte geschrieben. Erst eine chemische Lösung, die nur wir kennen, — und unsere Chemiker sind Meister in ihrem Fach — läßt die Buchstaben auf der Fläche erscheinen. Das Papier ist aber so präpariert, daß es nach sechs Stunden in

Staub zerfällt. Können wir bis drei Uhr unseren Vertrag unterzeichnen, so tauschen wir ihn gegen die blaue Mappe aus. Wir haben noch drei Stunden Zeit. Weiter habe ich Ihnen nichts zu sagen."

Der Sekretär des Premierministers erschien in der Tür. „Se. Majestät der König wünscht den Herrn Premierminister sofort zu sprechen.“

„Sehen Sie,“ sagte Fu lächelnd, „wie prompt Ihr Schreiben an Se. Majestät gewirkt hat. Auf die Minute!“ Er blickte nach der Uhr...

Um dreiviertel drei Uhr nahm der englische Kabinettsrat unter dem Vorsitz des Königs die chinesisch-japanischen Bedingungen an.

James Monroes Schatten.

Das amerikanische Repräsentantenhaus war mit steigender Unruhe der Rede des Staatssekretärs gefolgt, in der er die Ereignisse der letzten Wochen resumierte.

„... und so ersucht die Regierung um Zustimmung des Hauses zu ihrem gewiß nicht leichten Entschluß, den pazifischen Besitz, der uns einst durch den Krieg gegen Spanien als eine immer schwerer drückende Sorge zugefallen ist, zu liquidieren. Als Gegenleistung bietet uns Japan im Rahmen seiner Konzentrationsspolitik im Pazifik ein absolutes und rücksichtslos durchzuführendes Auswanderungsverbot nach den Küsten unseres Landes.“

Von der Seite der Opposition kamen ironische Zwischenrufe und lautes Gelächter.

Der Ministerpräsident machte eine Pause und fuhr dann fort: „Die Gefahr einer asiatischen Überflutung unserer pazifischen Küste ist damit beseitigt.“

Auf den Bänken der Opposition begann es immer lebhafter zu werden. Verschiedene Abgeordnete trugen sich in die Rednerliste ein. Überall bildeten sich lebhaft redende Gruppen. Der Lärm brandete immer lauter empor. Der Staatssekretär legte das Blatt seines Manuskriptes, das er in der Hand hielt, zur Seite und griff nach einem neuen. Unmöglich, bei dem sich steigenden Lärm zu sprechen.

„Verrat an den geheiligten Traditionen unseres Landes!“ klang es da aus einer der Gruppen.

Der Staatssekretär sah den Präsidenten des Hauses fragend an. Dieser wollte den Zwischenruf rügen. „Der Herr Staatssekretär ist noch nicht zu Ende. Er hat weiter das Wort,“ rief er mit einer Löwenstimme in den Tumult. Der Lärm ebte ab.

Der Minister begann von neuem. „Eins der Mitglieder der Opposition hat geglaubt, mich an die heiligen Traditionen

unserer Politik erinnern zu müssen. Das war überflüssig. Diese Traditionen sind mir ebenso teuer. Ich brauche nur an einen Namen zu erinnern, der als unverrückbarer Zeitstern über den achtundvierzig Sternen unserer Flagge steht. Ich brauche nur an den Namen zu erinnern, der in unser aller Gedächtnis wohnt. Bei dem Klange des Namens von James Monroe schlugen alle Herzen unter den Streifen und Sternen höher. (Lauter Beifall erscholl bis in die Reihen der Opposition.) Gerade von James Monroe möchte ich reden. Asien den Asiaten! schallt es uns von drüben entgegen. Wir Amerikaner antworten darauf mit James Monroes Worten: „Amerika den Amerikanern! Dem Anspruch erwachender Völker auf das Recht der Selbstbestimmung hat dieses Land, bei dessen Betreten die Statue der Freiheit jeden Gast begrüßt, sich nie widersetzt. Und wir widerlegen uns auch heute nicht, auch wenn es für uns ein schmerzliches Opfer bedeutet. Aber wir fordern dasselbe für Amerika, für uns. Amerika den Amerikanern!“

Neuer lauter Beifall zwang den Staatssekretär, eine Pause zu machen. Dann fuhr er fort:

„Ist für die asiatischen Mächte das Recht auf Selbstbestimmung ein heiliges Recht, wie sie sagen, dann ist es das auch für uns. Die Regierung dieser Republik hält den Zeitpunkt für gekommen . . .“

Unter Totenstille des Hauses fuhr der Minister fort:

„ . . . an die Kabinette in London, Paris und im Haag die Aufforderung zu richten, ihre Garnisonen aus ihren heutigen Besetzungen in den amerikanischen Gewässern und von den amerikanischen Küsten zurückzuziehen und auf diesen Landbesitz zu verzichten. Kanada in seinem immer lockerer werdenden Verhältnis zum Mutterlande stört uns nicht. Aber die heute unter europäischer Flagge stehenden Inseln der amerikanischen Gewässer sollen mit dem Gebiet der Vereinigten Staaten vereinigt werden. Die britischen Besetzungen an der Küste von Mexiko fallen dieser Republik zu, und aus Guyana wird ein selbständiger Staat. Die Reste einer Kabinettpolitik der Vergangenheit, die wie fossile Betrefacte noch in unser Zeitalter der Völkerfreiheit hinein-

ragen und in Zeiten politischer Spannung zu einem Gegenstand der Unruhe werden könnten, müssen diesen drohenden Charakter verlieren. Im Namen James Monroes bittet die Regierung dieses Landes das Repräsentantenhaus und den Senat um ihre Zustimmung dazu, daß sie mich beauftragt, noch heute entsprechende Noten an die europäischen Kabinette zu richten. Stimmen die parlamentarischen Vertreter des amerikanischen Volkes zu, so bittet die Regierung weiter um ihr Einverständnis, wenn sie sich bereit erklärt, ihrerseits auf weitere Geldzahlungen aus dem Versailler Vertrag, die unseren ehemaligen Verbündeten aus dem letzten Kriege entstanden sind, zu verzichten. Der heutige Tag würde dann das Werk James Monroes vollenden.“

Der Minister setzte sich. Dann raste der Beifall los. Tausend Hände streckten sich ihm entgegen. Erst nach einer Viertelstunde trat allmählich Ruhe ein. Mit klarer, überall vernehmbarer Stimme verlas der Sprecher der Regierungsmajorität den Antrag seiner Partei, dem Vorschlag der Regierung zuzustimmen. Er fand, ohne daß auch nur ein Abgeordneter weiter das Wort ergriff, einstimmige Annahme des Hauses.

Dann trug der elektrische Funke die überraschende Kunde in alle Welt.

Hinaus.

Noch klang überall die Erregung der letzten Wochen nach. Auch an Bord der „Köln“. Da die Passage durch den Suezkanal noch gesperrt war, sollte der Lloyd dampfer seinen Weg über Panama nach Shanghai nehmen.

In der Morgenfrühe hatte er die weißen Kreideklippen von Dover passiert. Der Kanal war wieder von Schiffen belebt. Vor ihren braunen und schwarzen Segeln trieben Fischerboote auf dem Meere. Von Süden her wühlte sich ein breiter gelber Raddampfer mit triefendem Bug durch die grauen Wellen vorwärts. Seine Schaufelräder peitschten brausend in die See. Es war alles wieder wie einst. Ein blaugrauer englischer Torpedozerstörer schnitt leicht durch die Wogen. Die „Köln“ dippte die Flagge. Von drüben erwiderte man den Gruß. Rauschend glitt der schnittige Leib des Zerstörers vorüber, zu beiden Seiten des Achterschiffes einen mächtigen Wasserschwall aufwerfend. Am Horizont überall Schattenrisse ferner Schiffe.

„Es bleibt doch eine der Schlagadern der Welt,“ sagte Wegener, durch sein Glas einen großen Transatlantiker verfolgend.

„Glaubst Du, daß England seinen Verlust verwinden wird?“

„Sicher,“ sagte Wegener, „verlaß Dich darauf, Hilde. Dieses Volk fängt immer wieder an, wenn es irgendwo seine Zelte abbrechen muß. Man muß ihm nur Zeit lassen zum Befinnen. Das hast Du ja draußen gesehen. Bäh, geschäftskundig, selbstsicher und klug sind sie. Mit ein paar Redensarten ist England nicht unterzufriegen. Dazu steckt zu viel alte Kultur in ihm.“

Frankreichs Küsten waren längst im grauen Dämmer verschwunden. Jetzt tauchten fern rechts die Felsenklippen der Scyllys auf.

„Und wir?“ fragte sie.

„Uns hat seit dem Zusammenbruch eins gefehlt: Das Vertrauen zu uns selber. Wir denken zu viel und wollen zu wenig. Du hast uns ein neues Ziel gesetzt. Wir fahren ihm jetzt nach. Du merkst es ja selbst an unseren Ingenieuren und Arbeitern. Sie werden ihr Werk schon anpacken. Hat der Deutsche ein Ziel, dann geht er durch dick und dünn. Mit den Augen auf die Sturmflagge ist er unüberwindlich. Er darf nur nie auf seinen Nebenmann sehen, dann fällt ihm plötzlich ein, ob es dem nicht vielleicht besser geht als ihm selber, und er fängt an zu grübeln. Grübeln taugt nicht bei der Arbeit. Ich bin froh, daß alles so gekommen ist.“

„Und ich bin stolz auf Dich, daß das alles auch Dein Werk ist,“ sagte sie und sah ihn an.

„Mein Anteil ist vielleicht nicht ganz gering,“ sagte Wegener. „Jetzt darf ich es ja sagen. Du hast eigentlich nie recht daran geglaubt, daß die Herren in Berlin auf sein Anerbieten eingehen würden, und offen gesagt, ich auch nicht. Hätte der Druck von Schweden aus zuletzt nicht mitgewirkt, wer weiß? Ein Engländer hätte unbesehen zugegriffen und gesagt: Well! In Berlin schielte man immer nach London und dachte: Dürfen wir das auch? Ich glaube, wir haben den Engländern zum ersten Male wieder imponiert. Das gibt uns auch wieder eine andere Stellung ihnen gegenüber. Mit ihnen ist gut auskommen draußen, Du weißt es. Aber manchmal klingt, wenn man mit ihnen zu tun hat, doch noch etwas durch aus der alten Zeit, da wir Deutschen für sie nichts weiter waren als Kolonialstoff. Hier an diesen Felsenklippen sind schon Millionen und Millionen Deutscher vorübergefahren, die der große Kontinent drüben lautlos verschluckt hat. Kolonialstoff für englisches Neuland! So etwas vergift ein Volk dem anderen nicht. Mit den Franzosen haben sie draußen einst um diese Länder gekämpft. Die Deutschen konnten noch nicht mitmachen, sie waren damals Söldner, die man schiffloadsweise nach drüben verfrachtete, waren Farmer, Volk, nicht Herren. Heute, gestützt auf das asiatische Eisen, sind wir wieder Gegenspieler Englands, werden England wieder unbequem. Das ändert

unsere Stellung, Du wirst es sehen. Der Engländer achtet nur den Gegner, der auch etwas kann, achtet ihn nur, wenn er auch Herr ist."

Hilde drehte Fus Ring am Finger. „Wie ein Zauber-
ring kommt er mir vor. Chinesisches Gold an der Hand
einer deutschen Frau," wiederholte sie seine Worte. „Aber,
sagte er nicht, daß dieses Gold vielleicht aus dem kaiser-
lichen Rom stamme?"

„Möglich, Gold schmilzt man immer wieder um. Nur
Prägung und Form wechseln, das Gold bleibt dasselbe.
Auch Völker gehen in den Schmelztiegel und kommen neu
daraus hervor. Auch unser Volk ist ein anderes geworden,
härter und weniger sentimental als früher. Seltsam, zu
wissen, daß dieser Ring tausend Jahre von Hand zu Hand
gewandert ist. Wo sind die, die ihn vor Dir getragen
haben? Verweht, verklungen sind ihr Leid und ihr Glück
mit ihnen.

Wie hoch die Welt sich bäumet,

Wie laut auf weiter Spur

Das Leben schäumet;

Uns alle träumet der Weltgeist nur."

„Uns alle träumet der Weltgeist nur . . ." wiederholte
Hilde, „Menschen und Völker. Weißt Du noch, wie wir
uns von Aladins Zauberlampe durch Stambul führen
ließen? Es ist mir jetzt wie ein Traum."

„Es war ein weiter Weg von Barcelona, bis Dir Du
seinen Ring ansteckte. Bist Du jetzt glücklich, Hilde?"

„Vollkommen, Reinhold. Ich weiß mich eins mit Dir
und eins mit Deiner Arbeit. Ich fühle mich bei Dir so
geborgen."

„Das sagtest Du mir schon einmal in Stambul."

„Das weißt Du noch?"

„Hilde, alle guten Worte behalte ich."

„Nur die guten?"

„Nur sie. Alle bösen und bitteren Stunden verklungen
in mir immer sehr schnell und dann für immer. Wenn ich
zurückblicke auf Gewesenes, dann ist es mir, als sähe ich auf
ferne Berge, umflossen und verklärt vom blauen Schimmer

stiller Sehnsucht nach etwas Geheimnisvollem, Schönerm, was gewesen."

"Reinhold, so kenne ich Dich ja gar nicht."

"Was weiß ein Mensch vom andern!"

"Sicher," sagte sie. "Auch dann, wenn man glaubt, einander zu kennen. Für das Beste in uns finden wir so selten die Worte. Ich bin ich und Du bist Du."

"Denkst Du noch an den Abend, als wir zusammen nach Stambul zurückfuhren? Nie hatte ich mich Dir vorher so nahe gefühlt wie damals, als Du mich zum ersten Male in Dein Leben hineinsehen liebest. Auf jener Fahrt saßen wir auch so nebeneinander. Hilbe, Du weißt nicht, wie oft Du mir über dunkle und verzweifelte Stunden hinweggeholfen hast."

"Wirklich? Und wodurch?"

"Nur dadurch, daß Du bei mir warst."

"Das weiß ich, Reinhold, auch wenn ich es nicht sagte."

"Du hast es gewußt? Und hast es mich nie merken lassen, daß Du ahntest, wie kleinmütig und verzagt ich oft war, Du Kühle, Herbe, Du mein schönes Weib."

"Ihr letztes Geheimnis behält eine Frau doch immer für sich," sagte sie mit stillem Lächeln.

"Ihr letztes Geheimnis? Du magst recht haben," er suchte nach ihrer Hand, "laß meine Hand nie los, Hilbe. Es liegt eine geheime Kraft in Deiner, und ich werde sie brauchen, wenn wir drüben jetzt aufbauen. Es ist doch ein stolzes Gefühl, mit helfen zu dürfen an dem Werk, das unser Volk wieder emporreißen wird aus Nacht und Dumpfheit, das es wieder groß machen wird, frei und tüchtig und innerlich gesund, wenn es wieder die Arme recht zum eigenen Werk, nachdem die Fesseln gefallen, die sieglose Sieger uns geschmiedet."

"Auch in Dir lebt etwas von Fus bezwingendem Willen. Ich fühle das längst und bin stolz auf Dich," sagte sie und schmiegte sich an ihn.

"Du, Du," drohte er lächelnd, "mach' mich nicht eitel."

Langsam begann die Nacht von Osten heraufzuziehen. Die dunklen Felsenklippen, die letzten Grenzsteine der alten

Welt, verschwammen schon am Horizont. Da blickte über ihnen das Licht von Bishop Rock auf und stand wie ein blinkender Stern über der einsamen Weite des Atlantic. Die beiden sahen ihm lange nach.

„Stella Maris, Hoffungsstern über dem Meer,“ sagte Wegener, „wann werden wir ihn wiedersehen?“

„Wenn Dein Werk vollendet ist, Reinhold. Dann kehren wir wieder heim, Du und ich“, klang leise ihre Antwort.

Um sie rauschte das Meer, das schon so Viele hinausgetragen, seine uralte Weise.

E n d e.

Comprador ist die aus dem Portugiesischen stammende Bezeichnung für die chinesischen Handelsagenten der europäischen Handelshäuser, die den meist reichen Gewinn abwerfenden Zwischenhandel mit der chinesischen Kundschaft vermitteln. Mehr oder weniger selbständig, oft auch direkte Angestellte der europäischen Firmen sind die Compradores geradezu unentbehrlich, wenn die Europäer die Landessprache nicht beherrschen. Vielfach werden sie auch selber zu Großkaufleuten, deren Kredit dann auch von den europäischen Handelshäusern wieder in Anspruch genommen wird. Die Stellung des Compradors ist sehr verschieden, und sie beruht vornehmlich darauf, daß sich die Europäer meist nicht die Zeit und Mühe nehmen, wirklich Chinesisch zu lernen, was übrigens immerhin etwa 4—6 Jahre in Anspruch nimmt.

Harmageddon ist nach der Offenbarung St. Johannis 16,16 der Ort, an dem sich der letzte Kampf zwischen den Mächten des Lichtes und der Finsternis abspielen soll, der das messianische Zeitalter einleiten wird. Das hebräische Wort bedeutet so viel wie der Hügel der Zerstörung oder der Hügel von Megiddo, am Südrande der Esdraelon-Ebene. Dort ist das Schlachtfeld, auf dem die meisten Kämpfe der jüdischen Geschichte stattfanden. Hier wurde Saul von den Philistern geschlagen, König Josia von Pharao Necho usw. Der Ausdruck Harmageddon ist in den angelsächsischen Ländern, wo man sich immer sehr eingehend mit den prophetischen Büchern der Bibel beschäftigt hat, und wo die Fundamentalisten neuerdings eine ganze Literatur von Harmageddon-Schriften geschaffen haben, jedermann geläufig.

Kanagawa. Ein von den Nordamerikanern unter dem Kommodore Perry entsandtes Geschwader erzwang durch einen am 31. März 1854 abgeschlossenen Vertrag in Kanagawa die Öffnung der japanischen Häfen Simoda und Hakodate für den amerikanischen Handel. Erst dann wurden ähnliche Verträge mit anderen Ländern abgeschlossen.

Küeh Wo-min 覺吾民 Der Name des chinesischen Zauberers auf Seite 75 hat in Anlehnung an ein Zitat des Philosophen Menzius einen Doppelsinn: Der Familienname Küeh be-

deutet: „zum Erwachen bringen“ und Wo-min heißt „mein, unser Volk“. Der Name Kūeh Wo-min bedeutet also einen Mann, der berufen ist, sein Volk zum Erwachen zu bringen. Damit erklärt sich von vornherein die Anwesenheit so vieler Chinesen in der Vorstellung. Die **Meiji-Periode** bezeichnet die Regierungszeit des erst 1914 verstorbenen Kaisers Mutsuhito. Als er fünfzehnjährig 1866 zur Regierung kam, stand Japan unter der Herrschaft des Hausmeiertums der Shogune. Deren Niederlage in den Kämpfen um Jeddo (heute Tokio = Stadt des Ostens) führten zu einer Restauration des Kaisertums. Der Tenno (Mikado) verlegte seinen Sitz von Kioto, dem Wohnort des Shoguns nach Tokio. Japan wurde den Fremden geöffnet und machte sich in einer beispiellos raschen Entwicklung europäische Einrichtungen und europäische Technik zunutze. Die einzigartige Bedeutung dieses Meiji-Zeitalters unter Mutsuhito, in dem Japan aus einem mittelalterlichen Feudalstaat zu einem modernen Staatswesen wurde, versteht man am besten, wenn man sich vorstellt, die Regierungszeit Karls V., als Ritterheere noch die Schlachten schlugen, sei bei uns mit der Herrschaftsperiode Wilhelms II. zeitlich zusammengefallen. So schnell hat sich die Europäisierung Japans vollzogen. Ob zum Heil des Landes selber, darüber denken heute die Japaner immer skeptischer. Die Reaktion gegen diese Europäisierung des japanischen Lebens, besonders in den Städten, macht sich auch immer stärker bemerkbar. So kehrt man neuerdings auch wieder zu den alten schönen einheimischen Trachten zurück, die man einst der europäischen Kleidung zuliebe abgelegt hat.

Shimonoseki. Nach seiner Niederlage in dem Kriege von 1894/5 trat China im Frieden von Shimonoseki Korea, die Halbinsel Liautung mit Port Arthur und Formosa an Japan ab und wollte außerdem eine Kriegssentschädigung zahlen. Gegen diese Festsetzung Japans auf dem chinesischen Festlande erhob Rußland Einspruch, das Port Arthur schon als einen eisfreien Hafen für sein ostasiatisches Geschwader ins Auge gefaßt hatte. Diesem Protest schloß sich Deutschland aus Gefälligkeit gegen Rußland an; außerdem Frankreich. In einem zweiten revidierten Vertrage von Shimonoseki mußte Japan auf seinen Festlandsbesitz verzichten. Das war einer der größten Fehler der deutschen Politik. Der Kaiser, Marschall und der unselige Geist unserer auswärtigen Politik, Herr von Holstein, entschieden für Rußland und gegen Japan. Deutschland gab damit die Früchte

einer jahrzehntelangen erfolgreichen Politik in Japan, das seine Verfassung, sein Heer, seinen Hof und seine Justiz ganz nach deutschem Muster eingerichtet hatte, an einem Tage preis. Der damalige japanische Gesandte in Berlin, Mori, erklärte, Japan sei bisher immer gewohnt gewesen, die deutschen Ratschläge zu befolgen, es sei aber das letzte Mal, er ließ sich darauf nach London verlegen. Deutschland fügte diesem politischen Fehler auch noch eine direkte Beleidigung hinzu, indem es die bereits festgesetzte Überreichung einer Ordensauszeichnung an den Mikado im letzten Augenblick telegraphisch rückgängig machte.

Dieser Einspruch in den Frieden von Shimonoseki ist ein Wendepunkt in der Geschichte Ostasiens geworden. Japan rüstete zehn Jahre lang auf den Krieg gegen Rußland und holte sich 1905 Port Arthur mit stürmender Hand. Deutschland hatte in Japan einen sicheren Bundesgenossen verloren, den es 1914 dann schwer vermissen sollte. Die japanische Aufforderung an Deutschland, Kiautschou zu räumen, hatte bekanntlich denselben Wortlaut wie die deutsch-russisch-französische Einspruchsnote gegen den ersten Frieden von Shimonoseki. So rächte sich der politische Dilettantismus von 1895.

Who is Thomson?	5
Thomson fliegt in die Luft	16
Wo ist der Comprador?	20
Fu	39
Hört Ihr die Schritte?	50
Hallo Thomson!	61
Hilbe Buchwald	78
Warten und nicht verzweifeln	96
Ineboli	123
Nia	136
Palmyra	146
Partant pour la Syrie	167
Wetterleuchten	179
Zwei Welten	199
Gold und Eisen	206
Harmageddon	211
Schach	221
James Monroe's Schatten	237
Hinaus!	240

